



universität
wien

DISSERTATION

Titel der Dissertation

„ Wir sind einander so vertraut.
Die Sentimentalisierung der Beziehung zum Rassehund
im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert“

Verfasserin

Mag. Katja H. Wolf

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)

Wien, 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 092312

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt:

Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Betreuerin / Betreuer:

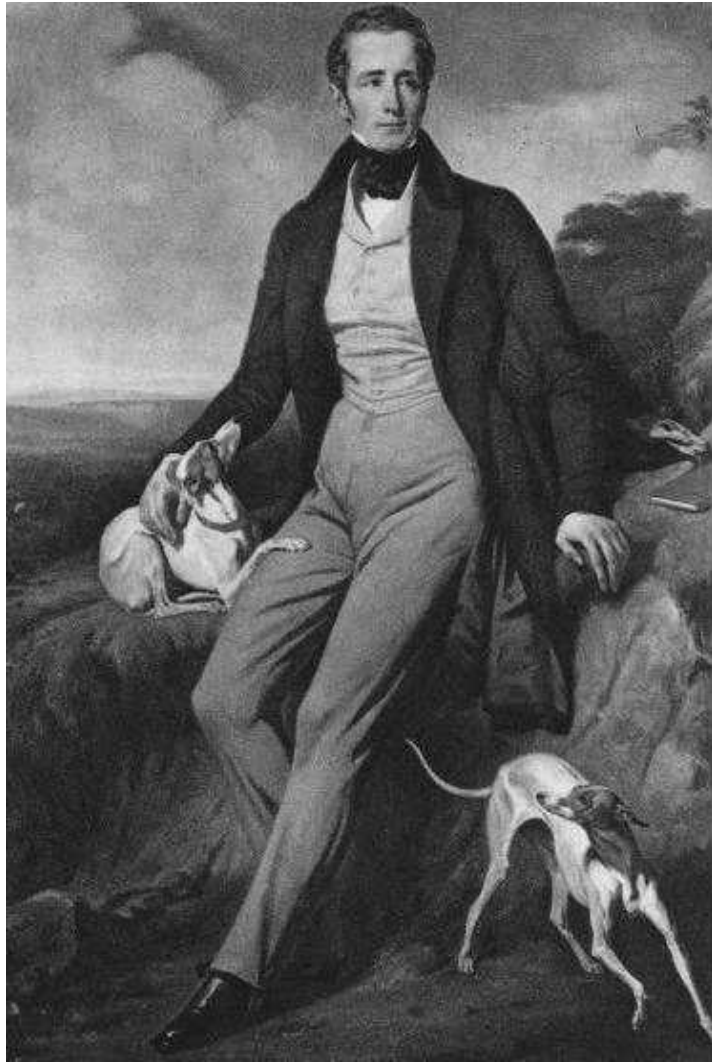
Univ. Prof.Dr. Birgit Bolognese- Leuchtenmüller

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Einleitung	3
2. Tierverständnis in der Philosophie	
Ein Rekurs zur Entwicklung eines allgemeinen Tierversständnisses	9
3. Beziehungsmodelle Mensch- Hund. Folgen sie dem menschlichen Partnerschaftsmodell als Maßstab?	28
3.1 Adelige Gesellschaft in Österreich	30
3.2 Bürgerliche Gesellschaft in Österreich	44
3.3 Bürgertum in Großbritannien	53
3.4 Adelige Gesellschaft in Großbritannien	54
3.5 Der Offizier im Wandel der Zeit -Weltbild und Rezeption eines Berufsstandes	67
4. Sentimentalisierung des Hundes analog oder wider dem Zeitgeist?	74
5. Der Hund in der Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts	78
5.1.1 Geregelter sozialer Kontakt versus Freizügigkeit	83
5.1.2 Probleme einer Mesalliance und der unerwünschten Nachkommenschaft	84
5.1.3 Infertilität und dynastische Probleme	85
5.2 Vom Versuchstier zum Patienten- Exkurs zur Geschichte der Veterinärmedizin	89
5.3 Erste Schritte im Tierschutz: Von Lord Erskine zu Richard Martin und der „Society for the Prevention of Cruelty to Animals“ (SPCA)	100
5.4 Auswirkungen der Bestrebungen Ignaz Franz Castells und die Gründung des Wiener Tierschutzvereins	109
6. Der Hund in Kunst & Literatur des neunzehnten Jahrhunderts	110
6.1 Prosa und Lyrik	
6.2 Die Tierkarikatur im neunzehnten Jahrhundert	115
7. Von Luxus- & Gebrauchshunden	117
7.1 Exkurs : Das Jagdhundewesen in Österreich- Ungarn	123
7.2. Der Jäger und sein Hund	131

8. Jagdhunderassen im Wandel der Mode	132
8.1. Setter & Pointer	132
8.2 Der Retriever	137
9. Von der Zuchtschau zur Internationalen Hundeausstellung	142
9.1 Namensvergabe	145
9.2 Ausstellungen in Österreich – Ungarn	148
10. Hunde als Retter und Helfer	152
10.1 Sanitätshunde	153
10.2 Der Bernhardiner als klassischer Retter aus Bergnot	171
11. Menschen und ihre Hunde. Drei Beispiele und eine Verweigerung	179
11.1 Emil Ilgner	179
11.2 Arthur Schopenhauer	185
11.3 Kaiserin Elisabeth von Österreich	188
11.4 Kronprinz Rudolf von Österreich	191
11.5 Adolf Hitler oder: Warum er kein Beispiel ist	195
12. Abschied. Menschliches Trauern um den tierischen Freund	197
13. Die Auswirkungen der geänderten Maßstäbe- oder was hat's gebracht für Herr & Hund?	201
14. Epilog	204

für Karah



*When a man is lonely,
God sends him a dog.*

(Alphonse De Lamartine 1790-1869)

1. Einleitung

*And the woman said: „ His name is not Wild Dog any more,
but the First Friend , because he will be our friend for always
and always and always.“ (Rudyard Kipling)*

Zielsetzung dieser Arbeit soll die Beleuchtung einer Entwicklung sein, welche in ihrer Bedeutung für den mitteleuropäischen Raum zunehmend in unser Bewusstsein gedrungen ist und deren Wurzeln im frühen neunzehnten Jahrhundert und davor liegen und mehr oder weniger parallel zu einer gleichnamigen Entwicklung im Verhältnis Mann – Frau verläuft, die Sentimentalisierung der Mensch – Hund Beziehung.

Zur gewählten Eingrenzung des zeitlichen und räumlichen Rahmens der Untersuchung sei bemerkt, dass aus Gründen der Übersichtlichkeit hier nur eine Auswahl verschiedenster Blickwinkel und Argumente gezeigt werden kann, welche keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sondern viel mehr in ihrer Gesamtheit ein Mosaik ergeben, dessen mögliche Unvollkommenheit dem Betrachter Raum für eigene Assoziation lassen soll und lediglich dem Zwecke dient meine Thesen zu begründen und deren Überprüfung an Hand diverser historischer Beispiele zeigt.

Als zeitlichen Rahmen möchte ich den Bogen vom frühen neunzehnten Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges spannen, der geographische Schwerpunkt ist zwischen Mitteleuropa und den Britischen Inseln, je nach Bedeutung der jeweiligen Entwicklung, angelegt.

Die Auswahl dieser zeitlichen Einteilung liegt in der besonderen Entwicklung des gewählten Themas begründet. Die sich manifestierende Sentimentalisierung der Mensch Hund Beziehung im frühen neunzehnten Jahrhundert und deren Festigung über die Jahrhundertwende hinaus. Der Endpunkt wurde weniger mit Bedacht auf den Abschluss dieser Entwicklung gewählt denn auf die völlig geänderten gesellschaftlichen Voraussetzungen Mitteleuropas nach dem Zweiten Weltkrieg, welcher für mich eine deutliche Zäsur in der philosophischen und gesellschaftspolitischen Betrachtung darstellt. Die nachhaltige Zerstörung humanistischer Ideale und die Barbarei des Krieges verwüstete in weiten Zügen die sorgsam bewahrte Trennlinie zwischen Mensch und Tier. Es ist die Vernunft die des Menschen Vorherrschaft legitimiert. Krieg und Vernunft schließen einander jedoch aus.

Das im Zuge dieser Arbeit verwendete Forschungsmaterial lässt sich in nachfolgende Hauptgruppen gliedern: Hinsichtlich des Versuchs einer Bestandsaufnahme zwischenmenschlicher Beziehungsmodelle und deren Entwicklung im Europa des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts dienten neben den Standardwerken zur Europäischen Familien- und Sozialgeschichte auch Tagebuchaufzeichnungen, Korrespondenzen sowie ausgewählte Stücke aus Literatur und Darstellender Kunst.

Der naturwissenschaftlichen Seite des Themas versuchte ich mich über eine Betrachtung zeitgenössischer Forschungsgeschichte im Bereich Veterinärmedizin und Vererbungslehre zu nähern. Die philosophischen wie ethischen Aspekte wurden unter dem speziellen Blickwinkel der durch die regionale Eingrenzung entstandenen Beschränkung auf christliche Wertvorstellungen und Traditionen unter Verwendung eines Vergleichsansatzes zwischen den bedeutendsten Konfessionen zu beleuchten versucht.

Als letzten großen Quellenbereich möchte ich im Zusammenhang mit der Entstehung verschiedenster, in dieser Arbeit erwähnter Hunderassen und deren mitunter sehr speziellen Verwendungszwecke auf die Benützung der jeweils spezifischen Aufzeichnungen zur Rassengeschichte, Zuchtbücher und Vereinsannalen hinweisen.

Der Umstand, dass gewählte Beispiele und Zitate ebenso wie weite Teile meiner Argumentation Rassehunde beinhalten, ist nicht in meiner grundsätzlichen Präferenz für diese begründet, sondern trägt vielmehr jener Tatsache Rechnung, dass vorhandenes Quellenmaterial eindeutig zugunsten verschiedenster Rassehunde weist. Diesen Umstand möchte ich jedoch an anderer Stelle ausarbeiten, all jenen welche meine spätere Argumentation als nicht ausreichend empfinden, möchte ich zu bedenken geben, dass einerseits die Definition Rassehund erst zu einem sehr späten Zeitpunkt der Geschichte erfolgte und die Bestimmung dieser Grenzen dieser lange Zeit als höchst subjektives Kriterium galten. Zum anderen Teil ist steht jeder Mischlingshund ja wiederum in gradueller Verwandtschaft zu Rassehunden, trägt somit zu einem (Bruch)teil auch dessen Geschichte mit.

Es sollte an dieser Stelle dennoch eine offen ausgesprochene Kritik nicht fehlen, die mir aus tiefster Seele kommt. Gemäß der unterschiedlichen Wertigkeit die Hunde im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben, wurden Sammlungen und Tradierungen nicht mit der ihnen gebührenden Sorgfalt behandelt oder gar bewahrt. Aufzeichnungen oder gar Bilder mitunter mit Füßen getreten, verlegt oder vernichtet. Sichere Orte der Verwahrung gab und gibt es nicht- und somit müssen wir in einigen

Forschungsbereichen, als Wissenschaftler jegliche Spekulationen vermeidend, eingestehen, dass das wertvolle Quellenmaterial schlichtweg nicht mehr existent ist.

Die Auswahl der näher betrachteten historischen Personen erfolgte in exemplarischer Absicht mit der Zielsetzung einerseits den jeweiligen Zeitabschnitt hinsichtlich der Dissertationsthematik zu repräsentieren, oder aber Handlungen wie Haltungen aufzuzeigen, welche dem vorherrschenden Zeitgeist der jeweiligen Epoche vehement widersprechen.

Die Konzentration auf einige wenige Rassen, vornehmlich Jagd- und Gebrauchshunde, erfolgte unter dem Aspekt, dass Luxus- oder Begleithündchen zwar schon seit vielen Jahrhunderten die elitären Begleiter der Hocharistokratie waren, jedoch als winzig kleines Segment ihr Dasein fernab der öffentlichen Betrachtung fristeten. Die beginnende Wandlung vom „Nutz“Tier Jagdhund zu einem Objekt tiefer menschlicher Zuneigung erschien mir als weitaus interessanter.

Hinsichtlich der zur Anwendung gelangenden Methodik möchte ich folgende Richtlinie angeben. Eine empirische Darstellung der Mensch – Tierbeziehung, und seiner Sonderform Mensch- Hund- Beziehung, kann naturgemäß nur einseitig erfolgen. Wir können uns der Thematik in schriftlich wie bildlicher tradierter Darstellung ausschließlich von menschlicher Seite her wissenschaftlich nähern, dies sollte dem Leser und Kritiker dieser Arbeit wie mir selbst im Hintergrund präsent sein. Sprechen wir von einer Sentimentalisierung der Mensch – Hund Beziehung, so liegt die Betonung auf Mensch, seitens des Hundes trifft sie mit Sicherheit nicht zu. Ein Ansatz dieser Arbeit ist somit definiert- die Analyse kann und wird nur von menschlicher Seite her erfolgen. Ich stimme gerne dem Argument zu, es gäbe eine bedeutende Anzahl anderer Richtungen sich dieser Beziehung zu nähern, sei es von veterinärmedizinischer, theologischer oder tierpsychologischer Art und Weise. Dies würde jedoch den Rahmen dieser Arbeit bei Weitem übersteigen, dennoch werde ich versuchen mich auch im einen oder anderen Fall als Grenzgänger zu betätigen und den Blick in angrenzende Wissenschaften werfen, wenn auch nur um ein Bewusstsein dieser Grenzlinien zu skizzieren. Kann eine Analyse demnach nur seitens empirischer Ergebnisse und Daten erfolgen, so ist mir jedoch in zweiter Linie die Annäherung an die Mystik des Themas- ein behutsames Erklären einer Beziehung die eine Jahrtausend Jahre alte gemeinsame Geschichte hat- von enormer Bedeutung.

Seit Beginn schriftlicher Tradierung gibt es Erzählungen, Beschreibungen, Fabeln, Märchen zum Thema Hund- vieles wurde geschrieben mehr noch vergessen.

Der Mensch hat sich narzistisch stets mit seiner eigenen Herkunft beschäftigt, anderen Lebewesen ihren Platz in der Geschichte streitig gemacht- wenn nicht geleugnet.

Als das Tier Hund mehr und mehr in das Bewusstsein des Menschen trat, Bildung und Philosophie es zuließen, sah er sich gezwungen im Zusammenhang mit seiner eigenen Herkunft sich auch mit jener seines Gefährten zu befassen.

Vehement wurde über die Anfänge dieser Beziehung spekuliert und disputiert, letztlich müssen wir uns immer noch mit der Tatsache zufrieden geben, dass irgendwo in der Dämmerung unserer Zivilisation, ein Paar auftaucht das tausende von Jahre lang einander begleiten wird: der Mensch und sein Hund.

Das erste Kennlernen, Akzeptieren und Zutrauen fassen, liegt jenseits unserer Aufzeichnungen. Ich erachte diesen Umstand weniger als bedauernswert, denn als gute Basis. Es sind die mystischen Dinge, die unser Herz berühren und letztlich treibt immer der Wunsch des Verstehenwollens den Verstand Erklärung zu finden.

Vor über 15.000 Jahren traf also das intelligente Wesen Mensch auf einen erstaunlich klugen Widerpart in der Tierwelt. Vom ersten Kennlernen an war der Mensch beeindruckt vom Wesen Hund, ahnte dessen vielfältige Fähigkeiten und schätzte seine Anhänglichkeit. Der Beziehung wäre wohl kein langes Leben beschieden gewesen wäre einer dem anderen gänzlich überlegen.

Das menschliche Wissen um die Unterschiedlichkeit der Begabungen und die Akzeptanz des Hundes sich vom Menschen führen zu lassen gab den Weg frei für eine beispielhafte Symbiose zweier Lebewesen, in welcher es jedoch niemals Zweifel hinsichtlich der Führung gab, um mit Herre/Röhrs zu sprechen:

„Die aktive Steigerung der Nutzleistung des anderen Partners zum eigenen Vorteil ist in Tiersymbiosen normalerweise nicht vorhanden und kann als Sonderleistung des Menschen angesehen werden.“¹

Die Beziehung dieser beiden Lebewesen kann aber ohne Zweifel als ein bedeutender Meilenstein der Evolution betrachtet werden, dessen soziokulturelle Auswirkungen so mancher Erfindung zumindest ebenbürtig ist. Der ursprüngliche Jagdgefährte wurde zunehmend zu einem animalischen Widerpart des Menschen, einem Partner auf Seiten

¹ Vgl. Herre, W./Röhrs, M., *Die Umweltbedingungen der Haustiere* e in: Illies, J./Klausewitz, W., (Hrsg.) *Unsere Umwelt als Lebensraum; Grzimeks Buch der Ökologie* (Zürich, 1973)

der Natur dessen Dienste über Jahrtausende hinweg mehr und mehr Anerkennung fanden.

15.000 Jahre und mit ihnen ein Wechsel der Zeiten, Religionen, Philosophien und das ständige Streben des Menschen nach Wissen und Macht brachte dieser Beziehung oft schmerzvolle Veränderungen bei- der Schmerz lag immer auf Seiten des Hundes.

Die Entwicklung dieser speziellen Beziehung im neunzehnten Jahrhundert erscheint mit besonders unter jenen zwei ausgewählten Aspekten interessant, welche das innere Gerüst dieser Arbeit bilden. Der Funktionalität des Tieres als Zielobjekt menschlicher Emotionalität einerseits, wie seine Bedeutung als Bindeglied zwischen Natur und Zivilisation anderseits.

Wir kommen nicht umhin zu verdeutlichen, dass hier ein Lebewesen seine Bindung und Zuneigung über die Grenzen seiner Art hinweg auszudehnen vermag, viel mehr noch die platonische Befriedigung seiner Libido innerhalb einer fremden Art sucht. Dieser Umstand definiert vom ersten Augenblick an die Positionierung; der Mensch bleibt handlungsbestimmend- physisch und vor allem emotional.

Wann aber hat der Mensch begriffen, oder begonnen, das Lebewesen Hund an seiner Seite wirklich als solches zu schätzen, zu begreifen dass es nicht einzig seiner Leistungen, Schönheit und Fähigkeiten wegen die Zuneigung eines Besitzers verdient, sondern als Objekt menschlicher Zuneigung per se gelten durfte.

Wie weit musste sich der Mensch selbst verändern um dem Tier Zugang zu seinem Gefühl zu gestatten und sich hierzu auch öffentlich bekennen zu dürfen? Mit dieser Fragestellung, die den ursprünglichen und privaten Anlass zur Aufarbeitung dieser Thematik stellte, möchte ich meinen persönlichen Zugang an dieser Stelle in wenigen Worten erläutern. Die jahrelange überaus intensive Beschäftigung mit meinem eigenen Hund, dessen geistige wie wesensbedingte Entwicklung und deren Einfluss auf meine eigenen Verhaltensmuster haben mich mehr als nachdenklich gestimmt. Wie hatte es doch die unvergleichliche Lorna Countess Howe doch treffend formuliert:

*"Whilst I am writing about training and teaching to train I cannot leave out my Dual CH Banchory Bolo. I think it is only fair to such a great Labrador that he should be paid tribute to and be made known as a dog who could train and handle human beings, because through my intimate knowledge and personal devotion to him I certainly learnt more from him than he did from me."*²

² Howe, Lorna and Waring Geoffrey, *The Labrador Retriever*. Popular Dogs Publishing Co., Ltd., 1975, revised version of *The Popular Labrador Retriever* by Countess Howe)p. 25ff



Der Faszination dieser überaus intelligenten Tieren erlegen, ist mein privates wie berufliches Ziel seit geraumer Zeit die verschiedensten Lebens- und Arbeitsbereiche der unterschiedlichsten Hunde zu beobachten, wenn gleich meine erklärte Liebe auch den Jagdhunden- in allererster Linie meiner treuen Forschungsbegleiterin der Flat Coated Retrieverhündin Karah gehört.

Und letztlich stellt sich zum einen die Frage: Wo endet das Gefühl sentimentaler Zuneigung zum Tier und beginnt ambivalente, psychische Abhängigkeit und wie verändert die Sentimentalisierung einer Beziehung die Lebensqualität des unterlegenen Partners?

Diesen Fragen möchte ich in den folgenden Kapiteln nachgehen, mit dem begleitenden Ziel zu zeigen, dass die Geschichte einer Sentimentalisierung der Mensch- Hund Beziehung nicht nur das Bekenntnis zu einer gesamtheitlichen Sicht einer Sozialgeschichte der vergangenen beiden Jahrhunderte ist, sondern ein exemplarischer Blick auf einen Aspekt der Naturgeschichte, der im weiteren Sinne die Forderung nach einer aufrichtigen History of Species durchaus rechtfertigt.

2. Tierverständnis in der Philosophie

- ein Rekurs zur Entwicklung eines allgemeinen Tierverständnisses

Et hoc quod continet omnia scientiam habet vocis³

Die Suche des Menschen nach seinen Anfängen, das beständige Drängen nach Erklärungen des eigenen Daseins bedingte neben naturwissenschaftlichem Fortschritt auch eine intensive Auseinandersetzung mit Philosophie und Religion.

Ein in der Literatur wenig beachtetes Element, welches meines Erachtens vielleicht gerade deshalb durchaus Beachtung verdient ist die enge Verbindung von Mensch und Hund in den Naturreligionen hinsichtlich der Entstehung – oder Schöpfung- der Welt. Gudrun und Susanne Beckmann sprechen explizit von

„Der Hund als Vor- Schöpfungstier, als Geschöpf, das nicht geschaffen wird, sondern von Anbeginn an da ist, das ist ein weltweites Motiv der Mythen. Die Hunde sind- sobald sie erwähnt werden- einfach „da“. Sie werden nicht geschaffen. Sie gehören zur Grundausrüstung des Universums, so wie es vor den Schöpfungsakt existiert.“⁴

Diese auf den ersten Blick gewöhnungsbedürftige Aussage wird durch eine beträchtliche Anzahl von Beispielen – den Hunden der Isis über Anubis, von dem Hund des Mithras zum hundeartigen Zwillingbruder des mexikanischen Schöpfers Quetzalcoatl bis zu Hündin Hekate oder die stets in Begleitung von Hunden auftretende Artemis belegt. Selbst die mehr als 7.000 vor Christus abgebildete „Ur-Mutter“ aus Catal Hüyük ist von zwei Hunden flankiert. Finden sich demnach rund um den Erdball im Rahmen der Entstehung der Welt Mythen, die kaum ohne die Person des Hundes auskommen, darf in diesem Zusammenhang auch auf das vielleicht bekannteste Beispiel- des europäischen Raums nicht fehlen: jene Wölfin, die Romulus und Remus gesäugt haben soll. Diese kurze Rückschau in die Welt der Sagen und Mythen rund um Hunde und deren Urahnen macht deutlich, dass eine Annäherung an die Thematik Mensch- Hund niemals frei sein kann von Grundstrukturen die jenseits jeglicher schriftlicher Tradierung ihren Anfang genommen haben und bis weit in die Gegenwart wirken.

³ lat. „das Allumfassende hat Kenntnis von jeder Stimme“

⁴ Beckmann Gudrun/ Beckmann Susanne, *Vom aufrechten Menschen zum Hundehalter. 500.000 Jahre Ko- Evolution und Kulturgeschichte von Mensch und Hund* (Giessen, 1994) S. 281

Die Position des Hundes war immer untrennbar gebunden an die Herkunft seines Besitzers, dessen Weltanschauung und das soziale Gefüge welchem er angehörte. Dieser Umstand ermöglichte ihm eine Geschichte im Verborgenen selbigen, mit all ihren Vor- und Nachteilen. Gebunden an den Menschen widerfuhr ihm bedeutsamere Aufmerksamkeit als jenen Tieren, die im Schatten der Menschheit im Lauf der Jahrhunderte zu deren Spielball gerieten.

Hat Aristoteles den Menschen überschätzt als er den Menschen ein *zoon politikon* nannte? ⁵ Oder kamen Plautus wie später auch Francis Bacon und Thomas Hobbes mit der Aussage *homo homini lupus* der Wahrheit näher? Faktum est: Bis zum heutigen Tage grenzt sich der Mensch, verhaftet seinem Antropozentrismus, strikt von Artfremdem ab, stets begleitet von einer archaisch wie utopischen Furcht, selbst als Tier seiner Sonderstellung (im Tierreich) beraubt zu werden.

Noch bei Pythagoras finden wir im Rahmen der orphischen Transmigrationslehre eine durchaus tierfreundlichen Ansatz, welchen Hans Peter Breßler als „eine frühe Form des Tierschutzes“ bezeichnet zumal diese die Wertschätzung das Leben als Heilig ansieht und diesen Umstand nicht nur auf den Wert menschlichen Lebens bezieht. ⁶ Mit Aristoteles beginnend nimmt die Entwicklung der menschlichen Abgrenzung vom Lebewesen Tier seinen Anfang. Basierend auf der Kenntnis etwa fünfhundert unterschiedlicher- in acht Klassen eingeteilter- Tierarten, anerkennt er die Einheit der Natur als Ganzes, differenziert jedoch bereits hinsichtlich der Fähigkeit des Menschen zu Abstraktion. Das „Vernunftwesen“ Mensch distanziert sich zunehmend vom Tier als dessen „älterer Bruder“.

Als jene beiden Positionen, welche sich als Richtschnur vieler Jahrhunderte kristallisierten sich auf der einen Seite der *ethische Naturalismus*- auf der anderen Seite der *anthropozentrische Humanismus* heraus. Beide Positionen zeigten für das Tier wenige erfreuliche Positionen auf- steht auf der Seite des ethischen Naturalismus die natürliche (Aus)Nutzung der Tiere- ähnlich des Gesetzes des Stärkeren, so bezieht sich der *anthropozentrische Humanismus* die Berichtigung zur (Aus)Nutzung der Tiere auf die Sonderstellung des Menschen hinsichtlich seiner Fertigkeiten – in erster Linie seines überlegenen Geistes. Was mit Cicero begann fand unter Thomas von Aquin einen ersten Höhepunkt- in folge des Augustinischen Denkens, das Tier besitze keine Vernunft- sei folglich dem Menschen in jeder Hinsicht unterlegen.

⁵ Titus Maccius Plautus, *Asinaria* II S.88

⁶ Breßler Hans- Peter, *Ethische Probleme in der Mensch- Tier-Beziehung. Eine Untersuchung philosophischer Positionen des 20. Jahrhunderts zum Tierschutz* (Frankfurt, 1996) S.16

Vernunft als Richtstab aller Dinge, dem Menschen a priori gegeben war demzufolge dem Tier aberkannt worden. Je unerbittlicher der Mensch nach seiner Natur fragte, je mehr er sich als freiheitsbegabtes Wesen definierte, desto weiter wurde das Tier abgedrängt.

Der Weg vom *caro intellectualiter animata* des 7. Jahrhunderts zu einem Rechtsträger des 21. Jahrhunderts wurde über weite Strecken stark von der Stellung der Philosophie und mehr noch von Haltung der Kirche zum Lebewesen Tier bestimmt.

Theistische Literatur des Mittelalters verweist immer wieder auf den fulgurativen Charakter der Schöpfungsgeschichte, einer definitiven Einwirkung Gottes in die Schöpfungsgeschichte mit dem Ergebnis einer gottgewollten Sonderstellung des Menschen innerhalb dieser Weltordnung.

Finden sich im Alten Testament, wie auch altjüdischen Texten noch Elemente einer verehrenden Sicht der Tierwelt, ist im Neuen Testament der Mensch ins Zentrum der Betrachtung gerückt. Reminiszenz an frühere Kulte und Bildhaftigkeit erweisen lediglich die Symbolisierung des Göttlichen durch ausgewählte Tier wie etwa dem Lamm oder der Taube.

Zielsetzung dieser Darstellung mag jedoch in weitere Folge auch eine bewusste Attribuierung bekannter tierischer Eigenschaften hinsichtlich einer verbesserten Rezeption seitens der Gläubigen sein. Im Großen und Ganzen bewegt sich die christliche Haltung jedoch zwischen einerseits der verwandtschaftlichen Positionierung beider, Mensch und Tier, als *creatio Dei* und andererseits einer dem Menschen zugestandenen Dominanz, welche in Ehrfurcht vor der schöpferischen Allmacht die ihm Schutzbefohlenen Tiere zu respektieren habe.

Die mittelalterliche Scholastik gesteht dem Tier Empfindungen wie instinktgeleitetes Handeln zu, spricht ihm aber eine Seele ab. Diese war einzig und allein dem Menschen vorbehalten. Diese Dogma war unantastbar war damit auch die Unsterblichkeit der Seele ideologisch verbunden. Mit dem Zugeständnis von Vernunft wäre dem Tier ein Platz im Jenseits nicht vorzuenthalten, dieser Forderung enthielten sich, bis Luther, die Majorität aller Philosophen wie Theologen.

Diesem Umstand Rechnung tragend, wurde analog zur hierarchischen Struktur der Gesellschaft, auch dem Hund sein Platz innerhalb des weltlich- geistigen Kosmos zuerkannt. Dem Hund wird im Rahmen der Jagd wie auch als reinem Prestigeobjekt herrschaftlicher Pracht einerseits Wertschätzung entgegen gebracht, andererseits entlädt sich im Zuge sogenannter Tierbestrafungen, wie etwa dem *Hundetragen* und

den Hundeprozessen eine „stark christlich-religiöse, aber mit wundergläubigen Elementen versetzte Weltanschauung“⁷.

Spricht Papst Leo XIII. in seiner *Enzyklika Rerum Novarum*⁸ noch von der triebhaften Fremdbestimmtheit der Tiere

„Das Tier regiert sich nicht selbst, es wird regiert durch seinen Trieb zur Fortpflanzung und zu seiner Selbsterhaltung. Anders die Natur des Menschen. In ihm ist das Wesen des Tieres in seiner Ganzheit und Vollkommenheit.“⁹

wendet sich bereits Luther der Ansatz hin zum Bekenntnis der existenten Tierseele. Luther danach gefragt ob auch Hunden ein Platz im Himmel anteilig wäre bejaht dies mit:

„Ja freilich, denn Gott wird einen neuen Himmel und ein neues Erdreich schaffen , auch neue Pelferlein und Hündelein mit goldener Haut .“¹⁰

Die Erwähnung der beseelten Natur war zu diesem Zeitpunkt zwar in den Hintergrund gedrängt, jedoch keineswegs neu. Bereits Plutarch hatte im zweiten Jahrhundert nach Christus jene Forderung nach Gnade formuliert, welche hunderte Jahre später von Martin Luther erneut thematisiert wurde.

„Mit beseelten Geschöpfen darf man nicht umgehen wie mit Schuhwerk oder anderen Gegenständen, die man wegwirft, wenn sie durch den Gebrauch abgenutzt oder zerbrochen sind; auch den Tieren gegenüber soll man Gnade walten lassen, wenn auch nur um die Tugend der Nächstenliebe walten zu lassen.“¹¹

⁷ Sellert Wolfgang, *Das Tier in der abendländischen Rechtsauffassung*, in: *Studium Generale. Vorträge zum Thema Mensch und Tier*. Bd.2 S. 66ff.

⁸ siehe Papst Leo XIII, *Enzyklika Rerum Novarum* n.420

⁹ vgl. Bernhardt Joseph, *Die unbeweinte Kreatur* (München1961) S.46

¹⁰ zit. nach Meyer Heinz, *Der Mensch und das Tier* (München 1975), S.117

¹¹ vgl.Plutarch, *Von der Ruhe des Gemütes und andere philosophische Schriften* (Zürich, 1948)

Und auch Thomas Murner schreibt in diesem Sinne:

*„Darum , liebs Weckerlin, lide dich,
Du kommst in der Hund Himmelrich;
Zu tot geschlagen und geschunden,
Den Lohn der Welt gibt allen Hunden.“¹²*

Auch auf Seiten der katholischen Kirche gab es Stimmen die sich mit dem Seelenleben der Tiere auseinandersetzten. Dies geschah aber in freilich weniger öffentlichen Rahmen. So finden wir unter den Aufzeichnungen des päpstlichen Nuntius Hieronimus Rorarius Beispiele für die vernunftbegabte Natur der Tiere und den Anspruch manchen Menschen überlegen zu sein. In Anbetracht einer sich zum düsteren wendenden Theologie des späten 16. Jahrhunderts bekannte sich Rorarius nicht öffentlich zu seiner Ansicht- seine Schriften wurden erst hundert Jahre später entdeckt und publiziert.¹³

Auch Machiavelli beschäftigte sich mit dem Tier und stellte eindeutig fest, dass nur der Mensch in der Lage sei seine Konflikte mit dem Verstand zu lösen, das Tier in Ermangelung desselben nur die Gewalt zur Verfügung habe.¹⁴ Interessant in diesem Zusammenhang ist jedoch der Umstand, dass Macchiavelli zugibt Verstand allein vermag mitunter nicht zur gewünschten Lösung eines Problems führen. Im Falle intellektueller Pattstellung sollte der Mensch sich seiner animalischen Wurzeln bewusst, durchaus auch zu Gewalt greifen dürfen, ja ist sogar dazu verpflichtet. Wiederum sehen wir an dieser Stelle die Ambivalenz der Beziehung Mensch- Tier. Das Wissen um latent vorhandene animalische Triebe, das intuitive Erahnen potentieller Gefahr und deren archaische Abwehr durch rohe Gewalt, erscheint dem Renaissancemenschen Macchiavelli als beachtliches Atout menschlicher Strategie. Dennoch behält Gewalt, derer man sich nicht zwangsläufig bedienen muss, einen negativen Beigeschmack, wird ihr Ursprung doch eindeutig mit Animalischem attribuiert, von welchem man sich abzugrenzen suchte, - ganz besonders im Vernunft orientierten Zeitalter der Renaissance. Die Stellung des Tieres, und dessen Rezeption innerhalb des Gesellschaft nimmt auch Thomas Morus zum Anlass in seinem Werk Utopia blutrünstige Siege als beschämend zu beklagen. War er auch ideologisch weit von einer sentimentalisierten Sicht des Tieres entfernt, finden sich in seinem Werk hinsichtlich der Jagd und Schlachtung von Tieren Vorboten jener Doppelmoral wieder, die sentimentale Tierliebe und Nutztierhaltung koexistent akzeptieren

¹²zit. Murner Thomas, Narrenbeschwörung. Hsg.v.M.Spanier (Berlin/Leipzig1926) S.236

¹³ vgl. Hieronimus Rorarius, *Quod animalia bruta saepe ratione utantur melius homine* -Hsg. Naude Gabriel (Paris1648) zit. In Lewinson Richard, *Eine Geschichte der Tiere* (Hamburg 1952)

¹⁴ vgl. Macchiavelli Niccolo, *Der Fürst* (Stuttgart, 1963)

„ (...) dass die Gewöhnung an das Zerfleischen der Tiere (...) das Mitleid, diese menschlichste aller natürlichen Empfindungen, allmählich abstumpfen lasse.“¹⁵

Zentrum der tierrelevanten Debatte war also Mitleid, welches auch Luther reklamiert hinsichtlich des Verhaltens Tieren gegenüber. Das Tier konnte zwar auf eine von Christenmenschen eingeforderte Barmherzigkeit hoffen, legitimes oder gar verbrieftes Anrecht darauf gab es jedoch keines, sprachen Religion wie Philosophie in seltener Einmütigkeit ihm nach wie vor jegliches Empfinden vehement ab.

Noch Michel de Montaigne zeigt sich in seinen 1580 verfassten *Essays* beeindruckt von den Kenntnissen verschiedenster Tiere und wird gerne als Stammvater der modernen Tierpsychologie gesehen. Er geht sogar so weit den Tieren höheres moralisches Empfinden zuzuschreiben. Unterscheidungskriterium ist für ihn weniger Intelligenz denn Phantasie, welche er in höherem Masse dem Menschen zugesteht. Knapp fünfzig Jahre vor Descartes billigt de Montaigne Tieren mitunter größere Intelligenz als Menschen zu und gelangt zur Feststellung dass des Menschen oberster Platz im Tierreich nicht unumstritten sei.¹⁶

Geprägt von der Angst zunehmende Nähe zum Tier, ganz besonders zum Hund, könne die Sonderstellung des Menschen beeinträchtigen waren Humanisten wie Reformatoren eine Annäherung über die Massen suspekt. Die Forderung galt einer sogenannten gesunden Tierliebe, welche besagte

„Eine Überspannung der Tierliebe und des Tierschutzes widerspricht der Würde des Menschen. Nie darf die Liebe zum Tier über die Liebe zum Mitmenschen gesetzt werden. Mann soll Katzen und Hunde nicht wie verzärtelte Kinder behandeln.“¹⁷

Rene Descartes als Vertreter jener Naturwissenschaftler, welche die Natur als kunstvolle Maschinerie begreifen, degeneriert das Tier und somit den Hund zur seelenlosen *res extensa*.

¹⁵ Morus Thomas, *Utopia* (Darmstadt, 1964)

¹⁶ de Montaigne Michel, *Essais* Buch II, Kapitel XII (1580)

¹⁷ vgl. *Lexikon der Pädagogik* Band IV (Freiburg, 1962) S.615 f.

Ausgangspunkt seiner Methodik ist der die zentrale These der Daseinsbegründung über die Fähigkeit zu Denken. Mit diesem Anspruch wird klar, dass sollte der Mensch seiner Vormachtstellung nicht behoben werden, dem Tier diese Fertigkeit per se aberkannt werden musste. Descartes klammerte sich in seiner Beweisführung an den Umstand der offenkundigen verbalen Sprachlosigkeit des Tieres und führte an ihm den Beweis mangelnder Intelligenz als dessen Ursache aus. Auch war ihm der Umstand wie ungleich leichter ein Tier als ein Mensch „abgerichtet“ werden könne willkommene Untermauerung seiner Thesen. Es ging ihm offenbar brennend darum den Menschen um jeden Preis vom Tier anzugrenzen.¹⁸ Zum Thema tierischen Verstandes befand Descartes sie besäßen nicht weniger Verstand

„(...)sondern keinen, und es ist die Natur, die in ihnen je nach der Einrichtung ihrer Organe wirkt, ebenso wie offensichtlich eine Uhr die nur aus Rädern und Federn gebaut ist, genauer die Stunden zählen und die Zeit messen kann als wir mit all unserer Klugheit.“¹⁹

Die Philosophie Descartes verbreiterte folglich den bereits durch christliche Anthropologie bestehenden Graben zwischen Mensch und Tier, sie erhob den Menschen zum unbestrittenen Zentrum der Natur, zur wahren Krone der Schöpfung. Diese Verdinglichung des Tieres sprach ihm nicht nur jegliches Seelenleben ab, verneinte jedes Schmerzempfinden vielmehr verdichtete sich diese Philosophie hinsichtlich der Konstruktion einer polarisierten Natur. Das Tier als vernunftloses Gegenbild des homo sapiens, befrachtet mit allem Unrat menschlichen Makels. Je triebhafter, böartiger das Tier gezeichnet wurde, desto heller und besser konnte der Mensch erscheinen. Jene Gedanken Descartes öffneten der häufig praktizierten Vivisektion Tür und Tor- wie leicht ließ sich am lebenden Tier experimentieren, sprach man diesem jegliche Empfindung ab.

Heftig kritisiert wurde Descartes von seinem Philosophiekollegen Gassendi. Im Zentrum ihres Streits lag die Frage nach Position des Tieres und dessen Fähigkeiten. Der durchaus emotionale Diskurs entbrannte an Gassendis Feststellung der Mensch sei zweifelsohne das vollkommenste aller Tiere, seiner Herkunft und Stellung nach aber diesen definitiv zugehörig²⁰.

¹⁸ vgl. Descartes Rene, *Discours de la Méthode* (1637), 5. Teil

¹⁹ vgl. Meyer Heinz, *Der Mensch und das Tier* (München, 1975) S.119

²⁰ vgl. Descartes Rene, *Méditations Métaphysiques- Cinquièmes Objections faites par Monsieur Gassendi contre les six Méditations*

Bereits Baruch Spinoza, ein Schüler Descartes wandte sich von dessen extremer Meinung hinsichtlich des Tieres ab, gestand er ihm eine Andersartigkeit wie auch die Fähigkeit der Empfindung zu, sagt er dass

„(...) alle Individuen, wenn auch in verschiedenen Graden , beseelt sind.“²¹

Dennoch hob er die Wertigkeit des Menschen hoch über jene des Tieres hinaus:

„Die Menschen haben auf die Tiere das selbe Recht, das sie auf uns haben. Ja weil das Recht eines jeden nach seinen Fähigkeiten oder seinem Vermögen bemessen ist, haben die Menschen ein weit grösseres Recht auf die Tiere, als die Tiere auf die Menschen.“²²

Der ständige Fortschritt der Naturwissenschaften, Entdeckungen wie neue Erkenntnisse im Bereich der Biologie und Medizin ließen gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts den französischen Arzt Juilien Offray de la Mettrie in seinem Werk *L'Homme machine* zu dem Schluss gelangen, wenn das Tier Maschine sei, dann wäre es nach den Gesetzen der Logik auch der Mensch. Anlass zu dieser Aussage gaben seine medizinischen Studien, welche nachweislich aufzeigten, dass evidente Parallelen physischer wie chemischer Prozesse dem Menschen und Tier existent sind. Mit dieser Feststellung, konnte erstmals von empirischer Basis ausgehend die cartesianische Trennung von Mensch und Tier in Frage gestellt werden.²³

Seine Schriften wurden zu Lebzeiten mehr geschmäht denn anerkannt, aber seine Position ebnete den Weg zu einer Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts welche das Tier zunehmend in seiner Existenz wahrnimmt und schätzen lernt.

De la Mettrie war aber keineswegs ein einsamer Mahner seiner Zeit. Sein Landsmann, der Zoologe Buffon, trat mit noch radikaleren Aussagen an die Öffentlichkeit und stellte damit Descartes Philosophie ebenso offensiv in Frage.

„Wenn wie von Pflanzen und Tierfamilien sprechen, wenn etwa der Esel von der gleichen Familie wie das Pferd sein dürfte, (...) so könnte man zu dem Gedanken kommen, dass der Affe von der Familie des Menschen sei.“²⁴

²¹ Spinoza Baruch, *Ethik*. Teil 4, 37. Lehrsatz, 1. Anmerkung (1677)

²² Spinoza Baruch, *Ethik* IV, Lehrsatz37, 1. Anmerkung

²³ Offray de la Mettrie Juilien, *L'Homme machine* (1748)

²⁴ Baur Otto, *Bestiarium humanum. Der Mensch- Tier -Vergleich in Kunst und Karikatur* (München, 1974) S. 53 zit. in : Brackert Helmut/ van Kleffens Cora, *Von Hunden und Menschen . Geschichte einer Lebensgemeinschaft* (München, 1989)

Auch Jean Jaques Rousseau, ein grenzenloser Bewunderer vorhandener Vielfalt der Natur, hob die mannigfaltigen Fertigkeiten verschiedenster Tiere hervor und verwies auf den Umstand, dass im Besonderen Instinkte Tiere vor Schaden bewahren können, jene Instinkte welche dem Menschen bereits in hohem Masse fehlten und er aus diesem Grunde vieles erleiden müsse, da er sich diesen bereits verschlossen habe. Rousseau ging sogar soweit die fortschreitende Domestikation verschiedenster Haustiere zu kritisieren, da sie der Tierwelt mehr Schaden als Nutzen bereiteten. In Anbetracht der heutigen „Qualzuchtdebatte“ kommt Rousseau in diesem Sinne nahezu prophetische Weitsicht zu. So findet dieser, der in der Natur

„(...) den Spiegel der individuellen Gefühle, der seelischen Höhen und Tiefen (...)“²⁵

sah mit seiner Äußerung zur Abhängigkeit des Menschen von der Gesellschaft folgende Worte:

„(...) alle reinen und exzessiven Empfindungen finden in der Natur Ausdruck (...)“²⁶

Beachtlich im Kontext dieser Arbeit sind Rousseaus Gedanken zur Natur als befreiende Kraft, einem Ort der Selbstheilung:

„ Ich mache zwanzig Meter in den Wald und meine Fesseln sind gesprengt.“²⁷

Es wäre jedoch falsch zu vermuten dieser Umstand hätte Einfluss auf die Positionierung innerhalb des Gesamtsystems gehabt. Gleichsam seinem Kollegen

²⁵ Rousseau Jean Jaques, zit. nach Hackenesch Christa, Bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur (Hamburg, 1984)S. 105

²⁶ Rousseau Jean Jaques, zit. nach Hackenesch Christa, Bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur (Hamburg, 1984)S. 105

²⁷ Rousseau Jean Jaques, zit. nach Hackenesch Christa, Bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur (Hamburg, 1984)S. 105

Immanuel Kant verweist Rousseau auf die Überwindung der Instinkte und warnt dem Menschen vor dem drohenden Rückfall auf die Stufe des Tieres.²⁸

So unterschiedlich Kant und Rousseau auch in ihren Zugängen, so bedeutsam erweist sich ihr Einfluss auf kommende Jahrhunderte.

Das neunzehnte Jahrhundert gilt nicht zu Unrecht als Jahrhundert der großen Veränderungen, als Jahrhundert des Aufbruchs. Kaum einem anderen Jahrhundert wohnte eine vergleichbare Sprengkraft in vielerlei Hinsicht inne. Die Entdeckungen und Erfindungen beschränkten sich beileibe nicht nur auf Naturwissenschaft und Technik. Bereits das ausgehende achtzehnte Jahrhundert war gekennzeichnet durch einen Umbruch religiöser, moralischer wie gesellschaftlichen Strukturen und bot somit Nährboden für neue Ideen und Visionen.

Mit den Schriften Kants und seiner Forderung „des Austritts aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit“ wurden die Fesseln einer durch christliche Dogmen geknebelten Weltanschauung gelockert und der Weg frei zu einer neuen Sicht des Menschen und seiner ihn umgebenden Welt. Dass sich der Mensch, abermals seinem, mitunter unreflektiertem, Anthropozentrismus verhaftet, der Tierwelt über weite Strecken hin ignorant zeigen würde war dennoch mehr oder weniger determiniert.

„Die Grenze zwischen Mensch und Tier versteht sich bei den Aufklärern von selbst, sie wird gar nicht diskutiert. In häufigen stereotypen Formulierungen stellt man einheitlich fest, dem Tier komme keine Vernunft zu, und damit ist die Frage erledigt.“²⁹

Jene Vernunft die den Menschen also befreien sollte, wurde dem Tier vorerst zum Verhängnis. Theoretiker wie Fichte oder Hobbes setzten sich über jegliche Forderung nach Verträgen und Rechten zu deren Schutz hinweg.

Was blieb waren eine Forderungen nach einem Verbot der Tierquälerei, wie sie etwa Immanuel Kant selbst äußerte,

„(...) die Dankbarkeit für lang geleistete Dienste eines alten Pferde oder Hundes (...) gehört indirekt zur Pflicht des Menschen.“³⁰

²⁸ vgl. Rousseau Jean Jaques, *Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen* in: Rousseau Jaques *Schriften zur Kulturkritik* (Hamburg, 1955) 87ff

²⁹ vgl. Narr D./Narr R., *Menschenfreund und Tierfreund im 18. Jahrhundert* In: *Studium Generale* 20.Jg. Heft 5 S.297

³⁰ zit. Kant Immanuel, *Metaphysik der Sitten* (Hamburg, 1966- 4.Auflg.) S.296

in deren Mittelpunkt aber nicht die Sorge um das Wohlergehen des Tieres stand, sondern die Befürchtung unmenschliche Härte gegen Tier würde in weiterer Folge auch zu einer Verrohung zwischenmenschlichen Umgangs führen. Noch sah sich der Mensch als Maß der Dinge, als Endziel und Klimax der creatio Dei. Von Interesse erscheint mit in diesem Zusammenhang, dass Kant sich zeitlebens intensiv mit der Frage der *Thierheit im Menschen*³¹ befasste, einem latenten Zustand welcher durch Einsatz der Vernunft zu bezwingen der Menschen Ziel sein sollte. Ich erachte diesen Punkt deshalb als höchst interessant, weil er einerseits Beweis für die enge Verbindung zwischen Mensch und Tier ist, andererseits das Bild einer lebenslangen Anstrengung des Menschen verdeutlicht sich von jenem animalischen Leben abzugrenzen, welches ohne ständige Kontrolle im Verborgenen schlummernd die Oberhand gewinnen könnte. Folgt man also der Überlegung Kants, dass der Mensch als solcher erst diesen Namen verdiene wenn die

„ (...)Befreiung des Willens vom Despotismus der Begierden (...)die uns an gewisse Naturdinge heften (...) und uns unfähig machen selbst zu wählen“

vollzogen ist, stellt sich die Frage nach der graduellen Abstufung von Verstand als Unterscheidungskriterium zwischen Mensch und Tier ebenso wie: Ist der Mensch, bar jeglicher Vernunft noch Mensch oder bereits Tier? In jedem Fall zeigt diese Folgerung dass der Mensch zwar auf die Stufe des Tieres zurückfallen kann, dem Tier aber in Ermangelung vernunftbegabten Denkens die letzte Stufe der Evolution offensichtlich vorenthalten bleibt. Von welcher enormen Bedeutung diese Feststellung ist wird vom heutigen Standpunkt aus oftmals unterschätzt. Das beginnende neunzehnte Jahrhundert war geprägt vom Geist der Vernunft und Moral. Eine Demarkation zwischen Mensch und Tier konnte nirgendwo effektiver sein als hier. Dennoch sollte es einem Lebewesen gelingen diese Linie als Grenzgänger zu überwinden und sich unbemerkt in das (Unter)- Bewusstsein einer Gesellschaft zu schleichen: dem Hund.

An dieser Stelle erscheint es mir von Nöten zur weiterführenden Theorie einen kleinen *Exkurs zum Thema Intelligenz* per se und in weiterer Folge zum Begriff Vernunft voranzustellen. Intelligenz gilt vor allem seit dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts in kaum erreichter Intensität als eine Art Gradmesser der Evolution, als grundlegendes Unterscheidungskriterium zwischen Mensch und Tier. Wohl wissend dass der homo sapiens sapiens ob vielschichtiger Defizite nicht der Weisheit letzter

³¹ siehe Kant Immanuel, *Dieion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft* (Hamburg, 1966- 6. Auflg.) S.26

Schluss sein kann, verteidigt der Mensch seit Jahrhunderten seine Position an der Spitze einer fiktiven Entwicklungspyramide, als deren oberstes Niveau er sich selbst betrachtet. Konnten Glaube und Dogma alleine diesen Platz nicht in ausreichenden Maße verteidigen, wurde das Scheidungskriterium Intelligenz zur neuen Religion angehoben.

Bezeichnend ist jedoch der Umstand dass bis zum heutigen Tage keine allgemein gültige universell anwendbare Definition des Begriff in Verwendung ist, zumal sich Forscher verschiedenster Fachrichtungen wohl hinsichtlich der Vielschichtigkeit dieses Begriffs einig, jedoch nicht eins über eine allgemein gültige Komponentenzusammensetzung sind. Somit müssen wir uns bis dato der Tatsache stellen, dass Intelligenz lediglich über operationale Definitionen bedingt messbar ist. Intelligenz ist nachweislich keine Fähigkeit sondern stellt eine Kombination verschiedenster Fertigkeiten dar, wobei die sehr individuelle Paarung dieser die jeweils spezifische Intelligenz(leistung) ermöglicht. Stellen wir an dieser Stelle etwa menschliche und tierische Fähigkeiten, wie beispielsweise Sinnesleistungen, Äußerungs- und Kommunikationsmöglichkeiten gegenüber so wird eine Monopolisierung des Begriffs für den Menschen per se schon ein wenig gewagter. Diesem Umstand hat in besonderem Maße der Forscher Edward Lee Thorndike zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts große Beachtung gewidmet. In seinem 1898 erschienenen viel beachteten wie diskutierten Werk *Animal Intelligence* versuchte er zu beweisen, dass Tiere sehr wohl in der Lage wären „intelligente“ Lösungen zu erarbeiten. Nur etwa zwanzig Jahre später führte Wolfgang Köhler Intelligenzprüfungen mit Menschenaffen durch und schlug in die gleiche, viel beachtete Kerbe. Tenor beider Forschung war, dass Tiere sehr wohl durch Lernen und daraus resultierendem Lösen von Problemstellungen (in Kombination mit ihren angeborenen Fähigkeiten??) grundlegend jene Verhaltensmuster aufweisen, welche wir als Grundlage intelligenten Handelns bezeichnen. Unter intelligentem Verhalten verstehen wir die Anwendung gelernter Inhalte zur Problemlösung auf neue Situationen.

Betrachten wir nun diese praktisch durchführbare Thematik auf tierischem Niveau (Menschenaffen, Delfine, Hunde, etc.) so ist mittlerweile unbestritten, dass Intelligenz kein menschliches Monopol, sondern viel mehr eine Ausprägung höchstentwickelter Lebewesen ist, welche in ausreichendem Maße nur bei diversen Säugetieren nachgewiesen werden konnte. Stellen wir uns nun die abschließende Frage zu welcher vorgenannten Tierart der gebildete Mensch des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts am ehesten Zugang hatte um diese Theorien auch im Alltag zu überprüfen, dann kann die Antwort lediglich Hund heißen.

Die Definition von Intelligenz ist dennoch bis zum heutigen vielschichtig, zumal sie durch die Sichtweise und Ausrichtung des Definierenden inhaltlich mitunter beachtliche Unterschiede aufweist. Seitens des Psychologen W.L. Stern wurde Intelligenz zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts als

*„(...) die allgemeine Fähigkeit eines Individuums, sein Denken bewusst auf neue Forderungen einzustellen; sie ist eine allgemeine geistige Anpassungsfähigkeit an neue Aufgaben und Bedingungen des Lebens (...)“*³²

gesehen. Oder wie er weiters ausführt:

*(...) Intelligenz ist die personale Fähigkeit, sich unter zweckmäßiger Verfügung über Denkmittel auf neue Forderungen einzustellen (...)“*³³

Der amerikanische Psychologe David Wechsler vertritt hingegen die Auffassung dass

*(...)Intelligenz die zusammengesetzte oder globale Fähigkeit des Individuums ist zweckvoll zu handeln und vernünftig zu denken und sich mit seiner Umwelt wirkungsvoll auseinander zu setzen (...)“*³⁴

Betrachten wir vorgenannte Begriffsbestimmungen, so sind wir durchaus geneigt unserem Forschungspartner Hund ein beträchtliches Quantum dieser genannten Qualitäten zuzusprechen.

Konnten wir uns im Bereich der Thematik Intelligenz noch gut und recht auf rein naturwissenschaftliche Strukturen stützen, ist die Behandlung des Bereichs Vernunft weit diffiziler, zumal wir hier die wohl beschilderten Pfade des Beobachtbaren verlassen und zunehmend in den Bereich der Philosophie und Theologie gelangen. Definieren wir Vernunft als menschliche Begabung aus Gelerntem zugunsten einer

³² vgl. Stern William Louis, *Methodensammlung zur Intelligenz von Kindern und Jugendlichen* (Leipzig, 1912)

³³ vgl. Stern William Louis, *Methodensammlung zur Intelligenz von Kindern und Jugendlichen* (Leipzig, 1912)

³⁴ zit. in Horn Ralf, *Intelligenz* (München 1993)

zweck- orientierten Moral situationsspezifisch zu entscheiden, dann sprechen wir Tieren en gros diese Fähigkeit ab. Moral und die daraus entstehende Urteils- wie Handlungsfähigkeit müssen in Ermangelung vergleichbarer (beobachtbarer) tierischer Mechanismen als rein menschlich betrachtet werden. Ob die viel gepriesene Vernunft jedoch als Limes zwischen Mensch und Tier im Rahmen einer qualitativen Seinsunterscheidung auf Dauer hält, oder aber ein gewolltes Konstrukt zur Absicherung der Vormacht einer menschlichen Führungsrolle in zunehmend säkularisierten Gesellschaften ist, sei dahingestellt. Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang eher die im Rahmen dieser Arbeit dargestellte gefühlsmäßige Ahnung des Menschen zunehmend den Atem der Natur hinter sich zu spüren, sich auf das Abenteuer Natur einzulassen an Stelle es zu bekämpfen.

Ohne an dieser Stelle spekulativ auf Forschungsergebnisse unserer Tage zu schielen, drängt sich der Vergleich zwischen einem Kleinkind und einem ausgebildeten Jagdhund auf. Definiert sich Vernunft als Urteilsfähigkeit innerhalb eines gesellschaftlich normativen Rahmens, so könnte man Kleinkind und Arbeitshund Seite an Seite stellen. Beiden steht ein unterschiedliches Maß an Intelligenz und Erfahrung zu Verfügung, beide haben in ihrer Erziehung gelernt Erwünschtes anzustreben, Unerwünschtes zu unterlassen. Das Kriterium der Unterscheidung liegt, wie es also Kant bereits definiert hat nicht in der Intelligenz und der Erfahrung sondern im Bereich der Möglichkeit normativ besetzt zu selektieren, den Grundsätzen der Moral entsprechend. Erst wenn das Kind im Konflikt zwischen Über-Ich und Es zur Ausbildung seines Ich-Kern gelangt und diesen anhand eigener Entscheidungen täglich zu prüfen lernt, beginnt sich das Wesen Mensch rasant vom Tier zu entfernen.

Als Wendepunkt in der Beziehung Mensch- Tier kann zweifelsfrei Charles Darwin mit seinem Hauptwerk *The Origin of Species* im Jahre 1859 bezeichnet werden. Mit ihr formulierte sich die Feststellung, dass eine Spezies die andere hervorbringt und der Mensch in dieser Hinsicht keine Ausnahme mehr darstellt. Zeitgleich mit Darwin beschäftigte sich der bekennende Hundeliebhaber Arthur Schopenhauer mit der Thematik auf philosophischer Ebene und kommt Darwin in einigen Elementen seiner Arbeit zuvor. Schopenhauer überlebte die Veröffentlichung des Werkes kaum ein Jahr. Ein philosophisch- naturwissenschaftlicher Dialog blieb aus diesem Grunde unausgesprochen.

Annähernd zeitgleich mit Darwin entwickelt Alfred Russell Wallace um das Jahr 1858 Theorien zur Thematik der Auslese wie auch der Entstehung der Arten.

Konträr zu Spinozas Lehrmeinung des siebzehnten Jahrhunderts, definiert sich die Vormachtstellung des Menschen einzig und allein auf Grund dessen Rechts des Stärkeren, nicht aber auf ein Prinzip a priori. Einzig die menschliche Überlegenheit positioniert das Tier als Untergebenen, abhängig vom Menschen und dessen Wohlgesinntheit. An diesem Ansatz hat sich bis ins 21. Jahrhundert nur Graduelles verändert.

Darwins Hauptwerk *The Origin of Species* kam einem natur- wie geisteswissenschaftlichen Erdbeben gleich. Als amüsante Konnotation sei angemerkt, dass Charles Darwin, Vater der Selektionstheorie, selbst keineswegs ein beschwerliches Schicksal zu meistern, einen Kampf ums tägliche Überleben zu meistern hatte. Sein intellektueller Background vermochte viel mehr von frühester Jugend an seine Sinne hinsichtlich der naturwissenschaftlichen Problematiken zu schärfen, waren sein Vater Arzt, sein Großvater Erasmus Darwin Verfasser des Werks *Zoonomia. Of the Laws of Organic Life*.³⁵ In seinen Gewohnheiten ein höchst konservativer, verschlossener Mensch dessen Lieblingsort der Kreis ausgewählter Freunde und die eigene Familie war. Dem Propagisten des Sieges von Stärke und Gesundheit über alles Schwache war selbst keine stabile physische Gesundheit gegeben. Kränkelnd, mit ausgeprägtem Hang zur Hypochondrie, machte sich Darwin stets größte Sorgen um die Anfechtbarkeit seiner Theorien.

„Ich fühle mich manchmal etwas erschrocken, ob ich nicht einer dieser krankhaften Monomanen bin.“³⁶

Die Befürchtungen Darwins waren nicht unbegründet, wie der aktuelle Diskurs seitens der Geistlichkeit zeigte. Die Polemik eskalierte mitunter beträchtlich, wie folgende Aussagen des Bischofs von Oxford zeigen:

„Ich möchte den Professor Huxley fragen, der hier neben mir sitzt und mich in Stücke reißen wird, wenn ich mich hingesezt habe, ob er glaubt, dass er vom Affen abstammt. Ist von der Seite seines Grossvaters oder seiner Grossmutter der Affe in die Ahnenreihe gekommen?“

³⁵ Darwin Erasmus, *Zoonomia. Of the Laws of Organic Life* (1794)

³⁶ zit: Morus, *Geschichte der Tiere* S.300

Thomas Huxley, Verfasser des zeitgenössischen Werks *A Man's Place in Nature* und enger Mitstreiter Darwins konterte in ebenso scharfer Weise:

„Ich erkläre und wiederhole, dass ein Mensch keinen Grund hat, sich zu schämen, dass er einen Affen zum Grossvater hat. Wenn es einen Vorfahren gäbe, dessen ich mich schamerfüllt fühlen müsste, wenn man an ihn erinnerte, so wäre es ein Mann von unsteten und sprunghaften Geist, der nicht zufrieden mit dem Erfolg in seinem eigenen Tätigkeitsbereich, in wissenschaftlichen Fragen herumplätschert.“³⁷

Mitunter ein Grund für die schroffe Ablehnung Darwins vor allem seitens der Katholischen Kirche, war sicherlich sein Mitstreiter Ernst Haeckel. Dieser scheute als bekennender Atheist den direkten Vergleich zum Menschen nicht und bildete, von Darwins Theorien ausgehend, direkte Analogien zum Menschen und positionierte ihn somit formlos als Element der Evolutionsreihe.

Die Zahl der Anhänger des Evolutionismus, wie auch der Deszendenztheorie, wuchs rasant und auch die Kirche adaptierte zusehends ihre starre Ablehnung, zumal eine Konfrontation auf Dauer nicht haltbar war. Zunehmend interessierte sich auch der Hochadel für die neue Lehre. Darwin selbst lag es jedoch fern seine Theorien in der einen wie anderen Richtung weltanschaulich zu besetzen. Sehr spät gab er dem allgemeinen Drängen nach und ließ auf sein Hauptwerk auch eine Theorie zur Abstammung des Menschen folgen. Der Erfolg des Werkes blieb jedoch hinter jenem von *The Origin of Species* zurück, fehlten hier neue revolutionäre Thesen. Inhaltliche Schwerpunkte waren ja bereits vorweggenommen, die Formulierung der Thematik nur mehr in schriftliche Form zu bringen gewesen.

Besonderen Zuspruch fand Darwins Theorie der *natural selection*, die Meinung jedes Individuum könne einzig durch siegreiche Auseinandersetzungen den eigenen Fortbestand wie auch jenen der eigenen Art gewährleisten. Ein Gedanke der im Zeitalter des allgemeinen Aufbruchs, der Innovation und Erfindung auf überaus fruchtbaren Boden fiel. Anpassung auf der einen, Kampf ums eigene Überleben auf der anderen Seite als die Pole einer Entwicklung welche das Individuum Hund in großen Masse bereits über Jahrhunderte verkörperte. Welches andere Tier hatte eine derartige Entwicklung genommen? Der Hund und dessen Reinzucht fanden folglich im neunzehnten Jahrhundert optimale Rahmenbedingungen vor. Formend gestalten,

³⁷ zit: Morus, *Geschichte der Tiere* S.302

selektiv vermehren- die Visionen Darwins wurden verwirklicht in der Kynologie Mittel- und Westeuropas.

Darwin formulierte, bei aller naturwissenschaftlichen Konzentration sehr deutlich, dass es sich bei Tieren- insbesondere bei Hunden- um fühlende Kreaturen handelt.

„ (...) Ein Hund vergisst selbst im Todeskampf nicht, seinen Herrn zu lieblosen, und jedermann kennt die Geschichte des Hundes, der die Hand des Vivisektors leckte; wenn die Qual des Tieres nicht vollständig durch die Vermehrung an Wissen gerechtfertigt war, und wenn dieser Mann nicht ein Herz von Stein hatte, so muss er bis an sein Lebensende Gewissensbisse gefühlt haben.“³⁸

Boten die Lehrern Darwins die Basis einer breit angelegten Wendung hin zu Reinzucht und Rassentypologie, gelangten die Ideen Rousseaus zu weiterer Verbreitung und machten eine Hinwendung zum Tier- insbesondere zum Hund populär. Das neunzehnte Jahrhundert kann als Wendepunkt in der Beziehung zwischen Mensch und Hund interpretiert werden. Galt dieser in den Jahrhunderten zuvor als Luxusgeschöpf elitärer Kreise wie gleich definierter Bestandteil adeligen Lebens, welche gehegt und mit der empfindlichen Aufmerksamkeit eines zu pflegenden Wertstückes bedacht wurde und stand somit in scharfen Kontrast zu den erbärmlichen Verhältnissen in welchen die Hunde mittelloser Schichten, meist Hybriden verschiedenster Rassen, ihr Dasein zu fristen hatten. Oftmals boten Hundekämpfe den Besitzern der Tiere eine beschränkte zusätzliche Einnahmequelle, dem Hund die Möglichkeit durch Sieg dem Tod zu entgehen, durch Niederlage dem tristen Dasein.

Französische Quellen berichten von einer Vielzahl von Grausamkeiten welchen Hunden niederer sozialer Schichten Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausgesetzt waren.³⁹ Eine Bevölkerung, gewohnt an öffentliches Schlachten von Nutztieren, geprägt von sozialen Notständen wie emotionaler Armut, konnte wohl kaum übermäßiges Mitgefühl gegenüber Hunden abverlangt werden, deren Nutzen ihnen ohne größeren Wert erschien.

³⁸ Darwin Charles, *Die Abstammung des Menschen* (Stuttgart 1982) S. 83ff.

³⁹ vgl. Perrot Michelle, *Geschichte des privaten Leben*, Band 4 S.494

An dieser Stelle scheint mir ein Gedanke Hegels als passende Überleitung zur Frage nach einer zunehmend geänderten Einstellung zum Lebewesen Hund, welche zweifelsohne untrennbar mit dem menschlichen Selbstverständnis gekoppelt ist.

„(...) der Mensch ist nicht deshalb selbständig, weil die Bewegung in ihm anfängt, sondern weil er die Bewegung hemmen kann und also seine Unmittelbarkeit und Natürlichkeit bricht.“⁴⁰

Bereits weitaus radikaler in Formulierung und Diskurs sind Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche.

Beide Philosophen vereint ihre offenkundig zur Schau getragene Hundeliebe, deren Sentimentalität sich in amüsanten Form zur deren übermächtigen wissenschaftlichen Reputation positioniert. Schopenhauer selbst setzte sich aktiv für eine Umkehr der Tierbetrachtung und forderte nicht frommes Erbarmen sondern Gerechtigkeit für die Tiere.

Beider Ideal galt dem natürlichen Menschen, der in seiner (latenten) Animalität keinen Kontrast zur Tierwelt darstellt sondern deren logische Ergänzung. Vehement ist die Positionierung gegen die Ideen von Charles Darwin, welcher als unzutreffend hinsichtlich der Selektion zugunsten des Stärkeren bezeichnet wird. Nietzsche konstatiert sehr direkt der Mensch stelle

„ (...) keinen Fortschritt im Vergleich zu irgendeinem anderen Tier da.“⁴¹

Beiden Philosophen gemein ist die ideologische Vorbereitung für jene vitalistische Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts, die ein Umdenken der Mensch – Tierbeziehung auf breiter Ebene ermöglichte und die Türen für eine Sentimentalisierung der Mensch – Tierbeziehung auf breiter Ebene weit aufstieß.

Wie einflussreich Entdeckungen und Erkenntnisse der Naturwissenschaften in dieser Hinsicht auch waren die bedeutendste, wenn nicht determinante Größe in der Mensch-Hund Beziehung Europas ist zweifelsohne Religion. Über lange Strecken hinweg galt

⁴⁰ vgl. Hegel, G.W.F., *Die Vernunft in der Geschichte* (Hamburg, 1955) S. 57

⁴¹ vgl. Nietzsche Friedrich, *Der Wille zur Macht. Nietzsches Werke* Bd.9 (Leipzig, 1923) S.237

die Einstellung des Christentums als Gradmesser für die Akzeptanz oder Ablehnung verschiedenster Tierarten. Erst mit der beginnenden Säkularisierung der Gesellschaft und einer schrittweisen Abwendung des Menschen von starren kirchlichen Dogmen, wurde Raum frei für eine veränderte Bewertung des Tieres bis hin zu einer „Renaissance des Tierkultes“ in veränderter Form. Dass die Sentimentalisierung der Mensch – Hund Beziehung zeitlich gesehen in Westeuropa, in erster Linie in England, ihren Anfang genommen hat nimmt insofern nicht wunder, als Großbritannien dem anglikanischen Glauben angehörend, nicht den strengen Auslegungen katholischer Katechismen unterworfen war, und somit theologischen Spielraum für eine freiere Annäherung der Individuen Mensch und Tier hatte.

Graduelle Abstufungen sehen wir in erster Linie im direkten Vergleich zum katholischen Irland, wo eine ähnliche Entwicklung zeitversetzt eintritt, in Folge wirtschaftlicher Probleme wie gesellschaftlicher Strukturunterschiede anders verlief.

Für den mitteleuropäischen Raum des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts ist demzufolge eine genaue Betrachtung der regionalen Glaubensunterschiede nicht unerheblich, ebenso Wechselwirkungen dynastischer Herrschaftsverbindungen im angelsächsischen Raum. Der Lebensstil des englischen Adels war der Oberschicht Mitteleuropas ein Modell dessen Nachahmung bis ins Detail verfolgt wurde. Die überschwengliche Liebe zu Natur brachte nicht nur eine veränderte Sicht der Umgebung mit sich, sondern führte auch zu einem regen Interesse am Import englischer Rassehunde, sowie einer Neuorientierung heimischer Züchtungen. Dominierten in den Anfängen der Reinzucht noch selektive Züge, wurden gegen Ende des Jahrhunderts zunehmend das Zurückdrängen der Bedeutung der Religion für das tägliche Leben zu einem jener Faktoren, die für die Sentimentalisierung der Mensch – Hund Beziehung im zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhundert wegweisend wurden.

Zusammenfassend möchte ich folgenden Umstand zu bedenken geben. Die Problematik der Mensch Tier Beziehung, wie auch der Untergruppe Mensch Hund Beziehung, ist eine der differenziertesten Beziehungsgeschichten überhaupt. Die graduellen Unterschiede je nach Kultur, Religion, sozialer Klasse und Bildungsniveau wie auch von menschlichem Charakter beeinflusst, zeigen deutlich, dass der Mensch hinsichtlich der Behandlung und Wertschätzung seiner Mitgeschöpfe über die Maßen ambivalent wie unentschlossen ist. Schon der Umstand, dass eine Vielzahl von Tieren (in geringem Ausmaß gilt das auch in einigen Regionen Europas immer noch für Hunde) ja auch als Nutztiere gelten, bedeutet für die menschliche Ethik eine nicht unbedeutende Herausforderung. In diesem Zusammenhang treffen wir auch in dieser

Arbeit auf den Umstand, dass der Mensch, um sich selbst vor quälenden Fragen und ethischer Selbstzerfleischung zu schützen, eine Grobeinteilung der Natur bewerkstelligt, und somit eine Vorentscheidung trifft, was ihn letztendlich berühren darf und wovor er sich (wissend) verschließt.

Zum Abschluss dieser philosophischen Betrachtungen zum Thema dieser Arbeit komme ich nicht umhin einen Blick auf die Motivation einer Verhaltensänderung zu sprechen kommen.

Religion, Philosophie und Naturwissenschaft mögen zwar einen beachtlichen Anteil zur Beziehung zwischen Mensch und Hund betragen. Beziehungsveränderungen zwischen Mensch und Hund finden jedoch, durchaus begünstigt durch Sondersituationen, statt und können nach deren Überwindung gepflegt oder verworfen werden können. Was versteht man nun in diesem Sinne unter einer Sondersituation? Per definitionem versteht man unter anderem darunter eine den gewohnten Abläufen, Traditionen und Alltäglichkeiten nicht entsprechender Handlungsverlauf, dessen Durchleben die Erprobung und Verwendung wenig genutzter, mitunter neuer Lösungswege und Verhaltensmuster notwendig macht. Und um der Sache gerecht zu werden, muss man sagen, dass diese Aussage nicht ausschließlich für den Menschen gilt, sondern auch in hohem Maße für das Tier. Interessante Beispiele bieten hierbei in erster Linie Grenzerfahrungen wie sie etwa der Krieg, die Jagd, Katastrophen, die Konfrontation mit einer Behinderung darstellen. Wie der weitere Verlauf dieser Arbeit zeigen wird, sind es eben diese Bereiche in welchen sich Hund und Mensch über bestehende Grenzen hinweg annähern und in Trennlinien nachhaltig verschieben.

3. Beziehungsmodelle Mensch- Hund. Folgen sie dem menschlichen Partnerschaftsmodell als Maßstab?

Auf der Suche nach den Anfängen der Sentimentalisierung der Mensch- Hund Beziehung müssen wir uns zunächst dem Spektrum zwischenmenschlicher Beziehungen des vorvergangenen Jahrhunderts zuwenden. Welchen Stellenwert hatte das Individuum Mann beziehungsweise Frau in der Gesellschaft, welche Rollenvorstellung gab es je nach sozialer Klasse und regionaler Unterschiedlichkeit, in welchem Verhältnis standen Mann und Frau zueinander.

Die Beantwortung dieser Fragen sind von grundlegender Bedeutung, legen sie doch die Matrix in welcher jene zwischenmenschlichen Beziehungen stattfinden, die das Individuum Hund im Rahmen des Sozialverbandes betreffen.

Im Zentrum dieser Betrachtung sehe ich die Frage nach der Notwendigkeit eines geänderten Verhaltens zwischen Mann und Frau einerseits und dem Umgang mit den

gemeinsamen Kindern anderseits. Das neunzehnte Jahrhundert kann zweifelsohne im privaten Bereich als „das Zeitalter der Familie und des häuslichen Lebens“ bezeichnet werden.

Bevor wir uns nun aber der Betrachtung der Geschlechterverhältnisse widmen, bedarf es einer grundlegenden Frage nach thematisch relevanter Eingrenzung der zu untersuchenden Gesellschaftsschichten. Wie bereits eingangs erwähnt, kann im Rahmen dieser Arbeit nur ein analytischer Blick auf jene Bereiche der Sozialgeschichte geworfen werden, welche sich in unmittelbarem und kausalem Zusammenhang zur fixierten Fragestellung darstellen. Damit muss uns bewusst sein, dass wir innerhalb der Gesellschaft des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts unseren Blick lediglich auf zwei Bevölkerungsgruppen werfen werden: Den Adel und das Bürgertum.

Im Verlauf dieser Arbeit möchte ich eine -von vielen möglichen- Antworten auf die Frage geben, weshalb sich gerade der Adel so ausdauernd mit der Thematik Hundezucht beschäftigt hat und weshalb diese Neigung im Bürgertum nur sehr sporadisch gelebt wurde. Die Beantwortung dieser Frage zieht sich wie ein roter Faden durch diese Arbeit und stimmt hinsichtlich der Entwicklung, welche so viele (Jagd)Gebrauchshunderassen bis zum heutigen Tage genommen haben nachdenklich.

Die thematische Eingrenzung meines Themas auf reinrassige (Jagd)Hunde bringt mit sich, dass die Besitzer und Züchter dieser Tiere sich ausschließlich aus dem Kreis sehr vermögender Personen stammten- der Besitz, die Haltung und Verwendung dieser Hunde mittellosen Bevölkerungsschichten unmöglich, wenn nicht sogar verboten war. Die Zweiteilung der Hunde haltenden Bevölkerung in Adel und Bürgertum erscheint auf den ersten Blick simpel, wenngleich der zweite Blick bereits die Frage nach dem „wo“ stellen muss.

Widmen wir uns zu Beginn der Situation des Adels im mitteleuropäischen Raum, dessen Endlichkeit im politischen Sinn seit dem letzten Drittel des Jahrhunderts wie eine sich verdichtende Gewitterwolke, anfangs harmlos sich dennoch stets verdichtend, über Mitteleuropa zu schweben schien.

Der Schwerpunkt dieser Betrachtung sollte auf dem Vergleich zwischen dem Österreichischen und Englischen Adel liegen, stellt er doch die Pole einer Gesamtsicht Aristokratischen Lebenswelt dar. Der Vergleich ist insofern von großer Bedeutung stellt doch der Englische Adel mit dessen Selbstverständnis und Lebensstil die Wiege der modernen Hundezucht dar. Weshalb war die Hundehaltung in Britannien ein gelebter Teil des aristokratischen Alltags, wenngleich es für Österreich – Ungarn im Vergleichszeitraum als importierter Luxus galt?

3.1 Adelige Gesellschaft in Österreich

Die Begriffsbestimmung des franzisko- josephinischen Adels gestaltet sich auf den zweiten weitaus diffiziler als auf den vermeintlich ersten Blick. Die systematische Annäherung an eine Struktur des Begriffs kann aus zumindest zwei anerkannten Richtungen erfolgen: Der regionalen Zuordnung wie der ständischen Struktur. In der rechtlichen Auslegung. Von nachhaltiger Bedeutung muss aber in jedem Fall der Verweis auf den Umstand sein, dass die Zuordnung der jeweiligen Familien immer über deren ursprüngliche Herrschaft (Besitzung/ Kronland) zu erfolgen hat. Wenn auch die Systematik der franzisko- josephinischen Ära eine Kumulation der Aristokratie in der Reichshauptstadt Wien zur Folge hatte, so darf die Bindung der ersten hundert Familien an ihre Stammdomänen- weder sozialhistorisch noch in enger Verbindung mit der Thematik dieser Arbeit, in keiner Weise außer Acht gelassen werden.

*„ Aufgrund des ursprünglich und im Prinzip noch immer föderativen Charakters der Monarchie war auch der Adel dieser Monarchie regional verankert und hatte ursprünglich Sitz und Stimme in den einzelnen Kronländern und ihren Landtagen“.*⁴²

Hinsichtlich des im weiteren Verlauf der Arbeit skizzierten angelsächsischen gesellschaftlichen Pendants ist für den österreichischen Adel dessen zunehmende Konzentration in Wien von Bedeutung. Diese innerhalb des Adels sich seit leopoldinischen Zeiten sich ausformende Elite innerhalb der Aristokratie bildete als Hofadel den innersten Circle um die Kaiserliche Familie. Sowohl der gesellschaftliche Spitzenplatz dieser Familien, wie auch deren politischer Einfluss auf den Regenten ließen Familien wie Schwarzenberg, Auersperg, Kinsky oder Pallfy zu einer von anderen Adelsfamilien abgehobenen Elite formieren. Besonders im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts als Nobilitierungen erfolgreicher Industrieller wie verdienstvoller Beamter in starkem Ausmaß zunahmen, bildete dieser „innere Kreis“ des Hofadels eine in sich abgeschlossene Gesellschaft, die sich- in ihre Privilegien grenzenlos verliebt- als lediglich dem Herrscher unterstellt an der Spitze des Reichs von allen gesellschaftlichen Gruppierung abhob. Eine Annäherung an den alten Geburtsadel, einer Gruppe von knapp einhundert Familien, war nur bedingt möglich, gesellschaftlicher Aufstieg in eine dieser Familien nahezu ausgeschlossen.

⁴² Csáky Moritz, *Adel in Österreich* In: *Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs* . Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung 1984 (Wien, 1984) S. 215

Spricht man im behandelten Zeitraum von „Österreichischem Adel“, muss größter Wert auf die präzise regionale Abgrenzung gelegt werden. Zeichnete sich die erste Gesellschaftsschicht des Landes zwar allorts durch Ihre gute Durchmischung der anteiligen Kronländer aus (mit einer Einschränkung – dem tschechischen Adel), so weisen die alltäglichen Lebensformen und Gebräuche dennoch stark regionale Tendenzen auf. Der Jahresrhythmus des Lebens einer adeligen Familie war stark geprägt von deren Aufenthaltsort und der regionalen Charakteristik des Alltags. Besaß ein Wiener Adelsfamilie etwa Besitzungen in den böhmischen Ländern, so unterschied sich ihr Jahreskreislauf doch um einiges von jenen Familien, deren Stammsitz in Ungarn oder Italien lag.

Brigitte Sokup, die in ihrem Werk *Jene Gräfin Larisch* ein detailliertes Portrait der „besseren“ Gesellschaft des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts abliefert, unterscheidet sogar wie folgt

„ Die Aristokratie, die nur dem Gesetz der guten Manieren unterliegt, ist unabhängig und reich und genießt dadurch alle möglichen Freiheiten. 200 Familien in der Monarchie dürfen dazu zählen, der Adel steht schon eine Stufe darunter, er beherbergt auch Offizier und Beamte.“⁴³

Sokop führt, mit weit differenzierter kritischer Distanz als etwa Fürstin Fugger in Ihren Lebenserinnerungen, den normierten Jahreszyklus des Adels ins Treffen. Verständlich die unterschiedlichen Sichtweisen, faszinierend im Kontrast.

„ Für die Frühjahrsmonate kamen wir nach Wien. Wir wohnten in der Praterstrasse, die zu jener Zeit– wie später das „Botschafterviertel“- zu den vornehmsten Stadtteilen zählte. Sie war die Avenue zum Prater (...)“⁴⁴

oder

„ Wenn das Frühjahr seinem Ende nahte, bevor noch Staub und Hitze in der Praterstrasse allzu lästig wurden, begaben wir uns

⁴³ Sokop Brigitte, *Jene Gräfin Larisch. Marie Louise Gräfin Larisch- Wallersee. Vertraute der kaiserin- Verfemte nach Mayerling* (Wien, 1992) S. 107

⁴⁴ vgl. Fugger Fürstin Nora, *Im Glanz der Kaiserzeit* (Wien , 1932) S. 28f.

*aufs Land, nach Zazmuk. Da begann ein ganz anderes nicht minder
schönes Leben für uns Kinder.“⁴⁵*

Der Jahreskreis führte dann nach den Herbstjagden im Winter wiederum nach Wien, wo bereits die vielbeachtete Ballsaison anstand.

Bei allem nostalgischen Rückblick, liefert Fugger dennoch ein sehr vielschichtiges Bild der höfischen Gesellschaft, die sie als Teil dessen, sehr lebendig darzustellen vermag.

Bereits ein erster Überblick zeigt uns die große dynastische Vielfalt, welche aber nicht darüber hinweg täuschen darf, dass der Kreis jener Familien die als „hoffähig“⁴⁶ galten sehr beschränkt war. Als Voraussetzung zu dieser sehr elitären Gesellschaft zu gehören galt die sogenannte *sechzehnnhige Adelsprobe*. Dieser Umstand ist insofern von Interesse, als der Wiener Hof in seiner Zusammensetzung im Europäischen Raum ohne Vergleich war. Die Strahlkraft des Wiener Hofes wurde durch den Umstand begründet, dass es sich um eine überaus attraktive Melange verschiedenster Herrschaftsgeschlechter handelte.

Galt der Wiener Hof also als kosmopolitisch ebenso wie er den Ruf hatte nur die vornehmsten Familien zuzulassen, stellt eine interessante Variante dieser Gesellschaft Böhmisches Adel dar.

Der böhmische Adel gilt als ganz besonderes Beispiel einer in sich völlig abgeschlossenen Gesellschaft par excellence, bildete dieser eine an europäischen Vergleich arme Elite innerhalb der Österreichischen Hofgesellschaft. Fürstin Nora Fugger zeichnet mit Ihren 1892 verfassten Erinnerungen ein lebendiges Bild der Familien Fürstenberg, Schwarzenberg, Lobkowitz, Thun, Nostitz, Waldstein und Czernin. Prag galt in den Wintermonaten als Sammelplatz dieser Familien, die es streng vorzogen unter sich zu bleiben.

Der österreichische, wie der böhmische, der ungarische Adel wie jener Italiens und jener der Erbländer wurde veredelt durch die vornehmsten deutschen, spanischen niederländischen Fürsten- und Grafenfamilien. Wien galt als Magnet für Europas Hochadel. Der Zugang in allerhöchste Kreise war auf eine Handvoll vornehmster Familien beschränkt, eine Erweiterung dieses Kreises war meist die Ausnahme von der Regel. Ausländische Beobachter rühmten die Wiener Gesellschaft als unvergleichlich, wie etwa ein französischer Diplomat in Fürstin Fuggers Erinnerungen zitiert wird:

⁴⁵ Fugger Fürstin Nora, *Im Glanz der Kaiserzeit* (Wien, 1932) S. 50

⁴⁶ vgl. Fugger Fürstin Nora, *Im Glanz der Kaiserzeit* (Wien, 1932) S. 178f

*„A la cour impériale à Vienne on est parfaitement sur d'être en bonne compagnie. Le monde qui y est a ses seize quartiers en ordre. Nulle part ailleurs on ne trouvera une noblesse aussi pure et tellement exclusive et nulle part on ne trouvera tant de noblesse de vieille roche.“*⁴⁷

Die von Fugger beschriebene Faszination des Österreichischen Adels muss trotz allem Verständnis für den Zauber einer versunkenen Epoche, jedoch als Bericht eines Mitglieds dieser Gesellschaft gelesen werden. Als ranghohes Mitglied der höfischen Gesellschaft ist es ihr nach Untergang der Monarchie niemals wirklich gelungen, dem Wechsel der Systeme Gutes abzugewinnen, ihr Blick zurück wird stets begleitet von einer unüberhörbaren Schwermut und dem Wunsch die Augen zu schließen und zurückkehren zu dürfen in eine Welt, die ihre war.

Bei aller Detailverliebtheit ihrer Erinnerungen darf uns der Blick auf diese dennoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch bei größter Sympathie für die mitunter heren Familientraditionen und ethischen Werte der Aristokratie hier einer im Vergleich zur Gesamtbevölkerung kleinen Elite enormes Vermögen und unbegrenzter Zugang zu Macht und Bildung vorhanden war. Die österreichische Aristokratie war in hohem Maße in sich selbst verliebt. Armut und Elend waren schlichtweg kein Thema in den Salons und Palästen, ebenso wenig sprach man offen über Krankheit und Sexualität. Die in allen zeitgenössischen Quellen aristokratischer Herkunft mitschwingende Verherrlichung der „guten alten Zeit“, darf niemals ausblenden, dass wir hier ein kunstvoll inszeniertes Geschehen, basierend auf jahrhunderte alten Traditionen sehen, welches vor einen Hintergrund spielt, der von vielen Adeligen nur allzu gerne vergessen gemacht worden wäre. Armut wurde „als Krankheit der unteren Schichten“ weitgehend ignoriert, einen bedauerlichen Umstand, an welchem die Elite des Landes keine Schuld hatte. Armut wurde nur dann in den Blickwinkel aristokratischer Sicht gerückt, galt es seine Christenpflicht als Wohltäter an diesen armen Menschen – meist unter großer Anteilnahme von Zusehern und Zeitungsjournalisten zu praktizieren. Wie bitter hätte es wohl für all jene gewirkt, die nach einem Besuch der Kaiserin und deren Gefolge mit Wohltätigkeitsgaben scheinbar verwöhnt wurden, hätten sie deren Ausgaben für Haustiere gekannt. Wohl kaum wäre es „dem Volk“ bekommen, wären die Kosten für den Transport eines Jagdhundes quer durch Europa bekannt geworden. Dem „gemeinen Volk“ war im tiefsten Sinne der Bedeutung das Hemd näher als der Rock. Das von Salonliteraten so golden gemalte Zeitalter Franz Josephs war gegen Ende seiner Regentschaft eine sozial kalte, von impertinenter Ignoranz weniger,

⁴⁷ zit. Fugger Fürstin Nora, *Im Glanz der Kaiserzeit* (Wien, 1932) S. 11

extrem Reicher bestimmte Ära. Unter diesem Blickwinkel ist auch die dosierte Berichterstattung über aristokratische Hundehaltung zu verstehen, sprich der eklatante Mangel an öffentlicher Berichterstattung. Europa ging unruhigen Zeiten entgegen. Österreich – Ungarn knarrte und krachte in allen Fugen wie ein Schiff in stürmischen Gewässern- Hundehaltung und Hundezucht waren zu diesem Zeitpunkt, gänzlich anders als im angelsächsischen Raum, wo der Bezug zum (Jagd)Hund in völlig anders gewachsener Tradition stand. Um es an dieser Stelle ein wenig schroff zu formulieren: Der englischen Aristokratie, in erster Linie jenen Familien, deren Leben sich überwiegend auf den Landsitzen rund um London und verschiedenen wichtige Zentren der Verwaltung abspielte war der (Jagd)Hund Teil des Lebens. Während einige (Jagd)Hunde sich frei auf dem Gelände und im Haus bewegen durften, wurden wiederum andere in Zwingeranlagen ausschließlich für den Jagdbetrieb trainiert. Der Zugang zum Hund war ein entspannter und natürlicher. Die Zucht der Hunde befand sich zwar überwiegend in den Händen kundiger Fachleute, deren Rat und Unterstützung die Aristokraten zu schätzen wussten, dennoch war die persönliche Anteilnahme an der Veredelung der Hund und der Sportsgeist mit diesen Tieren im Rahmen großer Jagden zu brillieren, oder sie auf Zuchtschauen einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren, ein harmonischer Teil des adeligen Landlebens. Wie anders stellte sich die Situation in Österreich dar. Jagdhunde waren – auch hier- ein Teil der Jagdkultur. Dennoch gab es zur Mitte des Jahrhunderts nur ein Handvoll bekannter Hunderassen für den Jagdgebrauch. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich etwa Bracken für den alpinen, ungarische Vorstehhunde (v.a. Magyar Vizslas) sowie „Hühnerhunde“ - für den pannonischen, Dachshunde für die Bauarbeit im Allgemeinen. Der österreichische Adel schätzte gute Arbeit der Jagdbegleiter, die angelsächsische Passion fehlte jedoch in der Reinzucht und Veredelung dieser Tiere. Ein wenig kommt einem in diesem Zusammenhang das Tante Jolesch Zitat zur Schönheit des Mannes in den Sinn, musste ein österreichischer Jagdhund in erster Linie verlässliche Arbeit leisten, an Schönheit wurde primär nicht gedacht. Die Betreuung und Bereitstellung der Hunde erfolgte demnach wieder durch Fachpersonal, der Bezug zu den Hunden war aber zunächst sehr distanziert. Das Verhältnis zum Hund entsprach eher jenem zu (verwandten) Kindern, denen gegenüber man sich interessiert verhielt, sich aber darüber freute, sie der Betreuung anderer wohl versorgt zu wissen. Als einer der wenigen Ausnahmen, im jagdlichen Bereich, durchbrach Kronprinz Rudolf dieses Schema der Distanz, seine Hunde waren ihm Zeitlebens nahe und fanden sogar Erwähnung schon im ersten Testament, datiert mit 15. April 1879 in Prag

„ Meinen Hund Blak soll Latour in der Erinnerung an mich gut pflegen, es war ein treuer Jagdkumpan. Kastor und Schliefferl soll Bombelles pflegen und erhalten, der eine ist gut und treu und der andere kann sehr schön lachen (...) meine Uhu's und Schweißhunde so wie die Dachseln armen Jägern.“⁴⁸

Nur acht Jahre später, am 2. März 1887 verfasste der Kronprinz ein weiteres Testament, dessen Wortlaut schon in weniger als zwei Jahren danach seine traurige Anwendung fand. Auch hier werden seine Hunde unter Punkt 6 explizit erwähnt, wenn auch deutlich zu erkennen ist, dass der liebevolle Bezug aus dem ersten Testament fehlt, es keine deutliche Differenzierung mehr unter den Hunden gibt

„ Alle meine Jagd- und Luxushunde vermache ich meinen Jägern sowie Büchsenspannern, als auch dem Personale im Wienerwald und in den Donau- Auen.“⁴⁹

Dieser Passus ist umso bezeichnender als er mehr Fragen stellt als beantwortet. Der Kronprinz war zu diesem Zeitpunkt bereits verheiratet und hatte eine bereits dreijährige Tochter, seine Schwester Valerie war neunzehn Jahre und letztlich seine Mutter Elisabeth 48 Jahre alt- alle drei letztgenannten Frauen in seinem Leben hatten einen starken Bezug zu Tieren und ganz besonders zu Hunden. Weshalb überschreibt ein Mensch seine Hunde an ihm nicht weiter bekannte Personen, deren Funktion nicht deren Charakter hier im Vordergrund stehen. Von weiterem Interesse erscheint mir hier die explizite Trennung in Jagd- und Luxushunde, die bei der Überantwortung in Jäger – und Försterhände einige Fragezeichen hinterlässt. War Rudolf, der in so vielen Ideen und Träumen fast visionären Charakter hatte davon überzeugt, dass ein Hund im eigentlichen Sinne in den Salons der Aristokratie nichts zu suchen hatte? Waren seine Erfahrungen mit dem Leben der Reichen und Schönen so ernüchternd, dass der fanatische Naturwissenschaftler hier – für seinen Tiere- die beste und unsentimentalste Lösung finden wollte? Suchten wir die Antwort in der Aussage, dass der Kronprinz zwei Jahre vor seinem Tod bereits am Leben und den Werten der Tiere verzweifelt war, diesen keine Bedeutung mehr beimaß, so muss ich auf die das letzte Abendessen des

⁴⁸ Hamann Brigitte, *Kronprinz Rudolf. Ein Leben* (Wien, 2006) S. 129

⁴⁹ Hamann Brigitte, *Kronprinz Rudolf. Ein Leben* (Wien, 2006) S. 319

Kronprinzen mit dem Grafen Hoyos verweisen, dessen Inhalt sich vermehrt um den Instinkt verschiedener Vorstehhunde des Grafen drehte.⁵⁰

Bot die österreichische Form der Aristokratie auch eine schier unerschöpfliche räumliche Möglichkeit zu Haltung von Hunden, so beschränkte sich diese, vor allem im Hochadel, vorerst nur auf den jagdlichen Bereich. Da dem österreichischen Adel des neunzehnten Jahrhunderts das mehr oder minder stille Überschreiten herkömmlicher Grenzen unbändige Lust zu bereiten schien, zumal er hier in lüsternen Koketterie seine gesellschaftliche Freiheit gegenüber den bornierten Bürgertum zu zelebrieren verstand, durchbrachen all jene, deren Leben nicht an das Zeremoniell gekettet war oft und gerne Regeln und überschritten Grenzen. Die Lust nach Leben und die Begierde nach engem Kontakt zur Natur brachten den Wunsch mit sich, enger an diese gebunden zu sein.

Natur und Aristokratie ist die wohl ambivalenteste Kombination des ausgehenden Jahrhunderts. Liebevolle Zuwendung zu Hunden und Pferden, enge fast hysterische Bindung an allerlei Kleintier auf der einen Seite und zügelloses Jagen, welches einem Vernichten gleichkommt auf der anderen Seite. So bedeutungslos in der Erschaffung und Umsetzung politischer Ideen viele Mitglieder des Hochadels auch waren, so engagiert und rücksichtslos waren sie in der Ausübung ihrer Jagdleidenschaft. Keine Schonzeit, kein jagdlicher Ehrenkodex schien zu halten. Das Übungsschießen des achtjährigen (!) Kronprinzen Rudolf und der damit verbundenen Stolz des kaiserlichen Vaters waren erschreckend. So schreibt Franz Joseph am 26. November 1866 an seine Mutter

„ Rudolph schießt im Garten Eichhörnchen und in der Fasanerie Kaninchen. Der Jäger steckt ihm im Blute.“⁵¹

Um nur wenig später seinem neunjährigen Sohn brieflich zu seinem ersten Hirschabschuss zu gratulieren.

„ Weidmanns Heil. Ich gratuliere Dir zu zum Hirsch. Habe ungeheure Freude.“⁵²

Bereits wenig später erneuter Tadel des jagdbegeisterten Vaters mit deutlichem Seitenhieb bezüglich der Jagd auf zahme Tiere

⁵⁰ Hoyos Graf Josef, *Denkschrift anlässlich des Hinscheidens Sr. Kaiserl. Und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Kronprinzen Erzherzog Rudolf am 30. Jänner 1889* In: Mitis Oskar, *Kronprinz Rudolf* (Leipzig, 1928) S. 388f.

⁵¹ Schnürer Franz (Hrsg.), *Briefe Kaiser Franz Josephs I. an seine Mutter 1838- 1872* (München, 1930), S. 362

⁵² Nachlass des Kronprinzen Rudolf, Kt. 12.22.8 1867

„ Ich bedaure sehr, dass Du, trotz beneidenswerten Anlaufes, auf der Jagd Alles gefehlt hast und hoffe nur, dass Du auf künftigen Jagden, zu denen es wohl noch Gelegenheit geben wird, besser schießen wirst. Es ist eben etwas Anderes zahme Tiere im langweiligen Thiergarten zu schießen und echtes Wild im herrlichen Gebirge zu erlegen (...)“⁵³

Peu à peu fanden seltene Jagdhunde, deren Besitz einem exotischen Schmuckstück gleich die Beachtung der Seinesgleichen brachte, den Weg in die großzügigen Landsitze des Adels. Die edlen Tiere waren oftmals Präsente ebenso edler Verwandter und Freunde- man verglich und diskutierte über die Schönheit und Eleganz der Hunde, begutachtete mit wachsendem Erstaunen deren Können und war gleichzeitig bestärkt, diese edlen Tiere nicht der alleinigen Obhut eines Angestellten überlassen zu wollen. Immer häufiger wurden die Hunde im Rahmen von Jagdveranstaltungen einem neugierig wartenden Publikum präsentiert, während Schönheit und Anmut der Tiere den Wunsch wachsen ließ, das eine oder andere Tier nicht seiner jagdlichen Verwendung zuzuführen, sondern als umhegte Staffage seines Besitzers über dessen Ländereien streifen zu lassen. Das zum Prinzip des Adels des neunzehnten Jahrhunderts erhobene Motto, der absolute Maßstab seiner selbst zu sein, deren Daseinsberechtigung an die Gnade der Geburt gebunden war, wurde nun in abgewandelter Form auf die durch Stammbaum geadelten Hunde ausgedehnt. Man war unter Seinesgleichen und empfand dies als wohltuend.

Wie unterschiedlich der aristokratische Zugang zum Hund von jener des gehobenen Bürgertums war, dessen nobilitierte Grenze zum niederen Adel ja fließend war, wobei zu Ende des Jahrhunderts Erhebungen in den Adelsstand mehr einer beruflichen Beförderung entsprachen und teils en passant erfolgten. Fand sich der österreichische Adel zu Beginn des Jahrhunderts noch als relativ abgeschottete Elite, mehr oder minder unter Seinesgleichen, wurde es in den besseren Reihen gegen Ende desselben eng.

Auch unter diesem Blickpunkt muss extravagante Hundehaltung, exzentrische Hinwendung zum Tier und auch dessen Erhöhung über den Status eines Tieres hinaus seit dem letzten Drittel des Jahrhunderts verstanden werden. Adel besitzt alles, kontrolliert alles, darf alles- um es auf einen Schlagwortartigen Nenner zu bringen. Da konnten die klerikalen Gelehrten des jungen Kronprinzen Rudolf noch so wettern

⁵³ Nachlass des Kronprinzen Rudolf, Kt.18 Wien 16.7. 1869

„ Der Mensch ist ... keine höhere Form der Thierwelt, sondern ein durch Gottes Schöpferkraft unmittelbar hervorgebrachtes Geschöpf. Die Ähnlichkeit der Körperformen lässt durchaus nicht auf Verwandtschaft zwischen Tier und Mensch schließen.“⁵⁴

An dieser Stelle muss jedoch bemerkt werden, dass wir hier nicht von einer einheitlichen gesamteuropäischen Gesellschaftsentwicklung sprechen können. Die unterschiedliche Nähe, wie auch teilweise Durchmischung sozialer Schichten, variierten innereuropäisch zuweilen beachtlich. So fand im angelsächsischen Raum eine starke Annäherung zwischen Adel und privilegierten Schichten des Bürgertums eher statt als vergleichsweise in Österreich, wo sich dieser definitiv gegen außen abschottete. Der britische Diplomat *Sir Horace Rumpold* empfand diese Situation *als chinesische Mauer ohne vergleichbares Beispiel*.⁵⁵

Der österreichische Hochadel war mit etwa 100 Familien eine distanzierte Gesellschaftsschicht, welche mit europäisch unvergleichlicher Eigenliebe agierte und die Existenz Gruppenfremder schlicht negierte. Die Spitze Österreich-Ungarns verstand sich selbst als Hort der unumstößlichen Stagnation zu zelebrieren, als Zentrum einer von Gott gewollten Ordnung- die ganz natürlich ein „Oben und Unten“ vorsah, so wie das Agnus Dei seinen unverrückbaren Platz in der Heiligen Messe hatte. Das Anzweifeln oder Hinterfragen der bestehenden Ordnung kam somit einer mit Argwohn begegneten Form der Gotteslästerung gleich. Der kaiserlich- königliche Hochadel zeichnete sich –vor allem in Cisleithanien- durch einen beinahe undurchdringbaren Schulterschluss der ersten Familien des Landes aus, dessen Bestand durch den Schutz der hohen Geistlichkeit, garantiert wurde. Während in England ein progressiver Adel den Errungenschaften der Naturwissenschaften in geradezu leidenschaftlicher Form aufgeschlossen war, sich das republikanische Frankreich dem Liberalismus zu ergeben schien und den deutschen Fürstentümern durch die aggressiven Umarmung Preußens Stück für Stück Atem ausgepresst wurde, war Österreich in den frühen siebziger Jahren des Jahrhunderts konservativer denn je. Kronprinz Rudolf, ein engagierte Kritiker dieser Situation schrieb im Jahre 1878 in seinem anonym erschienenen Werk *„Der Österreichische Adel und sein constitutioneller Beruf. Mahnruf an die aristokratische Jugend. Von einem Österreicher“*

⁵⁴ Meyer Laurenz (Hofburgpfarrer und Lehrer des Kronprinzen), zit.in Aus *Ist der Mensch ein Tier? Aufsatz über den Darwinismus* In: Hamann Brigitte (Hrsg.) *Kronprinz Rudolf. "Majestät ich warne Sie..."*. Geheime und private Schriften. (Wien, 1998) S. 393

⁵⁵ vgl. Rossacher Karlheinz, *Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstrassenzeit in Wien* (Wien, 1992) S.118

„ (...) während anderswo der Adel die edelsten Culturbestrebungen fördere, sei der österreichische in ein bedeutungsloses gesellschaftliches Treiben versunken(...)“⁵⁶

Jagd, Bälle, Kurbäder und die anschließenden Gespräche darüber wären seine Lieblingsbeschäftigungen. Erscheint uns dies als müßig und eines Adelligen fast unwürdig banal, so empfand der Monarch diese Beschäftigungen seiner nächsten Umgebung noch als segensreich, führt man an dieser Stelle etwa die späteren Entgleisungen verschiedenster Erzherzöge an. Besonders sind an dieser Stelle etwa die Erzherzöge Leopold Ferdinand, Ferdinand Karl und Otto zu erwähnen. Ihr dekadentes wie ausschweifendes Leben veranlasste sogar Ministerpräsidenten Dr. Körber zu nachfolgender Äußerung.

„Was diese Erzherzöge und Erzherzoginnen treiben, ist geradezu unerhört! Sie wollen auf jeden Fall der Öffentlichkeit beweisen, dass die Dynastie dekadent, degeneriert ist. Sie brauchen sich nicht so anzustrengen, wir alle schon längst, dass mit den Habsburgern nicht mehr viel anzufangen ist.“⁵⁷

Wer diese Zeilen als überspitzte Zeit- und Systemkritik abtut, dem sei noch ein überaus populärer Skandal vor Augen geführt, von welchem sogar der Pariser *Matin* ausführlich berichtete. So war detailreich zu vernehmen, dass Erzherzog Otto sich offenkundig nicht damit begnügte seine Ehefrau – wie annähernd alle Standeskollegen – in aller Heimlichkeit zu hintergehen. In völliger Ignoranz seiner dynastischen oder militärischen Position veranstaltete er in voller Montur wüste Orgien – meist in Beisein diverser Prostituierten. Die unrühmliche Spitze seiner Eskapaden war mit Sicherheit ein Zwischenfall der eines Hochadeligen unrühmlicher wohl kaum sein könnte. Im Zuge einer der besagten Orgien sperrten ihn seinen Kollegen, bis auf seinen umgeschnallten Säbel völlig unbekleidet, aus dem Zimmer. Während dieser nun um Wiedereinlass bettelte, traf zum gleichen Zeitpunkt als wohl kaum zu übertreffende Peinlichkeit der britische Botschafter mit Gattin in besagtem Hotel ein und traf den nackten Erzherzog in allerhöchst kompromittierender Pose an.⁵⁸

⁵⁶ Menger Carl/ Kronprinz Rudolf *Der Österreichische Adel und sein constitutioneller Beruf. Mahnruf an die aristokratische Jugend. Von einem Österreicher*“ (London, 1879) zit. in Rossacher Karlheinz, *Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstrassenzeit in Wien* (Wien, 1992) S.119

⁵⁷ Anonymus/ Schneider Josef (Hrsg.), *Kaiser Franz Joseph I. und sein Hof* (Wien, 1984) S. 61f.

⁵⁸ Anonymus/ Schneider Josef (Hrsg.), *Kaiser Franz Joseph I. und sein Hof* (Wien, 1984) S. 62

Worüber sich die Wiener Gesellschaft köstlich amüsierte, in den Kronländern beißender Spott ergoss, zerbrach man sich innerhalb der ersten Familie des Landes auf unterschiedlichste Weise den Kopf. Während die jüngste Tochter des Kaiserpaares in ihrer grenzenlosen, hinsichtlich des Vaters bedenklich kritiklosen, Bewunderung für ihre Eltern und das Kaiserreich erlegen zu Tagebucheintragungen wie jene am 4. Juni 1882

„(...) Oh! Und bin ja so stolz eine Habsburgerin zu sein, es war ja
kein Haus so wie dieses, so fromm, gerecht, lieb und vollkommen
...“⁵⁹

Wer konnte es sich in nun Österreich leisten intensiv mit Hundehaltung zu beschäftigen und weshalb. Auffällig ist in diesem Zusammenhang dass es in der Habsburgermonarchie zwar eine Vielzahl von Adelligen gab, welche für ihre Jagden Hundeführer mit ausgezeichneten Hunden beschäftigten, es aber im (nichtjagenden)Hochadel jedoch eine vergleichbar geringe Begeisterung für kynologische Aspekte im direkten Vergleich mit den britischen Inseln gab. Waren Hunde als ständige Begleiter im englischen Königshaus der überaus tierlieben Queen Victoria akzeptiert und geschätzt, finden wir im Vergleich dazu in Österreich Kaiserin Elisabeth weit eher als Exempel einer aus persönlichen Gründen öffentlich zu Schau gestellten Mensch- Hund Bindung. Diesem Vorbild folgte der extrem auf Wien fixierte, urbane Hochadel nur zögerlich, zumal die Vorliebe der Kaiserin für ebenso große wie extravagante Jagdhunde Nachahmer vor nicht zu unterschätzende logistische Rätsel stelle. Zum anderen galt die Jahrhunderte später mystifizierte Kaiserin als enfant terrible, deren Nachfolge nur wenige Damen der Hocharistokratie anstrebten, viel mehr noch sie durchaus unverhohlen ablehnten. An der Tatsache ob sich die Kaiserin mit den für damalige Verhältnisse ungewohnt riesigen Hunden (Irish Wolfhound, Deerhound und Doggen) lediglich ihrem lebenslangen Wunsch nach Provokation frönte, oder ihr Herz wirklich für diese Tier schlug schieden sich die Geister.

In Österreich können wir in diesem Zusammenhang eine sehr klare Trennlinie zwischen männlicher und weiblicher Hundehaltung verfolgen. Hatte die (adelige) Frau keinen Bezug zur Jagd, so war ihr Interesse an Jagdhunden durchaus limitiert. Dies mag an der eigentümlichen Faszination dieser Hunde liegen, welche sich in ihrer Reinheit erst in deren Arbeit erschließt. Treue und Anhänglichkeit war wohl allen Rassen gemein, den Unterschied den ein Jagdgebrauchshund zwischen Arbeitseinsatz

⁵⁹ Schad Martha und Horts, Marie Valérie Das Tagebuch der Lieblingstochter von Kaiserin Elisabeth 1878-1899 (München 1998) S. 31

und „Freizeit“ ausstrahlte, das Wissen um seine persönlichen Eigenschaften im Revier hob ihn nur in den Augen jener über das Allgemeinmaß, welche beide Seiten sehen konnten. Ein sehr schönes Beispiel ist in diesem Punkt die Gattin des Thronfolgers Erzherzogin Stephanie. In den ersten Jahren ihrer Ehe sucht die junge Frau die Nähe ihres so grundverschiedenen Gatten und begleitete ihn, was damals durchaus nicht üblich war, sehr gerne zur Jagd. Erzherzog Rudolf war selbst ein fanatischer Hundeliebhaber, besaß verschiedenste, edle Jagdhunde und widmete sich in seinen Jugendjahren auch selbst der Zucht. Die Hunde des Thronfolgers waren überwiegend Gebrauchshunde, kontinentale wie britische Vorstehhunde, Schweiß- und Dachshunde. Hatte Rudolf seiner Frau noch als Verlobungsgeschenk einen schwarzen Pudel geschenkt, welchen er selbst aus der Zucht in Heiligenkreuz abholte, so finden wir für das Jahr 1883 einen Eintrag in das *Österreichische Hundestammbuch*, der einen Gordon Setter mit dem Namen Black ausweist, seines Zeichens aus der Zucht des Freiherren von Knigge. Am Beispiel Stephanies kann sehr klar skizziert werden, dass die Hundehaltung der aristokratischen Damen sich sehr gerne auf Luxus – und Begleithunde beschränket, die im Verlauf des Jahrhunderts mehr und mehr zu „Damenhünchen“ deklariert wurden.

Wie bereits in der Einleitung angekündigt, ist es mir ein Anliegen im Verlauf dieser Arbeit nicht nur jene Personen anzuführen, die dem jeweiligen Zeitgeist entsprechen, sondern auch jene Personen vorzustellen, deren Verhältnis zum Hund in anachronistischer oder zukunftsweisender Position zum gesellschaftlichen Rahmen ihrer Zeit stehen.

Wollen wir am Beispiel einer herausragender Familien uns nun ein wenig den Unterschied zwischen regierendem und nicht regierenden Hochadel in seiner vielleicht extremsten Form ansehen. Als farbenfrohes Beispiel können wie hier die habsburgische Kaiserfamilie und die Wittelsbacher Linie der Herzöge in Bayern angeführt werden.

Werden wir uns in diesem Sinne auch an späterer Stelle eingehend mit Kaiserin Elisabeth von Österreich und deren ebenso den Reizen der Natur verfallenem Sohn Rudolf zu beschäftigen haben, möchte ich im Rahmen der Geschlechterbeziehung innerhalb des Adels eine wenige Worte zum Herrscherpaar sowie deren engsten Verwandten verlieren. Die Besonderheit der Beziehung zwischen Franz Joseph und Elisabeth könnte, unter Ausklammerung allzu ausufernder Einschränkungen, auf einen recht schlichten Nenner gebracht werden und in diesem Zusammenhang als Muster einer – nicht funktionierenden und dennoch unauflöslichen Beziehung dienen. Die erste Familie des Landes verfügt- wie auch der österreichische Hochadel insgesamt-

über schier unerschöpfliche, finanzielle Mittel- deren Ausschöpfung zu rein privaten Lustbarkeiten die Schatten einer unglücklichen Beziehung durchaus zu erhellen wussten.

Die bayrische Prinzessin Elisabeth zählte als Tochter nicht dem Königshaus angehörenden Nebenlinie des Hauses Wittelsbach mit Sicherheit nicht zum engsten Kreis der gewünschten Heiratskandidatinnen. Erzherzogin Sophie hielt mit unbeirrbarer Zielstrebigkeit am habsburgischen Heiratscredo fest. Eine kaiserliche Verbindung hatte in allererster Linie den Fortbestand der Dynastie zu festigen und in fast zwingender Verbindung damit potentielle Gegner durch strategische Heirat auszuschalten zu setzen. In ihrer nahezu pathologischen Abneigung allem Magyarischen gegenüber setzte Sophie in erster Linie auf das Haus Hohenzollern, eine Bestrebung die ob bereits verfahrender Beziehungen und bereits vereinbarter Heiratspläne aufgegeben werden musste. Als auch die Pläne Sophies Franz Joseph mit der sächsischen Prinzessin Sidonie zu verheiraten an deren wenig stabilem Gesundheitszustand scheiterten, erinnerte sich die Erzherzogin, nach wie vor von der Idee besessene aus politischem Kalkül eine deutsche Prinzessin an den Wiener Hof zu holen ihrer „armen“ Schwester Ludovika. Die Töchter der Schwester hatten mit dem seit 1845 zur Königlichen Hoheit erhobenen Vater Herzog Maximilian in Bayern zwar einen höchst unkonventionellen Vater, doch die Erzherzogin war an einer baldigen und vor allem deutsch- katholischen Verbindung in höchstem Maße interessiert. Es wäre vielleicht nicht unpassend gewesen, sich ein wenig eingehender mit den Lebensumständen dieser Familie zu beschäftigen, zumal sie die Basis für das spätere Leben des Kaiserpaars hochgradig mitbestimmten.

Bevor wir uns aber dem Bürgertum zuwenden möchte ich noch einige anschließende Betrachtungen zum österreichischen Adel des späten neunzehnten Jahrhunderts in Zusammenhang mit dieser Arbeit machen. Über die große Bedeutung der genutzten Lebensräume wurde meines Erachtens noch nicht in ausreichendem Maße berichtet. Dies ins deswegen von Wichtigkeit. Als die Transportmittel der Zeit- in erster Linie Pferdekutschen, Eisenbahn und Schiff die Mitnahme von Haustieren nur begrenzt möglich machte. Die ruhelose Reisetätigkeit der Kaiserin Elisabeth, welche in Europa irrlichternd von einem Ziel zum nächsten unter Mitnahme ihrer riesigen Hunde zog, darf hier nicht als Prototyp des Reisens mit Hund gelten. Der Kaiserin eines Riesenreichs waren schier unbegrenzte finanzielle Mittel beschieden (der jährliche Etat der Kaiserin belief sich auf weit über 200.000 Gulden, den sie aber in der Regel horrend überschritt)⁶⁰, welche selbst von vermögenden Hochadeligen in keinster Weise

⁶⁰vgl. Grössing Sigrid Maria, Kaiserin Elisabeth und Ihre Männer (Wien, 1998) S. 130

auch nur annähernd erreicht wurden. Wann immer es logistisch möglich war nahm Elisabeth ihre Hunde mit sich. Andernfalls fühlte sie sich einsam und ohne Verständnis. Wie sehr hatte doch eine überlieferte Aussage der Kaiserin noch für Aufsehen und Empörung gesorgt als diese bekannte auf Reisen ihre Hunde mehr zu vermissen als ihre Kinder.⁶¹ Entgegen der Annahme Grössings bin ich mir aber ziemlich sicher, dass dieser Ausspruch weder einer Laune noch einem bewussten Wunsch nach Provokation entsprang, zumindest für den Zeitraum bis zur Geburt Ihrer Tochter Marie Valerie, respektive ab dem Zeitpunkt Ihrer Vermählung.

Der weit eher dem Regelfall entsprechende Lebensmittelpunkt der Hunde waren die Landbesitzungen im österreichischen Kernland, respektive- je nach Abstammung der Familie in den Kronländern. Da die Familien einen Großteil ihrer Zeit auf den heimatlichen Besitzungen verbrachte und nur zur Saison (Winter und Frühling) in die Residenzstadt Wien reisten, um an den traditionellen Veranstaltungen wie Ballsaison, Praterfahrten, Osterfeierlichkeiten teilzunehmen, verblieben die Hunde aus logistischen Gründen meist auf diesen Ländereien, versorgt durch lokales Personal.

Welch grundlegenden Unterschied- ja welche Provokation die Hundehaltung der Kaiserin in diesem Zusammenhang darstellt wird durch den Umstand offenbar, dass sie sehr wohl die „Mühen“ auf sich nahm ihre Hunde quer durch Europa reisen zu lassen, ihre Kinder Rudolf und Gisela jedoch ohne groß angelegte Emotion mitunter über Monate zurückließ. Wie unendlich wichtig ihr diese Tiere waren zeigt sich im Umstand, dass auf Reisen angefertigte Photographien- als Gruß nach Wien, Ischl oder Ofen versandt um Familie und auch Bevölkerung die notwendige Information über das Befinden der Kaiserin zukommen zu lassen- Elisabeth und ihre Hofdamen so gut wie immer in sehr vertrautem Beisein ihrer Hunde zeigte. Während Aufnahmen im Beisein ihrer Pferde sie fast ausschließlich in stolzer und repräsentativer Pose zeigen, wirken ihre Züge im Beisein ihrer Hunde entspannt, fast mütterlich.

Elisabeth, deren Hundeliebe ich mich später explizit näher widmen werde, war also im letzten Drittel des Jahrhunderts eine Pionierin in Bezug auf Hundehaltung im Habsburgerreich. Ihre Amtskollegin Queen Victoria, war Zeit Ihres Lebens mindestens ebenso hundeverrückt, wenn auch weit weniger provokant. Ihr Tierversständnis und die Liebe zu Hunden war Ausdruck einer dem österreichischen Adel völlig konträren gewachsenen Landbindung und Nähe zur Natur. Im Lebensstil des englischen Adels waren Natur und Hundehaltung näher exponierte Personen der Gesellschaft gebunden, das Interesse für Hunde- und Pferdezucht historisch gewachsener. Victoria, engagierte Vorkämpferin für den Tierschutz in England, war – im Unterschied von Elisabeth mit wenigen Ausnahmen (wie Eos einem Windhund) kaum riesenhaften Hunden umgeben,

⁶¹ vgl. Grössing Sigrid- Maria, *Kaiserin Elisabeth und ihre Männer* (Wien. 1998) S. 65

sie bevorzuge kleine Hunde. Ihr größter Liebling *Dash* war ein kleiner und wenig attraktiver Spaniel. Die Überlieferung berichtet, dass Queen Victoria ihn sogar an ihrem Krönungstag selbst gebadet hat. Nach seinem Tod wurde er in Adelaide Lodge bestattet und die Grabinschrift von der Königin selbst formuliert lautete

„ Seine Anhänglichkeit war frei von Selbstsucht, sein munteres Spiel ohne Tücke, seine Treue ohne Trug. Leser! Willst Du bei Lebzeiten geliebt und im Tode beweint werden, so nimm Dir ein Vorbild an *Dash*!“⁶²

3.2 Bürgerliche Gesellschaft in Österreich

Wenden wir uns nur zum Vergleich dem Bürgertum zu, so werden wir sehr schnell erkennen müssen, dass es ebenso wenig wie es „den Adel“ „ein Bürgertum“ gibt. Auch hier finden wir eine starke regionale Verschiedenheit ebenso wie wir eine Differenz zwischen urbanen Patriziat und den in ländlichen Bereich angesiedeltem Bürgern, wie es etwa Ärzte, Kaufleute oder Lehrer waren.

Das Bürgertum hatte sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begonnen mehr und mehr als eigene soziale Klasse zu konstituieren und sollte im Laufe des folgenden Jahrhunderts zum machtvollen Herausforderer des bis dahin alles beherrschenden Adels werden.

Die Beschäftigung mit dem Europäischen Bürgertum im Allgemeinen, jedoch dem Österreichischen im Besonderen brachte mich- in erster Linie durch die Lektüre von Reinhard Sieders *Sozialgeschichte der Familie* schon vor vielen Jahren auf den Gedanken die Formulierung des Begriffs Sentimentalisierung der (zwischenmenschlichen) Beziehung zu hinterfragen und diese in Relation zum menschlichen Verhältnis anderen Lebewesen gegenüber zu stellen. Welche Beziehung ließe dies eher zu als jene zum engsten Freund des Menschen - dem Hund. Reinhard Sieders Ausführungen waren also – mit einiger Sicherheit der motivierende Impetus zu dieser Arbeit.

Sieder führt in seinem für mich richtungsweisenden Werk detailliert die Entstehung der bürgerlichen Familie in den verschiedensten Varianten vor und zeigt sehr eindrücklich die Entstehung eines geänderten Familienmodells.

⁶² zit. Schranka Eduard Maria, *Buch berühmter Hunde*, S. 20

„ (...) Aus der Trennung von Erwerbsleben und Familienleben, von „Öffentlichkeit“ und „Privatheit“ ergab sich ein familialer Binnenraum, der durch die Sentimentalisierung der Beziehung ausgefüllt werden sollte.“⁶³

Dieses Zitat wirft das Licht genau auf jene Unterscheidung zwischen Adel und Bürgertum, die ich im Zusammenhang für diese Arbeit für wesentlich erachte.

Brachte das Bürgertum die „berufliche“ Trennung von Mann und Frau mit sich- die Lebenswelt wurde hinsichtlich der geänderten Erwerbsbedingungen nachhaltig verändert. Fand das Zusammenleben „des ganzen Hauses“ des vorindustriellen Zeitalters im gemeinsamen Haushalt statt, hatten Mann, Frau und Kinder ihre zugewiesenen Plätze in der häuslichen Wirtschaft, so veränderte die Tatsache das die Männer fortan Ihrer Tätigkeit außer Haus nachgingen das Zusammenleben nachhaltig. Der in seinem Büro, seiner Praxis oder seinem Geschäft extern arbeitende Mann hatte seiner Frau gegenüber abends ein notwendig gewordenes Informationsplus, welches es auszugleichen galt. Der durch aufwendigen Verwaltungsstil des Absolutismus entstandene enorme Bedarf an Beamten, brachte eine Vielzahl akademisch ausgebildeter Personen hervor, die sich in ihrer Gesamtheit als Bildungsbürgertum formierte. Diese akademischen Berufe, wie Gelehrte, Ärzte oder Schriftsteller bildeten einen in sich geschlossenen Kreis innerhalb des Bürgertums und standen somit in Kontrast zu jenen Bürgerlichen, die im urbanen Raum durch Handel zu Reichtum gelangten und in ihrer Lebenswelt stets versucht waren den Adel zu kopieren.⁶⁴

Ich denke, dass die für meine Ausführungen weitaus interessantere Gruppierung innerhalb des Bürgertums das so genannte „Stadtpatriziat“ ist, da sie in Nachahmung des Adels auch versucht war dessen jährliche Gesellschaftszyklen zu imitieren, sprich sich Landleben und Jagd zu ermöglichen. In dieser Imitation der für Bürgerliche durch Geburt verschlossenen Lebenswelt erhofften Sie doch ein wenig von der erhofften Anerkennung zu erhalten – sich bis auf wenige ideologische Meter an die höchste aller sozialen Lebensformen heranzuarbeiten. Dem Stadtpatriziat war es durchaus möglich seine Kinder durch die richtigen Kontakte in höhere Kreise zu verheiraten, vermied man doch jegliches aufgeregte Bekenntnis zur eigenen Klasse und stellte somit das klassische Pendant zu den stark religiös dominierten weniger begüterten untern Schichten des Bürgertums dar. Was dem Stadtbürger die behände Annäherung an sein aristokratisches Ideal, war dem weniger begüterten Bildungsbürger die Bedeutung der Kraft des Intellekts in Verbindung mit religiöser Zurückhaltung und strengster Selbstdisziplin. Dort wo sich die „höheren Bürger“ in schierer Selbstverleugnung als

⁶³ Sieder Reinhard, Sozialgeschichte der Familie Wien, 1987) S. 129

⁶⁴ vgl. Sieder Reinhard, Sozialgeschichte der Familie (Wien, 1987) S.128ff.

Adelige zweiter Klasse mitunter selbst verleugneten, zog das Bildungsbürgertum eine scharfe Trennlinie zwischen sich selbst und den Stadtpatriziern- mit klar definierten Ober- und Untergrenzen, dem Adel und dem Industrieproletariat. In dieser sozialen Gruppe finden wir im frühen neunzehnten Jahrhundert nur spärliche Aufzeichnungen über den Besitz von Hunden- wenn ja, dann ausschließlich den einen oder anderen Luxushund. Die gelebte Abgrenzung vom Adel, das Verneinen der adeligen Lieblingsbeschäftigungen, wie etwa des exzessiven Reitsports oder der Jagd, implizierte auch die fehlende Notwendigkeit der Hundehaltung. Weitaus interessanter ist an dieser Stelle das städtische Bürgertum, das uns in zweierlei Hinsicht interessieren muss. Zum einen finden wir hier bereits Hunde auf den ländlichen Besitzungen, zum anderen werden diese Hunde- im Gegensatz zum Adel, der sich die Beschäftigung eigens dafür ausgebildeter *kennelmaster* leisten konnte- immer wieder auch mit in die städtischen Besitzungen gebracht. Diese Hunde wurden meist aus „dekorativen Zwecken“ gekauft, maßgeblich war, welche Hunde der Adel zu dieser Zeit propagierte.

Ich möchte mich in weiterer Folge noch ein wenig der Beziehungskultur zwischen Mann und Frau in dieser – wenn auch so wenig homogenen Schicht- widmen. Auch im Bürgertum herrschte im neunzehnten Jahrhundert zu Beginn die von Vernunft gesteuerte Partnerwahl. Die so genannte „vernünftige Liebe“, wie sie uns in der Literatur immer wieder begegnet stellt eine Weiterentwicklung der Verbindung auf Grund eines positionalen Status dar.⁶⁵ Sieder führt zu dieser Thematik des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts sehr eindrücklich aus, dass

„(...) Wir haben es hier zunächst noch nicht mit romantischer Liebe zu tun, sondern mit vernünftiger Liebe. Es handelte sich um eine Liebe, die die Tugend des geliebten Menschen erkannte, nicht um eine, die über die Augen oder die Haare eines geliebten Menschen ins Schwärmen geriet.“⁶⁶

Finden wir in dieser sehr vernünftig- tugendhaften Sicht der (ehelichen) Liebe auch starke Elemente einer Partnerschaft auf Basis des Verstandes, in deren Verlauf sich Zuneigung einstellen konnte aber nicht zwingend musste, haben wir es dennoch- bei einigen Parallelen mit einem anderen Muster zu tun , als die adelige Partnerschaft aufweist. Im direkten Vergleich- Adel / Bürgertum muss uns jenes Patriziertum primär interessieren, welches sich lediglich durch die Abstammung, weniger aber durch zu

⁶⁵ vgl. Sieder Reinhard, Sozialgeschichte der Familie (Wien, 1987) S.130

⁶⁶ vgl. Gaus M., *Das Idealbild der Familie in den moralischen Wochenschriften und seine Auswirkungen auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts* (Rostock, 1936) S. 32ff. zit. nach Rosenbaum H, *Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen* (Frankfurt, 1978) S. 265 zit. in: Sieder Reinhard, Sozialgeschichte der Familie Wien, 1987) S.130

kopieren versuchten Lebensstil vom Adel unterschied. Dies aus exakt jenem Grund, da das Bildungsbürgertum hinsichtlich der Thematik dieser Arbeit anfänglich einen untergeordneten Stellenwert hatte. Hundebesitz und vor allem Hundezucht waren in bildungsbürgerlichen Kreisen eher die Ausnahme- die Vergnügungen des Adels- von Jagd bis zum Pferdesport (beide Bereiche stark mit Hunden assoziiert) wurden als dekadent abgelehnt. Die Sentimentalisierung, also das durchaus wider die Vernunft gelebte (leicht?) überzogenen Verhältnis zu einem Tier, war dieser Schicht schon per definitionem gegenläufig. Selbstverständlich gab es im neunzehnten Jahrhundert auch Ausnahmen- denken wir etwa an Schopenhauer, dessen Hundeliebe schon legendär war- und der sich auch nicht scheute den Hund über den Menschen zu heben (dies darf aber nicht als Regelfall gelten) war es einem Philosophen doch immer auch Anliegen „ein wenig anders zu sein“ als die Umwelt, zu polarisieren.

Die Diskrepanz zwischen Adliger und bürgerlicher Auffassung des Ehelebens wurde im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts zunehmend schärfer. Wusste sich der (Hoch)Adel gemäß seiner tradierten Lebensaufgabe innerhalb arrangierter Beziehungen durchaus zu arrangieren, war dies dem Bildungsbürgertum meist weder ideologisch noch räumlich möglich. In diesem Zusammenhang muss aber auch klargelegt werden, dass die Notwendigkeit der Harmonie und Tugendhaftigkeit der aristokratischen Ehe nur im offiziellen Kontext zu funktionieren hatte. Adeliges Privatleben fand weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, die Notwendigkeit eines gemeinsamen, harmonischen Alltags war nicht gegeben. Die dynastischen Verbindungen und die daraus resultierenden Positiva wie Nachkommenschaft und politische Stabilität forderten keine zur Schau gestellten Liebesbekenntnisse. Was hier nun auf den ersten Blick als pragmatisch und mitunter gefühlsarm erscheinen mag, war aber eine mehr oder minder gut funktionierende, entemotionalisierte Sicht der Partnerschaft.

Die Lebensweise der Aristokratie war weit mehr durch ritualisierte Handlungen und tradierte Verhaltensmuster gesteuert. Die Beziehungen untereinander hatten mitunter Schablonencharakter.

Waren dem Bürgertum die gelebte Partnerschaft und die moralische Kontrolle des Ehelebens großes Anliegen, so erscheint die öffentliche Selbstinszenierung adeliger Partnerschaften und deren, dem Bürgertum auf das Heftigste kontrastierend, Unmoral im Privaten als faszinierende Widerparte der Gesellschaft.

Die aussagestärksten Elemente des bürgerlichen Wertekatalogs waren mit Sicherheit Religion und Familie. Würde dies als alleiniges Unterscheidungskriterium gelten- so fänden wir eine beachtliche Parallele zur Aristokratie, wenn auch die Semantik der Begriffe eine andere Interpretation erführe. Dem Bürgertum waren in weiterer Folge Begriffe wie Leistung, Fleiß und Sparsamkeit zentrale Elemente des Selbstverständnisses. Kommen wir aber, wie es Ulrike Döcker formuliert zu folgender Aussage

„(...) als die bürgerlichste aller Tugenden wird (...) wird die Kunst, seinen Leidenschaften und seinen Körper zu beherrschen (...)“⁶⁷

dann erscheint uns die Trennlinie zum scheinbar so ähnlichen Adel schon um einige markanter. Leidenschaft, Exaltiertheit und Provokation galten dem Bildungsbürgertum als Bastionen des Hochadels, fungierten als Bastion der sinnentleerten Überheblichkeit, gegen die es anzustürmen galt. Der begehrtliche Wunsch Anteil an Politik und Mitbestimmung zu erhalten, welche nach wie vor in den Händen der Aristokratie lag, forcierte die Ausformung einer Gesellschaft, die sich durch moralische Selbstgeißelung als bessere Führungsschicht zu kontrastieren suchte. Während das Bildungsbürgertum vehement die Fahne der Vernunft und Ausbildung vor sich her trug und im Stillen dennoch mit bestehenden Verhältnissen haderte, suchte das Stadtbürgertum- ganz speziell in Wien- die Nähe des Adels. Ziel des bürgerlichen Strebens war letztendlich die Nobilitierung, auch wenn es hier mitunter um den Preis der Verleugnung des eigenen Standes ging. Gegen Ende des Jahrhunderts nahmen luxuriöse Zurschaustellung des erworbenen Vermögens und fast peinliches Imitieren des Hochadels innerhalb des nobilitierten Bürgertums erschreckende Ausmaße an.

Diese offenkundige Ambivalenz des Stadtpatriziats in seinem Verhältnis zum Geburtsadel, ein ideologisches Schwanken zwischen Verehrung und Distanzierung erscheint mir als beachtliches soziales Phänomen jener sozialen Gruppen, welche zwar bedingten Anteil am Wohlstand und Bedeutung der obersten Schichten besaßen, dennoch aber von (ihnen) wesentlichen Möglichkeiten der Partizipation ausgeschlossen waren. Gerade die, von weniger privilegierten Schichten als enorme Nähe zur Aristokratie empfundene, soziale Stellung war den Betroffenen eher als schmerzliche Distanz bewusst. Eduard Bauernfeld beschreibt in seinen Erinnerungen

⁶⁷ Döcker Ulrike, *Die Ordnung der bürgerlichen Welt* (Frankfurt, 1994) S. 50

sehr detailliert die unüberwindliche Distanz zwischen den vornehmsten Bürgerkreisen und der so genannten „Ersten“, hochadeligen Gesellschaft.⁶⁸

Gelang es nur ganz wenigen in den elitären Reihen der extrem abgeschlossenen Aristokratie Umgang zu pflegen, empfand sich ein Großteil des Stadtbürgertums sehr deutlich als Zweite Gesellschaft, deren Anwesenheit zwar geduldet aber seitens der Hofgesellschaft mit Sicherheit nicht goutiert wurde.

Der Historiker August Fournier beschreibt in seinen Lebenserinnerungen 1923, diese Kluft sehr eindrücklich aus der Perspektive des Bürgerlichen

„ Damals wie jetzt (...) sind die aristokratischen , aus den früheren feudalen Ständen hervorgegangenen Familien (...) die erste Gesellschaft (...) ein hermetisch abgeschlossener Kreis für sich, wo sich die Herrschaften untereinander duzten, sich mit verstümmelten Vornamen ansprachen und schließlich heirateten (...) nur das Heiraten außerhalb dieses Kreises war verpönt (...) Auf der Jagd, wie in ihren Salons blieben die österreichischen Aristokraten- mit wenigen Ausnahmen- (...) lieber unter sich und bürgerliche Gäste, die sie am Ende in ihrer Jagdhütten beherbergen mussten, was einen gewisse Intimität mit sich brächte und die ihre störte, sind ihnen lästig.“⁶⁹

Wenden wir uns aber nochmals dem Bildungsbürgertum zu, dessen Rolle im wilhelminischen Deutschland noch präziser ausgeprägt, ein wenig verbissener zu Tage tritt. Hermann Glaser führt in seinem Werk Bildungsbürgertum und Nationalismus sehr anschaulich an

„Die das Bildungsbürgertum bewegenden humanistischen Ideale implizierten, dass vor der Kunst, vor der Kultur, von Anforderungen der ästhetischen und intellektuellen Bildung alle gleich waren; hier begegnete einer dem anderen als Mensch.“⁷⁰

Dem liberalen *Bildungsbürgertum* war, basierend auf einer ideologischen Gleichheit aller Bürger, die Umsetzung seiner politischen und intellektuellen Ziele ein primäres

⁶⁸ vgl. Bindtner Josef (Hrsg.), *Bauernfeld Eduard. Erinnerungen aus Alt-Wien* (Wien, 1923) S. 340f.

⁶⁹ Fournier August, *Erinnerungen* (München, 1923) S. 121 zit. in: Bahremann Gabriele, *„Bürgerliche Werte“ im Wiener Bürgertum des 19. Jahrhunderts* (Wien, 1997) S. 19

⁷⁰ Glaser Hermann, *Bildungsbürgertum und Nationalismus. Politik und Kultur im Wilhelminischen Deutschland* (München, 1993) S. 20

Anliegen. Die Teilnahme an der staatlichen Verantwortung, das Herauslösen des Adels aus den Schnittstellen der Macht, mittelfristige Vision. So großzügig die Formulierung, so ernüchternd die Realität. Partizipation an all diesen Ideen hatten die Männer- deren Frauen sich präzise formuliert um die Organisation des Hauses zu kümmern hatte.

Dies unterschied sich insofern recht augenscheinlich vom Lebensablauf des Adels – wie des Stadtpatriziats, da (nach Sieder) die Trennung des Erwerbs- und Familienlebens nun ganz klar definierte Lebensbereiche mit sich brachte. Eine klare Festlegung geschlechterspezifischer Aufgaben band die Frauen an das Haus und schob ihnen, in Ermangelung anderer Betätigungsmöglichkeiten, die Konzentration auf Heim und Kinder zu. Diese Reduktion auf einen sehr klar definierten Bereich gesellschaftlichen Lebens brachte auch die Fokussierung auf die Ausbildung der Kinder mit sich, die so früh als möglich auf ihrer Rolle im Sinne einer zielorientierten Bildung vorbereitet werden sollten. In der umfassenden Bildung der Kinder sah man den Schlüssel zu deren Behauptung in einer neuen Gesellschaft, deren Schwerpunkt auf Intelligenz an Stelle von Dynastie liegen sollte. Was Reinhard Sieder als *Pädagogisierung des Umgangs mit den Kindern* und in weiterer Folge als *Entstehung einer bürgerlichen Kindheit* benennt⁷¹, führte zu einer doch überstrukturierten Ausbildung der Kinder, vom durchdachten Bildungsroman bis hin zur einer puritanisch kargen Freizeitgestaltung, die Natur lediglich als Forschungsobjekt als Lebensraum sah. Glaser weist sehr eindringlich auf den Umstand hin, dass *kulturelle Bildung als Staussymbol* betrachtet wurde.⁷²

Betrachten wir die bürgerliche Familie des neunzehnten Jahrhunderts, so müssen wir wie es Schütze formuliert sehr wohl eine Trennlinie zwischen dem Rousseau – orientierten Erziehungsmodell des späten achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhunderts und dem zweiten Teil des neunzehnten Jahrhunderts ziehen. Galt zu Beginn der Vater als Orientierungsfigur⁷³

„ Wie die Mutter die wahre Amme ist, so ist der Vater der wahre Lehrer.“⁷⁴

⁷¹ vgl. Sieder Reinhard, *Sozialgeschichte der Familie* (Frankfurt 1987) S.129

⁷² Glaser Hermann, *Bildungsbürgertum und Nationalismus. Politik und Kultur im Wilhelminischen Deutschland* (München, 19963) S. 27

⁷³ Schütze Yvonne, *Mutterliebe- Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts* In: Frevert Ute (Hrsg.), *Bürgerinnen und Bürger* (Göttingen, 1988) S. 119ff.

⁷⁴ Rousseau Jean J., *Emil oder über die Erziehung* (Paderborn, 1963) S. 26

Yvonne Schütze führt in Ihrem Aufsatz über Elternrollen in der Bürgerlichen Familie des neunzehnten Jahrhunderts aus, dass die Erziehung in der ersten Hälfte des Jahrhunderts bis hin zum sechsten, siebten Lebensjahr in den Händen des Vaters lag, da

„ (...) der Mutter war aufgrund ihres Geschlechtscharakters eine so verantwortungsvolle Aufgabe wie die Förderung der kindlichen Fähigkeiten gar nicht zuzutrauen.“⁷⁵

Eine Gesellschaftsschicht, die so bedacht war den menschlichen Geist als Potential für den eigenen Aufstieg zu trainieren, wie jenen er eigenen Nachkommen zu huldigen, der die Abgrenzung von allem Sinnlichen wie Irrationalem allbeherrschendes Anliegen war, konnte keinen sentimentalen Umgang zur Natur finden- und wollte dies auch nicht.

Hatte die bürgerliche Ehe im frühen neunzehnten Jahrhundert noch stark den Beigeschmack der arrangierten und nach elterlichen Wertvorstellungen gewählten Entscheidung, kristallisiert sich im Laufe des Jahrhunderts im Bildungsbürgertum zusehend die Form der *Neigungsheirat* heraus. In diesem Zusammenhang von einer Liebesheirat zu sprechen wäre aber aus Gründen der Missverständlichkeit in Anbetracht des heutigen Liebesbegriffs ein wenig übereilt

„ Sehr gut ist es wenn der Mann bestimmte Berufs- Arbeiten hat, die ihn wenigstens einige Stunden täglich an seinen Schreibtisch fesseln oder außer Haus rufen, wenn zuweilen kleine Abwesenheiten, Reisen in Geschäften und dergleichen, seiner Gegenwart neuen Reiz gebe. Ihn erwartet dann sehnsuchtsvoll die treue Gattin, die indeß ihrem Hauswesen vorgestanden. Sie empfängt ihn liebevoll und freundlich, die Abendstunden gehen unter frohen Gesprächen, bei Verabredungen die das Wohl ihrer Familie zum Gegenstande haben, im häuslichen Zirkel vorüber und man wird einander nicht überdrüssig.“⁷⁶

⁷⁵ Schütze Yvonne, *Mutterliebe- Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts* In: Frevert Ute (Hrsg.), *Bürgerinnen und Bürger* (Göttingen, 1988) S.119

⁷⁶ Von Knigge Adolph, *Über den Umgang mit Menschen* (Darmstadt 1976) S. 132 zit in: Hausen Karin, *...eine Ulme für das schwankende Efeu. Ehepaare im deutschen Bildungsbürgertum* In: Frevert Ute, *Bürgerinnen und Bürger* (Göttingen 1988) S.90

Wenn sich im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts auch zusehends ein Mehr an Zuneigung in zu schließenden Ehen schob, so blieben dennoch beide Pole der Abgrenzung bestehen: Die Ablehnung einer Zwangsheirat aus materiellen Gründen mit welchem sich das Bürgertum tunlichst vom Judentum abzugrenzen suchte und andererseits die Betonung alles Andere als eheuntaugliche (adelige) Luxusgeschöpfe zu propagieren. Geheiratet wurde im christlichen Bürgertum, wie Hausen formuliert

„(...) fast ausschließlich allein innerhalb des bildungsbürgerlichen Milieus.“⁷⁷

Einen weiteren Aspekt der Abgrenzung des Bildungsbürgertums zu dem so vehement abgelehnten Adel, stellte die erfolgreiche Geburtenkontrolle dar. Während in Kreisen des Adels als höchst erwünscht galt eine Vielzahl von Nachkommen zu erlangen, war es dem Bildungsbürgertum sehr wohl klar, dass nur einer begrenzten Anzahl von Kindern eine herausragende Bildung zuteil werden konnte. Dies führte zu einer aus Vernunftgründen geplanten Beschränkung der Kinderanzahl, wie es Hausen detailliert ausführt, nur durch weibliche Enthaltsamkeit umzusetzen war. Das Bildungsbürgertum war also- durch und durch damit beschäftigt dem über alles zu stellenden Ideal der Herrschaft des Intellekts buchstäblich körperlich zu dienen. Wie unpassend wäre hier die Bereitschaft einem Lebewesen wie dem Hund überdurchschnittlichen Freiraum zu gestatten, ihm einen Platz im eigenen so fest verschnürten Herzen zu gestatten.

Erst das Ende des neunzehnten Jahrhunderts brachte auf recht eigenwillige Weise Mensch und Hund- um präzise zu sein Frau (!) und Hund einander näher. Die bereits durch die überwiegend außerhäusliche Profession des bürgerlichen (akademischen) Mannes begonnene, schrittweise emotionale Entfernung der Ehepartner, deren anfängliches Band der abendlichen Unterhaltung Jahrzehnte zuvor noch als stabil gepriesen wurde, verlor zusehends an Elastizität. Zu kurz waren die Momente gelebter Gemeinsamkeit, zuviel musste in zu kurzer Zeit untergebracht sein. Frauen erlebten die Abwesenheit ihres Mannes und die Entfernung ihrer in der Schule befindlichen Kinder oftmals als erdrückend einsam. Das sorgsam gezimmerte Gerüst der bürgerlichen Pflichterfüllung reichte nicht immer um den Tag befriedigend auszufüllen. Erstmals in der

⁷⁷ Hausen Karin, *...eine Ulme für das schwankende Efeu. Ehepaare im deutschen Bildungsbürgertum* In: Frevert Ute, *Bürgerinnen und Bürger* (Göttingen 1988) S.96

Geschichte des Bürgertums wird in verschiedenen Quellen von regelrechter *Berufsbessenheit* der Männer gesprochen.⁷⁸

3.3 Bürgertum in Großbritannien

Dominiert vom Vorbild Englands legte die bürgerliche Gesellschaft Mitteleuropas das Zentrum ihres Lebens in den Kreis der Familie. Diese wurde innerhalb kurzer Zeit zur angestrebten Destination des eigenen Lebens.

Maßgeblich an dieser Entwicklung beteiligt war die englische Schriftstellerin und Intellektuelle Hannah More. Im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts selbst noch aktiv im Kreis um Garrick und Johnson übte sie als Mitglied der sogenannten *Blaustrümpfe* herbe Kritik an der Selbstgefälligkeit und Dekadenz der britischen upper class. Nach ihrer Konvertierung im Jahre 1770 und unter Einfluss der Französischen Revolution konzentrierte sich ihr ungeteiltes Augenmerk auf die Bedeutung der Familie als moralischen Kern des Staates, sowie die Notwendigkeit einer christlichen Lebensführung. More wurde von der englischen Regierung aufs Heftigste umworben. Ihre Schriften, im Besonderen der Roman *Coelebs auf der Suche nach einer Frau*⁷⁹ erreichten ungeheure Popularität. Dieser, zu weiten Teilen edukativ angelegte Roman, beschreibt detailliert die Rollen der einzelnen Familienmitglieder sowie deren individuelle Wege spirituelles Glück zu erlangen. Eingebettet in die präviktorianische Gesellschaft finden wir bei Hannah More bereits das Haustier als Bestandteil der Familie. Gelten Sanftmut und Güte als Tugenden einer bürgerlichen Familie, so kommt auch dem Hund der Familie diese soziale Umgangsform zugute.

Charakteristisch ist bei Hannah More bereits die Verlagerung der Interessen des Bürgertums. Galten im achtzehnten Jahrhundert aristokratische Lebensmodelle mit deutlichem Schwerpunkt auf Jagd und Genuss jeglicher Sinnesfreuden als Nachahmungsobjekt, liegt zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts der Schwerpunkt zunehmend bei Erfüllung moralischer, ökonomischer wie auch religiöser Pflichten innerhalb der Familie und Gesellschaft.

Die räumliche Trennung von Mann und Frau während des Tages brachte eine über den physischen Bereich weit hinausgehende Abspaltung innerhalb des ehemals gemeinsamen Tagesverlaufs mit sich. Alltägliche Nähe und die zumindest passive Information über die Tätigkeiten des anderen implizierten nicht per se mentale Nähe, sei minderten auch den Reiz des Neuen und brachten sehr schnell den Alltag in das

⁷⁸ Vgl. Hausen Karin, ...eine Ulme für das schwankende Efeu. Ehepaare im deutschen Bildungsbürgertum In: Frevert Ute, *Bürgerinnen und Bürger* (Göttingen 1988) S.115

⁷⁹ More Hannah, *Coelebs auf der Suche nach einer Frau* (London, 1807)

Leben der Paare. Mit dem Beginn außerhäuslicher Arbeit des Mannes und dessen Abkoppelung des vom häuslichen Leben der restlichen Familie, finden wir jene bedeutsame Bruchlinie im privaten Leben des frühen neunzehnten Jahrhunderts, deren Auswirkungen erst schrittweise sichtbar wurden.

3.4 Adelige Gesellschaft in Großbritannien

Die Betrachtung der britischen Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert soll im Zusammenhang mit der Thematik dieser Arbeit mehr anbieten als einen systemischen Vergleich. Der Unterschied der Sozialstruktur – insbesondere der oberen und obersten Schichten – ist hinsichtlich des behandelten Themas von großer Bedeutung.

Vergleichen wir nun in diesem Sinne die Zusammensetzung der britischen Oberschicht, so stellt sich uns dem bereits zuvor betrachteten Bild der habsburgischen Aristokratie mit ihren starken regionalen Varianten. Hier eine Oberschicht gegenüber, die von knapp dreihundert hochadeligen Familien dominiert wurde.

Diese elitäre Spitze des Landes bestand jedoch – und hier liegt der große Unterschied in den Systemen verwurzelt, in enger Beziehung zu den etwa dreitausend Familien des landed Gentry. In dieser sozialen Schicht liegt auch der Schlüssel zu unserer Thematik.

„ (...) Seine wirtschaftliche, soziale und politische Basis blieb das Gut auf dem Lande, das estate. Ein fundamentaler Gegensatz zwischen „landed“ und „moneyed interest“ existierte nicht.“⁸⁰

Wolfgang J. Mommsen stellt in seinem Vergleich zwischen Preußen und England fest, dass

„ (...) am Ende des 18. Jahrhunderts die englische Gesellschaft einer steilen Pyramide mit außerordentlich dünner Spitze und einer enorm breit ausgezogenen Basis glich. 1803 bildete die sog. landed aristocracy – ca. 4.000 Familien – nach zeitgenössischen Angaben ca. 1,4 % der Gesamtbevölkerung, verfügte aber über ein Siebtel des gesamten Nationaleinkommens; vor allem aber befand sich der übergroße Teil des Grund und Bodens in ihrer Hand (...) noch 1872

⁸⁰ Birke Adolf M., *Die Revolution von 1848 und England* In: Birke Adol M./ Kluxen Kurt (Hrsg.) *Viktorianisches England in deutscher Perspektive* (München, 1983) S. 52

befanden sich 4/5 des gesamten Grund und Bodens des vereinigten Königreiches im Besitz von weniger als 7000 Personen.“⁸¹

Eine Gruppe, die ausreichende finanzielle Mittel besaß und deren Basis die Landbesitzung war. *The country estate*, ein Besitz mit ausreichendem Raum für Jagd und Hundezucht und die fließende Bindung der Familien an den Peerage gaben jede erdenkliche Möglichkeit in der Hundezucht frei. Im Gentry liegen aber nicht nur die Wurzeln der europäischen (Jagd)Hundezucht des neunzehnten Jahrhunderts verborgen, durch ihren hohen Anteil an den staatlichen Ämtern wie der Geistlichkeit, den Abgeordneten beider Häuser als auch dem Offizierskorps oblag ihnen auch die intellektuelle Führung des Landes. Wir sehen hier einen in Struktur und Alltagserfahrungen gänzlich andere Durchmischung der Oberschicht mit fließenden Grenzen. Die Anteilnahme der Hocharistokratie an wirtschaftlichen und politischen Interessen des Landes war weitaus entkrampfter als in Österreich Ungarn oder Preußen. Im Unterschied zur habsburgischen Aristokratie, deren Selbstverständnis im Verlauf des Jahrhunderts mehr und mehr zu einer abstrakten Parodie seiner selbst geriet. Moritz Csáky formuliert diesen Zustand der österreichischen Elite wie folgt

„ (...) die Repräsentanten der Jahrhundertwende waren geistig Suchenden, die manche Entwicklung der Zukunft intellektuell antizipierten und somit auch beeinflussten, während im Gegensatz dazu der Adel primär einer rückwärtsgewandten Utopie nachhing und die heile Welt vergangener Zeiten festhalten wollte.“⁸²

Nicht von ungefähr formulierte der neunzehnjährige Kronprinz in Zusammenarbeit mit Carl Menger anlässlich seines Englandaufenthaltes im Jahre 1877 das bereits genannte 48-seitige Pamphlet *Der österreichische Adel und sein constitutioneller Beruf*, in welchem sehr direkt die Vorzüge der englischen Aristokratie mit der Ist Situation in seiner Heimat kontrastiert.

„ (...) wenn man auf die grosse Stellung hinblickt, welche der Adel anderer Länder auch in dem modernen Staate behauptet und wahrnimmt, wie er dort neben den liberalen Elementen als ein wichtiger Factor des modernen Lebens auftritt, mit wie viel Eifer

⁸¹ Mommsen Wolfgang J., *Preußen/ Deutschland im frühen 19. Jahrhundert und Großbritannien in der Viktorianischen Epoche. Eine komparative Betrachtung* In: *Viktorianisches England in deutscher Perspektive* (München, 1983) S. 34

⁸² Csáky Moritz, *Adel in Österreich* in : *Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs*. Teil 1 (Wien, 1984) S. 227

und Hingebung er sich dem Staatsdienste überhaupt und dem Militärdienste insbesondere widmet, wenn man sieht, wie eng seine geselligen Gewohnheiten mit der Förderung der edelsten Culturbestrebungen verknüpft sind; da kann man wahrlich nicht umhin, zum Glauben zu gelangen, die geringe Bedeutung unseres Adels in dem staatlichen und socialen Leben sei nicht so sehr das Ergebnis einer dem Adel ungünstigen Entwicklung der allgemeinen politischen Verhältnisse, als vielmehr die Folge seines eigenen Verschuldens.“⁸³

Die angelsächsische Variante stellt uns somit vor ein dem österreichisch – ungarischen Modell in vielen Elementen gegenläufiges System. Während der österreichische Adel, in sich selbst erstarrt, an seiner obersten Spitze die totale Abgrenzung nach unten zelebrierte, fand in der britischen Aristokratie ein fließender Kontakt zwischen Peerage und Gentry einerseits, Gentry und bürgerlichen Kreisen statt.

Im direkten Vergleich zur Habsburgermonarchie finden wir in Britannien keine scharfe Trennlinie zwischen Adel und Bürgertum, da wie Birke es formuliert, angemessen erscheint

„ (...) schon für die Zeit vor dem Regierungsantritt der Königin Viktoria von einem Vorherrschen einer „Mittelstandsstruktur“ zu sprechen, die weit über bürgerliche Kreise hinausreichte, die auch die Gentry und die sozialen Ausfransungen des Adels erfasste.“⁸⁴

„ Es ist bekannt, dass der englische Adel starken Anteil an der Wirtschaftsentwicklung des Landes nahm, auch wenn die breite Streuung seiner vermögenssichernden und vermehrenden Geschäftigkeiten ihn nur teilweise in der Kategorie der Unternehmer Platz finden lässt.

Befassen wir und wie gesagt nun ein wenig näher mit dem Verhältnis zwischen Mann und Frau- respektive den Eheleuten zueinander. Der österreichische Adel war in seiner Grundstruktur ein durch und durch katholischer. Das Oberhaupt des Landes verstand sich als modellhafter Übervater kategorischer Einhaltung einer, in der Praxis durchaus abstrakten, katholischer Lebensform. Die seit August 1879 bestehende und bis ins Jahr

⁸³ Von einem Österreicher, *Der Österreichische Adel und sein constitutioneller Beruf* (München 1878), Vorrede

⁸⁴ Birke Adolf M., *Die Revolution von 1848 und England* In: *Viktorianisches England in deutscher Perspektive* (München, 1983) S.52

1893 andauernde (zweite) Regierung unter dem Ministerpräsidenten *Eduard Graf Taaffe* fußte auf der engen Zusammenarbeit mit den slawisch- klerikalen Kräften des Landes. Der Kirche wurde eine, über die Massen, große Bedeutung in so gut wie allen politischen Fragen eingeräumt. Die Unauflöslichkeit der Ehe und die starren Reglements der Kirche bedeuteten im Zusammenleben von Mann und Frau ein dogmatische Position- die für die Stellung der Frau weit größere Einschränkungen als für jene des Mannes beutete. Ein Leben ausgerichtet auf das Eingehen einer standesgemäßen Verbindung, dem Führen eines funktionierenden und repräsentativen Haushaltes und die Geburt mehrerer Kinder, welche die Erbfolge sichern sollten und wiederum das durch mehr oder wenige strategisch arrangierte Heiraten gesponnene Netzwerk zu erhalten respektive zu erweitern.

Vom heutigen Standpunkt aus betrachtet erscheinen viele diese gesellschaftlich arrangierten Ehen freud- wie lustlos, diese Blickrichtung wurde aber vor knapp hundertfünfzig Jahren überwiegend emotionslos erachtet. Die uns heute bekannte Form der Liebesheirat war im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zwar bekannt und still ersehnt, fand aber in den höchsten Gesellschaftsschichten Österreichs nur in der Ausnahme zur Regel statt.

Wir müssen uns vom Blick der heutigen und auch vergangenen Jahrzehnte frei machen und eine vergangene Zeit, ja „Welt“, mit ihren eigenen Augen betrachten. Sentimentalität in der Partnerwahl war kein Kind dieser Zeit. Im Vordergrund standen, dynastische Überlegungen einmal bei Seite gelassen, gänzlich andere Kriterien. Seitens des Mannes wurden Ehrhaftigkeit, Pflichttreue, Großmut, Ritterlichkeit erwartet. Ein „*Diener Seiner Apostolischen Majestät*“ hatte sich als würdiger Untertan zu erweisen und musste einer genau geregelten Nomenklatur gesellschaftlich approbierter Verhaltensregeln folgen. Die weiblichen Vorstellungen des idealen Partners waren bis gegen Ende des Jahrhunderts nur geringfügig von sentimental Kriterien dominiert, war die Erhaltung des aufwendigen Lebensstils nach Verlassen des Elternhauses nur durch eine adäquate Verbindung gewährleistet. Wie am Beispiel der Memoiren der Fürstin Fugger sehr deutlich wird, besaßen die höheren Töchter des Landes bei aller romantischen Verklärtheit der Jugendzeit doch ein sehr pragmatisch materielles Gespür für die ökonomischen Zwänge ihres Lebensstils. Liebe als ausschlaggebendes Moment einer Eheschließung wird in zeitgenössischen Schilderungen so gut wie immer in Zusammenhang mit einer Mesalliance kommentiert- der wiederholt auftauchende Begriff einer *amour fou* stellt uns klar vor dessen Widerpart- die Vernunftehe. Die Ehe – als unauflösliche Verbindung auf Lebenszeit hatte auch im späten neunzehnten Jahrhundert einen durchaus bedrohlichen Unterton. Ein leichtfertig gesprochenes Jawort bedeutete nicht

nur das Verharren an der Seite eines ungeliebten Menschen, eine überstürzt Liebesheirat wider die familiäre Konvention konnte auch den sozialen Ab- und Ausstieg bedeuten. Wer sich die gesellschaftliche Situation des Österreichischen (Hoch-)adels ein wenig genauer ansieht, dem wird schnell bewusst, dass jeder sozialer Umgang in sehr geregelten Bahnen verlief. Gesellschaftliche Circles hatten eine sehr homogenen Durchmischung- man traf schlichtweg unentwegt „auf Seinesgleichen“. Der österreichische Adel war- wenn auch nicht so rigide wie der tschechische Adel- darauf bedacht unter Seinesgleichen zu bleiben. Umfasste dieser Begriff am Wiener Hof den Umgang mit den „Ersten Familien“ des Reiches- engt er sich in Prag auf die ersten Familien des Landes ein. Was auf den ersten Blick sehr strukturiert und technisch wirkt war in der Praxis durchaus lebendig. Die Regeln gestalteten sich sehr klar definiert, wer sich daran hielt und gemäß deren Regeln spielte, den erwartete ein Leben nicht unähnlich in Status, Vermögen und Verlauf seiner Eltern und Geschwister. Der Wille zur Veränderung war nur wenigen anteilig, weshalb auch ein Leben in vorhersehbaren Bahnen verlassen, die Annehmlichkeiten sozialer wie materieller Natur in Frage stellen „einer Laune“ wegen. Dies bedeutet aber in keinsten Weise dass in Wien oder Prag weniger geliebt und geweint, gehadert oder gewünscht wurde als andernorts zu anderer Zeit. Faktum est, dass die Anforderungen und Wünsche an einen Ehepartner zu jener Zeit einfach von heutigen Modellen weitgehende abwichen. Die vernunftmäßige Partnerwahl, gepaart mit mehr oder weniger romantischem Beigeschmack, war lediglich die gesellschaftliche Basis für das Weiterleben einer jungen adeligen Frau. Die Eheschließung brachte zum einen Teil den Abschied von der elterlichen Autorität und führte in die alternative Obhut des Ehegatten. Der Wechsel von einem Adelshaus in das andere brachte auch die Übernahme der Gebräuche und Sitten dieser Familie mit sich. Alleine die Verinnerlichung und Umsetzung so mancher Änderung bislang gelebter Automatismen beanspruchte einen nicht unerheblichen Zeiteanteil. Das zumeist schnell geborene, erste Kind des Paares und dessen (zahlreich) folgende Geschwister füllten die Zeit der jungen Frau sehr intensiv. Als Dame des Hauses hatte die junge Frau eine Vielzahl gesellschaftlicher Pflichten und Erwartungen zu erfüllen. Der Grund dieser Ausführungen ist ein recht banaler, sollten dem jungen Menschen auch der eine oder andere Zweifel an der zu erwartenden Glückseligkeit der Verbindung gekommen sein, das durch und durch reglementierte Leben dieser Zeit und Gesellschaft ließ für diese Art der Gedanken vorerst wenig Raum. Mochte der Angetraute auch nicht den Vorstellungen entsprechen, so galt dem Bewahren des Lebensstandards mit seinen Reise und Veranstaltungszyklen- das Zusammentreffen der Familien in den Sommermonaten auf den Besitztümern, gemeinsame Ballveranstaltungen, Soireen, Jagden, Pferderennen allerhöchste Priorität. Natürlich

gab es auch überaus glückliche Ehen, fanden sich zwei passende Partner in Vollendung der dynastischen Wünsche ihrer Familien- doch dies war meist die Ausnahme von der Regel.

Die Quellensituation ist gerade im Bereich adeliger Ehen sehr vielfältig, zumal wir aus Briefen, Tagebüchern und auch durch bissige Kommentare der lokalen Presse ein buntes Bild des adeligen Ehealltags erhalten. Nehmen wir als illustratives Beispiel etwa die höchst skandalumwitterte Ehe der Marie Sophie in Bayern, einer Schwester der österreichischen Kaiserin und späteren (Ex)Königin beider Sizilien. Es gibt uns ein sehr anschauliches Beispiel wie aus einer durchaus verquerten Situation, einer Persönlichkeit die Geld, Stand und Temperament nutzt, gegen eine ihr unsympathische und unerfreuliche Ehe zu revoltieren. Marie Sophie hatte den denkbar schlechtesten Start für eine Ehe im Blickpunkt des öffentlichen Interesses gefunden. Die Entscheidung zur Eheschließung fand, wie höchst verbreitet auf dem Wunsch der Verwandten, ohne Mitsprache der Braut statt. Ähnlich ihrer berühmten Schwester Elisabeth, traf auf eine tief skeptische, mussgünstige Schwiegermutter und einen durchaus unattraktiven, bigotten Gatten, der überdies auf Grund einer später behobenen Anomalie impotent war. Ginge man von der praktizierten Norm einer katholisch- aristokratischen Ehe aus, die düstere Vorhersage bedeutete: Ein prognostiziertes, lebenslanges Fiasko. Wie aber an diesem Beispiel sehr gut beobachtet werden kann, verstand es diese Frau in höchstem Maße ihre Umgebung zu manipulieren und Schritt für Schritt ihrem, geistig wie körperlich, unbefriedigenden Alltag durch exaltes Ausleben der eigenen Neigungen zu kompensieren. Auch hier wiederum, eine klare Schere zwischen Erwartungen und Ergebnis. Selbstverständlich war es Mitgliedern des Hochadels zum einen finanziell sehr einfach mit Konventionen zu brechen, andernfalls bedurfte es auch eines sehr extrovertierten Charakters dies gegen die Widerstände des Zeitgeistes zu tun- oftmals um den Preis herber Einschnitte in das intimste Leben.

Vergnügte sich die Gattin des Königs beider Sizilien, unter stetiger Beobachtung der Öffentlichkeit und der Presse, auch leidenschaftlich außer Hause, so schien dies als Gegengewicht zur scheint es kommentarlos hingenommenen Verheiratung und Enttäuschung über die körperlichen Unzulänglichkeiten des Gatten. Dies wäre mit Sicherheit auch ohne allzu böse Überraschungen vor sich gegangen, hätte eine der königlichen Amouren nicht zu ungewollter Schwangerschaft geführt. Eben an dieser Stelle zeigt sich sehr plakativ, dass der Bezug zu Rang und Namen weit höher positioniert war als die in adeligen Familien nicht besonders stark ausgeprägte körperlich zur Schau gestellte Mutterliebe. Ein erwartetes Kind hatte durch seine Geburt die Erbfolge zu sichern, die Familie zu stärken und allenfalls den Pool an

Möglichkeiten zu erweitern mit anderen Familien der Aristokratie durch Verheiratung bestehende Bande zu stärken oder neue – opportun erscheinende Verbindungen- zu knüpfen. Außereheliche Kinder waren- schlicht gesagt- zu nichts gut und mussten- so diskret wie möglich verschwinden. Dass diese Umstände meist ohne große Dramen abliefen, zeigt recht deutlich wie einfach es war ein ungewünschtes Kind im Schutze einer- wie in diesem Fall in klösterlichen Anonymität zu gebären, unter Schutz der eigenen hochherrschaftlichen Verwandtschaft, dieses Kind dann im Kreise der unüberschaubar großen Verwandtschaft „zu parken“. Verstecken und leugnen war im Zeitalter vor allgegenwärtigen Kameras und einer unbegrenzten Mobilität nicht nur aus technischen Gründen einfacher, die Einstellung zu Nützlichkeit und Hindernis- zu Rang und Namen eine gänzlich andere. Wer die Kontakte zu eigenen, erwünschten Kindern, durch Ammen und Kinderfrauen, Erzieher und Gesellschafter auf ein Mindestmass zu reduzieren wusste, hatte im unerwünschten Falle weniger Skrupel diese überhaupt außer Hand zu geben.

Bereits im Jahre 1847 betrachtete Anton Groß- Hofinger an die dreihundert Ehen aller Standesklassen und fand heraus, dass nur 1 Prozent der Ehen als glücklich galt. Die bezifferten 15 Prozent der „angeblich glücklichen fußten seiner Ansicht nach auf dem Umstand, dass Frauen oftmals großzügig über die praktizierte Untreue des Gatten hinwegsehen.⁸⁵

„ (...) ich entdeckte, dass glückliche Ehen als höchst vereinzelte Ausnahmen von der Regel zu gelten hätten.“⁸⁶

An dieser Stelle über die mangelhafte Emanzipierung der Frau des neunzehnten Jahrhunderts zu lamentieren ist unangebracht. Die adelige Ehefrauen verstanden – eingebettet in ihre sehr privilegierte Lebensform- vorzüglich mit der locker interpretierten Treue ihrer Ehegatten umzugehen. Dies liegt nur zu einem Teil in der religiösen Forderung seinem Mann unterstellt zu sein, sondern in der für heutige Begriffe so völlig unterschiedlichen Grundvoraussetzung der Eheschließung. Die mangelnde Sentimentalisierung der Beziehung bot nicht nur Raum für großzügige

⁸⁵ Groß- Hofinger, Anton J., Die Schicksale der Frauen und die Prostitution im Zusammenhang mit dem Prinzip der Unauflösbarkeit der katholischen Ehe und besonders der österreichischen Gesetzgebung und der Philosophie des Zeitalters (Leipzig 1847) zit. in Holler, Gerd Mayerling: Die Lösung des Rätsels. Der Tod des Kronprinzen Rudolf und der Baroness Vetsera aus medizinischer Sicht (Wien, 1980) S. 53

⁸⁶ Groß- Hofinger, Anton J., Die Schicksale der Frauen und die Prostitution im Zusammenhang mit dem Prinzip der Unauflösbarkeit der katholischen Ehe und besonders der österreichischen Gesetzgebung und der Philosophie des Zeitalters (Leipzig 1847) zit. in Holler, Gerd Mayerling: Die Lösung des Rätsels. Der Tod des Kronprinzen Rudolf und der Baroness Vetsera aus medizinischer Sicht (Wien, 1980) S. 53

Toleranz, sie ließ auch ausreichend Freiraum für eine Vielfalt nicht partnerbezogener Aktivitäten.

Nur wenige Frauen allerhöchster Familien wurden in ihren Äußerungen so direkt wie Kaiserin Elisabeth die meinte

„ Die Ehe ist eine widersinnige Einrichtung. Als fünfzehnjähriges Kind wird man verkauft und tut einen Schwur, den man nicht versteht und dann 30 Jahre oder länger bereut und nicht mehr lösen kann.“ ⁸⁷

Diese Äußerung muss aber unter dem Gesichtspunkt dass sie zum einen im engsten Familienkreis- von Mutter zu Tochter – erfolgte unter Berücksichtigung, dass diese am ersten Geburtstag des vor knapp einem halben Jahr verstorbenen Sohnes, des Kronprinzen Rudolf, am 21. August 1889 in tiefem Selbstzweifel betrachtet werden.

Dass der Kaiserin von Österreich die Möglichkeit einer unglücklichen Ehe schon seit Kindertagen aber durchaus bewusst sein musste zeigt der Umstand, dass ihre eigene Mutter eine höchst unzufriedene Ehe führte, ihrem Mann zahlreiche Geliebte und uneheliche Kinder nachzusehen hatte. Elisabeth hätte die wiederholte Klage ihrer Mutter

„ Wenn man verheiratet ist, fühlt man sich so verlassen.“ ⁸⁸

mit Sicherheit eine realistische Warnung sein mögen.

Brigitte Hamann führt in diesem Zusammenhang auch die mitnichten weniger glückliche Ehe von Ludovikas Mutter, der Erzherzogin Sophie ins Treffen, welche

„ (...)den an Körper und Geist schwachen Erzherzog Franz Carl, den Bruder des schwerkranken Kaisers Ferdinand heiraten musste (...) Sophie habe in ihrer Verzweiflung Nächte lang durch geweint. Als ihre Erzieherin dies ihrer Mutter erzählte, sagte dies ungerührt:

⁸⁷ Schad Martha und Horst (Hrsg.) Von Österreich Marie- Valérie, *Das Tagebuch der Lieblingstochter von Kaiserin Elisabeth 1878-1899* (München, 1998) S.204

⁸⁸ zit. In Hamann Brigitte, *Elisabeth. Kaiserin wider Willen* (Wien, 1997) S.36

Was wollen Sie? Die Sache ist beim Wiener Kongreß entschieden worden!“⁸⁹

Wie unauflöslich eben diese adeligen Ehen empfunden wurden, zeigt auch das Beispiel des von ihrer Umwelt als völlig irrational empfundenem Wunsch Herzogin Sophie von Alençon, deren Liebesaffäre mit dem verheirateten Grazer Arzt Dr. Glaser zu legitimieren, zu einem enormen Skandal führte und in weiterer Folge zur ihrer von der Familie initiierten Unterbringung in der Grazer Nervenlinik des Freiherrn von Krafft-Ebbing, seines Zeichens Spezialist für Sexualpathologie (sic!). Mit welchem Unverständnis man der Herzogin innerhalb des eigene Familie begegnete zeigt sehr eindrucksvoll in den Tagebuchaufzeichnungen von Marie Valérie von Habsburg vom 25. Mai 1887

„ In Attnang Zusammentreffen mit Mama. Sie erzählt mit von (...) und Alençons. Tante Sophie will sich scheiden lassen, um wie sie sagt, Dr. Glasers rechtmässige Frau werden. Onkel Alençons soll sich wie ein Heiliger benehmen, immer begegnet er ihrem förmlichen Hass mit liebender Milde, Güte, Besänftigung. Luise soll, als man ihr sagte, dass Tante ein wenig irrsinnig sei, geantwortet haben „Ja das will ich glauben, denn sonst hätte ich keinen Mutter mehr!“⁹⁰

Wenig später, am 13. Juni desselben Jahres führt Valérie zum Besuch Ihres Onkels Carl Theodor aus, dass dieser auch in Begleitung seiner zweiten Ehefrau Marie José von Braganza nach Bad Ischl kam wie folgt

„ Der Zweck Ihres Herkommens war, Papa zu melden, dass die unglückliche Tante Sophie von verschiedenen Ärzten für krank und unzurechnungsfähig erklärt worden ist/denn ganz wahnsinnig kann man doch nicht sagen/ und für einige Zeit in der Villa eines berühmten Grazer Irrenarztes gebracht wurde, wo man hofft, dass Ruhe und Einsamkeit ihre Nerven beruhigen werden. Onkel Gackel hält diesen schrecklichen Zustand für eine Folge des Scharlachs (...) Onkel Alençon bewundernswürdig... aber auf Momente lässt seine Kraft nach, dass er weint und schluchzt. Mama fürchtet, dass Tante

⁸⁹ zit in: Hamann Brigitte, *Elisabeth. Kaiserin wider Willen* (München, 1997) S. 36

⁹⁰ Schad Martha und Horst (Hrsg.) *Von Österreich Marie- Valérie, Das Tagebuch der Lieblingstochter von Kaiserin Elisabeth 1878-1899* (München, 1998) S.118

*Sophie versuchen wird, sich umzubringen, wenn sie sieht, dass
einen Flucht unmöglich ist (...).*⁹¹

Marie Valérie kommentiert im Januar die „Wiederherstellung“ der Tante in einem als peinlich empfundenen Treffen der Alençons mit Kaiser Franz Joseph, Kaiserin Elisabeth und ihr selbst in Wien.

*„ Tante Sophie mit Onkel Alençon bei Mama. Ganz und gar die
Tante Sophie von ehemals, nur wenn möglich verjüngt ... blühend ...
ruhige Heiterkeit, von Aufgeregtheit keinen Spur, von Scham ...
absolutes Rätsel ... schönsten Einverständnis mit Onkel Alençon.
Papa nachher zu Mama: Du warst viel genierter als Sophie.“*⁹²

Die Quellenlage zur adeligen Ehe des späten neunzehnten Jahrhundert bietet uns also ein durchaus zweigeteiltes Bild zwischen Sein und Schein. Die mit ganz wenigen Ausnahmen unglücklichere Position hatte in jedem Fall die Frau inne. Gab es im Adel – zwar unglaubliche finanzielle Möglichkeiten um ein Leben mit allen Schönheiten und Kostbarkeiten käuflicher Natur anzureichern, so stellte sich das Dasein für „hochwohlgeborenen Damen“ mitunter von Etikett und Moral eingezurrt, der Erziehung und Ausbildung der eigenen Kinder entledigt, eintönig dar.

Schon die Erziehung der höheren Töchter, stellt eine klare Ansage hinsichtlich derer späteren Aufgaben dar. Der Schwerpunkt der Mädchenausbildung lag auf Fächern

*„ (...) wie Lesen, Schreiben, Religion, Französisch, Tanzen,
Klavierspielen, Konversation und Etikette.“*⁹³

In den Sommermonaten hatten die Kinder aristokratischer Familien oftmals die Möglichkeit jene Besitzungen ihrer Familien zu bewohnen, auf welchen sich auch schon bald die traditionellen Gesellschaftsjagden abgehalten wurden. In diesem Zusammenhang wurde auch der Kontakt zu den, meist ausschließlich auf diesen Besitzungen gehaltenen und von Fachpersonal trainierten, wie gepflegten Jagdhunden möglich. Der unbefangene Umgang mit diesen, ab der Mitte des Jahrhunderts oftmals durch Gastgeschenke oder gezielten Ankauf aus Großbritannien ins Lande gebrachten

⁹¹ Schad Martha und Horst (Hrsg.) Von Österreich Marie- Valérie, *Das Tagebuch der Lieblingstochter von Kaiserin Elisabeth 1878-1899* (München, 1998) S.120f.

⁹² Schad Martha und Horst (Hrsg.) Von Österreich Marie- Valérie, *Das Tagebuch der Lieblingstochter von Kaiserin Elisabeth 1878-1899* (München, 1998) S.140

⁹³ Sokop Brigitte, *Jene Gräfin Larisch. Marie Louise Gräfin Larisch – Wallersee. Vertraute der Kaiserin- Verfemte nach Mayerling* (Wien, 1988) S. 36

Hunde, legten oftmals den Grundstein für eine lebenslange Affinität für exakt diese Hunderassen, waren sie doch Ausdruck eines unbeschwerten Lebens auf dem Lande.

Fürstin Fugger erinnert sich in ihren Memoiren ihrer Sommerzeit in Zazmuk nahe Kolin. Der Großvater frönte, wie so viele seiner Standesgenossen, leidenschaftlich der Jagd. Zu diesem Zweck hielt er in Zazmuk Windhunde, welche besonders auf den Britischen Inseln populär waren und durch Kaiserin Elisabeth auch einem städtischen Publikum bekannt waren. Training und Verpflegung erfolgte, wie in diesen Kreisen üblich, überwiegend durch Fachpersonal. Gelegentlichen Ausflüge mit den Kindern stellten sowohl für Hund als auch Kind ein willkommene Abwechslung von beider Erziehung dar.

„ (...) das Hasenhetzen bereitete ihm besonderes Vergnügen. Er hielt hierzu große Windhunde, die für die Herbstzeit trainiert werden mussten. Und wir bekamen unsere Arbeit dabei Großpapa ritt auf einem Pony und jedes von uns Kindern hatte einen der großen Hunde an der Koppel zu führen. Wenn ein Hase sichtbar und „Los!“ kommandiert wurde, mussten wir die Hunde von der Koppel lösen – ein Handgriff, der, wenn er rasch und kunstgerecht ausgeführt werden sollte, nicht leicht war. Noch schwieriger war es aber, wenn ein Hase, der nicht jagdgerecht war, etwa zu jung war, hoch wurde und der erlösende Ruf „Los!“ unterbleibt. Da hieß es die Hunde halten. Die waren aber stark und zogen und zerrten nach Leibeskräften. Da kam es oft vor, dass sie sich losrissen. Doch mir geschah das nie. Um keinen Preis ließ ich locker. Mit meiner kleinen Faust- ich war ja erst ca. acht Jahre alt- hielt ich die Koppel fest, mehr mit dem Willen als mit Muskelkraft, die ich doch nicht hatte. Ich ließ mich über den Boden schleifen – aber ich gab nicht nach- um keinen Preis. Oft war ich recht zerschunden nach solch einem Kampf mit dem Hunde; doch Großpapa gefiel es. Das entschädigte mich.“⁹⁴

An dieser Stelle einige Anmerkungen im Zusammenhang mit dieser sehr lebendigen Schilderungen der Fürstin Fugger. Spricht sie in Ihren Aufzeichnungen von „großen Windhunden“, die ihrer ursprünglichen Verwendung hin – wie es ihr englischer Name *Sighthounds*- also Sichthetzer so treffend beschreibt, so sind hier in erster Linie Rassen wie Irish Wolfhound, Deerhound und Greyhound gemeint. Die Popularität dieser

⁹⁴ Fürstin Fugger Nora, Im Glanz der Kaiserzeit (Wien, 1932) S. 51

Rassen fand auch Ihren Niederschlag in den östlichen Ländern Europas und so wurden bei Hetzjagden in Russland deren lokale Variante der Barsoi, in Polen der Chart Polski und in Ungarn der Magyar Agar verwendet.

Welche dieser vorgenannten tatsächlich hier zur Verwendung kamen, lässt sich anhand der Quellensituation hier nicht mit Sicherheit feststellen. Einige Sicherheit bringt uns der Vergleich der Anerkennung in Frage kommender Windhunderassen (u.a. Greyhound, Deerhound). Der guten Ordnung halber müssen wir auch von der Möglichkeit, dass es sich aber um Früh- oder Mischformen einer erst in Ausbildung befindlicher Windhunderassen handeln könnte. Der Schwerpunkt adeliger Jagdhundezucht lag über viele Jahrhunderte in der Eignung und Wesensfestigkeit dieser Hunde. Dass Schönheit nicht eben unerwünschter Begleitfaktor war, führten Die Briten in späterer Folge zur Vollendung.

Maßgeblich hatten aber die Brauchbarkeit und Ausdauer die Intelligenz und Gesundheit dieser Tier als Maßstab zu gelten.

„ Wenn nun ein Hund dem Hasen nachjagte, gab es oft ein interessantes Schauspiel. Die Schnelligkeit eines Windhundes ist ganz enorm; er macht oft Sätze von drei bis vier Metern. Natürlich holt er den Hasen rasch ein; doch Meister Lampe ist gar nicht so dumm, als man es ach seinem Rufe meinen sollte: Er lässt den Hund ganz nahe herankommen, dann macht er plötzlich einen Haken und rennt in engem Bogen zurück, so schnell er nur kann. Dem Hund ist es sei seinem ungeheuren Elan unmöglich, so rasch zu stoppen, er schießt in gerader Richtung weit hinaus, dann wirft er sich herum, stürzt dabei zu Boden und sucht wütend den Hasen; doch als er ihn wieder erblickt, ist dieser schon einige hundert Schritte entfernt. Der Hund rast nun in verdoppelter Pace nach- und bald wiederholt sich dieselbe Komödie. Wenn nur ein Hund jagt, geht es oft lange so fort. Daher verwendet man zumeist noch einen zweiten, der den Hasen den Weg abschneidet, auch oft einen dritten Hund.“⁹⁵

Klingt dies aus der Sicht eines Kindes oder auch der erwachsenen Erzählerin fast mühelos, muss an dieser Stelle ins Treffen geführt werden, dass die kombinierte Jagd in jedem Fall eine sehr anspruchsvolle Art der Bejagung von Niederwild darstellt. Dass dies dem Kind- und wohl auch der erwachsenen Fürstin nicht in vollem Umfang – mit

⁹⁵ Fürstin Fugger Nora, Im Glanz der Kaiserzeit (Wien, 1932) S. 51f

all seinen Mühen- bekannt gewesen sein dürfte, macht einen Teil des Zaubers dieser Hunde aus.

Die Problematik der adeligen Ehe muss aber auch unter dem Gesichtspunkt der Profession des Ehepartners gesehen werden. Welchem Beruf der Ehemann nachging ist für die Thematik dieser Arbeit durchaus interessant. Nehmen wir zur Darstellung der unterschiedlichen Situationen in Europa die im Verlauf dieser Arbeit des Öfteren erwähnten Nationen Österreich- Ungarn, Preußen und das vereinigte Königreich Großbritannien zum Beispiel, fällt auf den ersten Blick eine gegen Ende des Jahrhundert augenscheinliche Differenz der Berufsfelder innerhalb des männlichen Adels auf. Während sich der angelsächsische Adel auf eine Vielfalt unterschiedlichster Tätigkeiten vom Militärdienst über aktive Verwaltung der eigenen Ländereien, Finanzierung und Förderung des industriellen Fortschritts und der Forschung, hinkte die Habsburgische Nobilität merkwürdig nach.

In eigentümlicher Weise schien das Leben in Österreich- Ungarn von unsichtbaren Mächten gebremst, der Wirkungskreis des (Hoch)adeligen Mannes beschränkte sich , von Ämtern im Klerus abgesehen , so gut wie ausschließlich auf den Militärdienst und- so es die Finanzen ermöglichten – auf das Privatleben. Wie formulierte es doch ein alter Witz aus den Tagen Metternichs so launig,

*„ (...) die Herrschaft beruht auf einem stehenden Heer von Soldaten,
einem sitzenden Heer von Beamten, einem knienden Heer von
Priestern und einem schleichenden Heer von Denunzianten.“⁹⁶*

der laut Brigitte Hamann durchaus auf die frühe Regentschaft des absolutistischen Monarchen zutraf.

Preußen hingegen zeigte zwar ein auf den ersten Blick Österreich nicht unähnliche Konzentration auf den militärischen Sektor, bei näherer Betrachtung aber eine grundverschiedene Haltung zur Struktur, Schlagkraft und vor allem Selbstdisziplin. Sehen wir uns aus diesem Grunde einmal, den für Österreich- aber auch Deutschland- so bedeutsamen Offiziersstand ein wenig näher an, um in weiterer Folge das Zwischenmenschliche Element ein wenig genauer zu beleuchten, das für den Bezug zum Thema Hund unerlässlich ist.

⁹⁶ zit in: Hamann Brigitte, *Elisabeth. Kaiserin wider Willen* (München, 1997) S. 21

3.5 Der Offizier im Wandel der Zeit -Weltbild und Rezeption eines Berufsstandes

Für das nähere Verständnis des Zusammenlebens von Mann und Frau im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert ist es von nachhaltiger Bedeutung einen eingehenden Blick auf jene Gesellschaftsschichten zu werfen, aus welchen sich auch die potentiellen Hundezüchter und –käufer rekrutierten. Wie eingangs bereits erwähnt, war die primäre Klientel zur überwiegenden Majorität innerhalb des Adels zu finden. Innerhalb dieser Gesellschaftsschicht stellten sich die beruflichen Möglichkeiten relativ nüchtern dar, wurde doch eine militärische Karriere immer als eine der Elegantesten Berufsformen gewertet. Zum näheren Verständnis des daraus resultierenden Verhältnisses möchte ich mich im kommenden Abschnitt ein wenig eingehender mit dem Offizierskorps des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts, dessen Selbstbild und Rezeption in der Gesellschaft europäischen Gesellschaft widmen, wie auch dessen unterschiedliche Bedeutung im angelsächsischen und mitteleuropäischen Raum. Die Differenz der Bedeutung und der sozialen Reputation ist eine beachtliche. Gehen wir davon aus, dass Mitglieder des Offizierskorps in West- wie Mitteleuropa, Repräsentanten einer sozial höchst geachteten Schicht waren, deren Mitglieder sich zunächst noch überwiegend aus dem Adel rekrutierten⁹⁷, so sagt dies allein dennoch wenig über die lokalen Unterschiede aus.

Stellen wir beispielsweise den franzisko- josephinischen Offizier dem wilhelminischen gegenüber, so sehen wir uns mit einem höchst ungleichen Brüderpaar konfrontiert. Die deutsche Offizierselite eiferte dem idealisierten Vorbild der preußischen Berufsoffiziere nach, deren elitäre Clique annähernd religiöse Exklusivität besaß. So forderte einer der geistigen Väter dieser Vereinigung, Colmar Freiherr von der Goltz vom Offizierskorps

„(...) es soll als Ritterthum erscheinen. (...) Ein idealer Zug muss seinem ganzen Wesen eigen sein, sonst kann es seinen Aufgabe nicht erfüllen.“⁹⁸

So dargestellt zeigte sich der preußische Offizier innerlich wie äußerlich als scheint es auf dem Reißbrett wilhelminischer Vordenker entworfener Übermensch, zusammengehalten durch ein starres innerliches wie äußerliches Korsett von Regeln und Pflichten. Der deutsche Offizier galt als Sinnbild von Männlichkeit und Disziplin.

⁹⁷ Seit 1808 war es in Deutschland auch Bürgerlichen gestattet eine Karriere als Offizier anzustreben, in jedem Fall hatten sie jedoch einen „Adel der Gesinnung“ nachzuweisen. Vgl. Tramiz Angelika, *Nach dem Zapfenstreich* in Breymeyer/ Ulrich/ Wieland, *Willensmenschen. Über deutsche Offiziere* (Frankfurt/ Main, 1999)

⁹⁸ Freiherr von der Goltz Colmar, *Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegsführung in unserer Zeit* (Berlin, 1899) S. 46ff.

Die Frau an seiner Seite hatte, gemäß eines sehr stark an den Rang gebundenen Auswahlverfahrens, als seine „stille Ergänzung“ zu fungieren. Ihre innerste Aufgabe war sein privates Leben, einem Schmuckstück gleich, zu bereichern. Die Frau eines deutschen Offiziers hatte seine Wertvorstellungen und sein Weltbild nicht nur mit zu tragen, sie musste Teil seiner Welt sein. Verhaftet seinem Ehrenkodex sich seine Gattin aus einem sehr limitierten Gesellschaftskreis zu suchen, wurde sie einem Ehrengast gleich, im Zusammenleben stark überhöht. Angelika Tramitz vergleicht die Beziehung des deutschen Offiziers zu seiner Gattin mit einer abgewandelten Form der ritterlichen Minne, einem Verhältnis im Spannungsfeld zwischen Verehrung und unerfüllbaren Begehren.⁹⁹

„ Der Offizier musste die ihm ebenbürtige, geliebte und verehret Frau schonen, vor allem aber schützen. Das gilt für alle erdenklichen Angriffe; kein anderer sollte ihr Gewalt antun. Niemals darf ein Offizier seine Frau dem Feind überlassen. Eher bringt er sie um, wenn er selbst nicht mehr in der Lage ist, sie selbst zu beschützen.“¹⁰⁰

Der Geist des Rittertums, der durch Begriffe wie „Treue“ und „Ehre“ tradiert wurde, fand jedoch bereits mit dem Zeitalter des Absolutismus – und im Besonderen mit der einer neuen Variante der Bewaffnung, dem sogenannten *stehenden Heer* wieder um eine geänderte Bedeutung.

„ Erstmalig in der nachantiken Geschichte trat der militärische Typus des „miles perpetuus“ wieder in Erscheinung“. ¹⁰¹

Unter diesem *miles perpetuus* versteht man, wie Phillip Spannagel¹⁰² kommentiert, einen vollkommen auf seinen Monarchen zentrierten Soldaten, der sich im Unterschied zu seinem Vorgänger, dem Söldner, auch in Friedenszeiten seinem Herrscher unterwirft. Unter der Berücksichtigung, dass der absolutistische Herrscher den Adel so gut wie völlig von der politischen Einflussnahme abgetrennt hatte, erscheint die Privilegierung der Nobilität durch die elitäre Bildung einer rein adeligen Offizierskaste in einem verständlichen Bild. Der viel zitierte Corpsgeist war den

⁹⁹ Vgl. Tramitz Angelika, *Nach dem Zapfenstreich* in Breymeyer/ Ulrich/ Wieland, *Willensmenschen. Über deutsche Offiziere* (Frankfurt/ Main, 1999) S. 223

¹⁰⁰ Tramitz Angelika, *Nach dem Zapfenstreich* in Breymeyer/ Ulrich/ Wieland, *Willensmenschen. Über deutsche Offiziere* (Frankfurt/ Main, 1999) S. 224

¹⁰¹ Neugebauer, Karl- Volker (Hsg.), *Grundzüge der deutschen Militärgeschichte*, Band 2 (Freiburg/Breisgau, 1993) Bd.1, S.43

¹⁰² vgl. Spannagel, Phillip Von Friedrich II. zu Graf Wolf von Baudessin. *Betrachtung der Leitbilder deutscher Offiziere als Erzieher und Ausbilder* (Regensburg, 2006) S. 27

Offizieren scheint es in die noble Wiege gelegt, gehörten doch moralische Integrität und hohes Verantwortungsbewusstsein seinem Stand gegenüber zum Selbstverständnis des Adels. Auch spiegelt sich die Rangordnung eines absoluten Herrschers durchaus in der Hierarchie des Militärs wieder. Die Infragestellung der Reihenfolge, ein Anzweifeln des Systems war in beiden Fällen eine Utopie- die im Anlassfall drakonisch bestraft wurde. Unter diesem Blickwinkel erscheint auch der Begriff Militäradel als ein dem Adel selbst sehr verwandter, homogener Begriff. Dem Bürgertum von dem sicher der Adel nahezu angeekelt abzugrenzen suchte, war eine Offizierskarriere über lange Zeit hin verwehrt, als einziges Schlupfloch bot sich ein technischer Ausbildungsweg als Artillerie- oder Ingenieuroffizier.¹⁰³ Phillip Spannagel zitiert diesbezüglich Karl Volker Neugebauer wie folgt

„ diese (...) waren, nicht ebenbürtige Techniker am besten zu verwenden, da sie in diesem weniger ‚ehrenhaften‘ Handwerk gute Kenntnisse besaßen.“¹⁰⁴

Einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Divergenz zwischen dem preußischen und österreichisch ungarischen Offizier hatte die Religion. Die Angehörigen der preußischen Armee waren zum überwiegenden Anteil Protestanten, deren Wertekodex in einem Spannungsfeld zwischen der Lutherischen und Calvinistischen Weltanschauung angesiedelt war. Die propagierten protestantischen Tugenden wie Fleiß, Ordnung oder Disziplin galten in gleichem Maße auch als Rückgrad der Preußischen Armee. Die Mitglieder des K&K Offizierskorps hingegen waren als Untertanen „Ihrer Apostolischen Majestät“ des Kaisers von Österreich und König von Ungarn Ihrem streng katholischen Herrscher ergeben, sahen sich in ihrer sehr privilegierten Schicht als abgehoben Klasse. In ihrer Weltanschauung dem Preußischen Offizierskorps grundverschieden, bildete der Offiziersstand die geistige Klammer des Reiches. Nicht ohne Grund betonte Kaiser Franz Joseph Zeit seines Lebens- besonders gerne in Gegenwart seines Sohnes und Thronerben Rudolf, dass die Einheit des Reiches auf Armee und Kirche fuße. Wenn gleich auch sich die Zusammensetzung des Offizierskorps nach und nach in aristokratischer Hinsicht verdünnte und die Prozentualität des katholischen Anteils durch die Nationalitätenvielfalt schwand, so

¹⁰³ vgl. Spannagel, Phillip Von Friedrich II. zu Graf Wolf von Baudessin. Betrachtung der Leitbilder deutscher Offiziere als Erzieher und Ausbilder (Regensburg, 2006) S. 28

¹⁰⁴ Neugebauer, Karl- Volker (Hsg.) der deutschen Militärgeschichte, Band 2 (Freiburg/Breisgau, 1993) Bd.1, S.46 zit. in: Spannagel Phillip Von Friedrich II. zu Graf Wolf von Baudessin. Betrachtung der Leitbilder deutscher Offiziere als Erzieher und Ausbilder (Regensburg, 2006) S. 28

war diese Gesellschaft, wie kaum einen andere dem Herrscher durch Eid und persönliche Bindung verhaftet.

Dem österreichischen Offizier war das Wohl seines Kaisers ein nahezu körperlicher Wunsch, wogegen die Ideologie seines preußischen Pendant sich weit mehr auf eine vom Korps kollektiv zu tragende Verantwortung interpretiert wurde, an der jedes einzelne Glied seinen Beitrag zu leisten hatte.

Diesem Umstand trug schon die Tatsache Rechnung, dass sich im Wilhelminischen Deutschland, als Weltmacht definierte, deren Ausdehnung wie Stabilität zwar vom Deutschen Kaiser angeführt, jedoch auf den Schultern der deutschen Armee im allgemeinen und auf jenen der Offiziere im Besonderen lag. Wilhelm II. streckte seine Hände nach einem Imperium aus, das jenen imperialistischen Staaten wie Großbritannien oder Frankreich um nichts nachstehen sollte.

Der direkte Vergleich zum benachbarten Österreich könnte kontrastreicher kaum sein. Die Armee Kaiser Franz Josefs war, bereits zur Amtsübernahme des jungen Kaisers 1848, vorsichtig ausgedrückt nicht in bester Kondition. Die Regentschaft des jugendlichen Kaisers begann innen, wie außenpolitisch, tumultartig, mit Sicherheit ein Grund weshalb es Franz Josef zeitlebens ein Herzensanliegen war zu bewahren, zu stabilisieren und vielleicht auch zu allzu Neues noch im Keim zu ersticken.

Franz Josefs lebenslange Zuneigung zu „seiner“ Armee, seine fast infantile Freude an allem Militärischen, gab bürgerlichen Kreisen oftmals Anlass zu Teils unverhohlenem Amusement. Im Gegenzug waren die Offiziere des Reiches in engem Treueverhältnis dem Kaiser verbunden. Die Liebe des Kaisers zu seiner Armee stärkte das Selbstbewusstsein seiner Soldaten – in erster Linie seiner Offiziere. István Deák formuliert in diesem Zusammenhang wie folgt

„ Die Offiziere selbst sahen sich in erster Linie als direkte Untertanen Franz Josefs und in zweiter Linie als Untertanen der Monarchie, vielleicht auch nur deshalb, weil es um 1900 keinen einzigen Offizier im aktiven Dienst gab, der nicht direkt von Herrscher ernannt worden war und ihm persönlich Treue geschworen hatte. Diese tiefe Verbundenheit zwischen jedem einzelnen Offizier und seinem Monarchen, die in Zusammenhang mit Franz Josefs eigener militärischer Ausbildung und seiner

*Vorliebe für militärischen Pomp gesehen werden muss, stärkte die Identifikation der Offiziere mit der höchsten Staatsinstanz. Sie bedeutet für das Offizierskorps einen zusätzlichen Ansporn, als Wächter der Vielvölkermonarchie zu handeln.“*¹⁰⁵

Die Beschäftigung mit der Gruppe der Offizier und deren Familie erschien mir als überaus spannend in Vergleich zur beruflich kaum engagierten Hocharistokratie und dem nahezu hektisch mit sich selbst beschäftigten Bürgertum. Das Berufsleben eines habsburgischen Offiziers unterscheidet sich im neunzehnten Jahrhundert grundlegend von der Pracht der Äußerlichkeit und der Reputation des Standes per se. Verschiedenste Militärhistoriker bezeichnen das Leben dieser Elite als eine Art weltlichen Kreuzweg.

*„ (...) schlechter Sold und ein noch ärmlichere Pension, beschwerlicher und langweiliger Dienst, verbannt von zu Hause, unfreiwilliges Zölibat und Einsamkeit, ruheloses Zigeunerleben, gesellschaftliche Isolation, öffentliche Feindseligkeit und nicht zuletzt die Aussicht eines gewaltsamen Todes.“*¹⁰⁶

All diese Mühseligkeiten nahmen die habsburgischen Offiziere auf sich, solange die der privilegierte Status des Offiziercorps alle zu überstrahlen vermochte.

Ein wenig trister sieht diese Elite jedoch aus, betrachten wir die für diese Arbeit interessante Komponente der Eheschließungen und Familiengründungen von österreichischen Offizieren. Hier befinden wir uns sehr unvermittelt in einem durchaus interessanten Spannungsfeld der Interessen Staat kontra Kirche, Individuum kontra Allgemeinheit.

Beabsichtigte Eheschließungen von k.u.k. Offizieren waren noch bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein streng normierte Prozesse, deren Ausgang von verschiedensten Faktoren, gesellschaftlicher wie ökonomischer Natur abhing. Die Diskrepanz zwischen der Ablehnung einer Heirat aus strategischen wie finanziellen Gründen und dem Wunsch der Armee verlässliche (männliche) Offiziersnachkommen zu gewährleisten stellte ein nicht unwesentliches Konfliktpotential dar.

¹⁰⁵ Deák István, *Der K.(u.)K. Offizier 1848-1918* (Wien, 1991) S. 15

¹⁰⁶ Deák István, *Der K.(u.)K. Offizier 1848-1918* (Wien, 1991) S. 156f.

Der österreichische Offizier stellte im europäischen Vergleich einen unverwechselbaren Typus dar, dessen Selbstverständnis sich von anderen dynastischen Armeeangehörigen mitunter grundlegend unterschied. István Deák definiert diese Andersartigkeit mit all den daraus erwachsenden Problemen über den Ehrbegriff

„ Durch die strenge Auslegung des Ehrbegriffs waren habsburgische Offiziere weniger korrupt und sich selbst ihrer Verantwortung stärker bewusst als dies üblicherweise für Angehörige einer privilegierten Institution gilt. Diese Auslegung des Ehrbegriffs hinderte die Offiziere aber, die Bedeutung der modernen politischen und sozialen Strömungen in ihrer vollen Tragweite zu erfassen. Ihr Leitgedanke von Dienst, Ehre und Treue schien damals in krassem Widerspruch zu Europas neuer Ideologie von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu stehen. (...) Am Ende stand eine tiefe ideologische Verwirrung. „¹⁰⁷

Sprechen wir im Zusammenhang von Ehe und Familie von dem „österreichischen Offizier“ so müssen wir klar feststellen, dass es sich bei dieser durchaus elitären Gesellschaftsschicht um ein Grenzphänomen handelt. Werfen wir einen Blick auf die Übersichtstabelle „Adelige und Bürgerliche im Berufsoffizierkorps der Habsburgermonarchie, so sehen wir bei einer Absolutzahl von 15.580 Offizieren eine Gesamtzahl von 3.534 Adelligen gegenüber 12.346 Bürgerlichen. Vergleichen wir nun die Zahlen mit der Statistik Adelige und Bürgerliche unter den hochrangigen Generälen der Habsburgermonarchie, so erscheint die Aussage Deáks dass um das Jahr 1903

„ (...) 200 der insgesamt 301 Generäle der Monarchie, also rund zwei Drittel, nicht- adeliger Herkunft waren.“¹⁰⁸

Als sehr interessanten Unterschied zwischen den europäischen (dynastischen) Armeen führt er an, dass in preußischen, russischen und britischen Armeen, der sogenannte „alte“ Adel in klar abgegrenzten Garderegimentern Dienst versah, somit leicht als eigene soziale Gruppe innerhalb der Armee lokalisiert werden konnte. Vergleichbare Strukturen (Garderegimente) gab es jedoch in der österreichisch ungarischen Monarchie nicht.

¹⁰⁷ Deák István, *Der K.(u.)K. Offizier 1848-1918* (Wien, 1991) S. 168

¹⁰⁸ Deák István, *Der K.(u.)K. Offizier 1848-1918* (Wien, 1991) S.192

„ (...) Die Hofgarden (die Königlich ungarische Leibgarde, die Erste Arciören- Leibgarde, die Trabanten- Leibgarde und die Leibgarde-Reiter – Eskadron) waren eine ganz kleine Truppe, kommandiert von einigen Dutzend – vorwiegend aristokratischen – Offizieren.“¹⁰⁹

Zeit seiner Laufbahn war es dem österreichischen Offizier nicht vergönnt seine außermilitärischen Träume zu leben. Sein berufliches wie privates (so es hier überhaupt eine Trennung zu ziehen gilt!) Leben war geprägt durch Vorschrift, Etikette und einem schier übermächtigen Treueid an den obersten Herren, den Kaiser.

Das Privatleben war bis hin zur Eheschließung von Reglements und Codices bis zum Erstarren reglementiert. Viele Offiziere lebten ihr gesamtes Berufsleben eingeschnürt in ein, deren Gattinnen nicht unähnlichen, beruflich- moralisches Korsett. Ein Umstand, welcher in Kenntnis der heutigen Forschungsergebnisse im Bereich Psychoanalyse und Sozialpsychologie, umso erschwerender wirkte als die in unsern Tage erfolgte Abgrenzung zwischen Berufs- und Privatleben hier nicht erfolgte.

Das Selbstverständnis und der Ehrbegriff des Offizierskorps ließen sich nicht nach Dienstschluss abstreifen, wie eine lästige Berufskleidung. Offizier war Beruf ebenso wie Berufung- ob aus eigenem Wille, Wunsch der Familie oder finanzieller Notwendigkeit. Eine freiwillige Demission war so gut wie immer von persönlichen Tragödien begleitet- die reputative Konsequenz einem Austritt aus einer Ordenverpflichtung gleich.

Weshalb ist diese Positionierung so wichtig im Zusammenhang mit dieser Arbeit? Immer wieder erscheinen in den frühen Zuchtbüchern Österreich- Ungarns Offiziere als Hundeführer und- züchter auf. Nachforschungen ergeben mit hoher Treffsicherheit dass diese Offiziere fortgeschrittenen Alters sind. Immer wieder treffen wir auf ein annähernd schematisch wiederkehrendes Bild. Hochrangiger, älterer Offizier leistet sich den Luxus des eigen (Gebrauchs)Hundes und verfällt dem Zauber der Sinnlichkeit dieser Tiere. Genannte Personen sind meist bürgerlicher Herkunft, in freundschaftlichem Verhältnis zu adeligen (Offiziers)Kollegen und in ihrer Grundtendenz eher der Aristokratie und deren Lebensform Als dem Bildungsbürgertum zugehörig.

¹⁰⁹ Deák István, *Der K.(u.)K. Offizier 1848-1918* (Wien, 1991) S.192

4. Sentimentalisierung des Hundes analog oder wider dem Zeitgeist?

In welcher Form können wir uns nun dieser Fragestellung zwecks Beantwortung am ehesten nähern? Von nachhaltiger Bedeutung erscheint mir hier in erster Linie die Tatsache, dass wir weder von einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung noch gesamteuropäischen sprechen können. Die nachweisbar sich einer veränderten Betrachtungsweise zugewandte Gruppierung ist – zeitlich gesehen primär der englische Adel. Bereits bei Lord Byron finden wir verwaschene Grenzlinien zwischen Mensch und Tier, ein Grabmal der Zuneigung für seinen verstorbenen *Boatswain*- in lyrischer wie architektonischer Form. Besonders hervorzuheben ist an dieser Stelle nicht nur die übergroße Lust der Briten an der Feinzucht edelster Jagdhunde, sondern auch die Tendenz diese als dekorative Luxushunde an zahlungskräftige und bekannte Familien abzugeben. Das Königreich Britannien setzt somit in dieser Hinsicht einen ersten Schritt weg vom reinen Gebrauchshund hin zum Luxusgeschöpf dessen Aufgabe einen gänzlich andere ist. Waren bis zu Beginn des Neunzehnten Jahrhunderts lediglich kleine Rassen- wie der kleinwüchsige Spaniels, Zwergspitze, Pekinesen oder Möpse als Begleithunde weniger exponierter Persönlichkeiten anzutreffen, so entwickelte sich in erster Linie über den eleganten Jagdhund, welcher abseits des Reviers bis dato nicht gesehen wurde eine neuartige Beziehung zum Hund. Parallel zu zwischenmenschlichen Modell der Partnerwahl verläuft auch hier die Bindungsmotivation. Die Auswahl des Hundes erfolgt auf Basis vernunftorientierter Faktoren wie Schönheit der Bewegung, aristokratischem Ausdruck, edlem Gemüt, sanfter Natur und vieles mehr. Der Luxushund wurde nicht aus sentimentalischen Gründen erworben, des herzigen Blicks etwa oder gar aus einer Laune heraus. Die erste Generation dieser Hunde, welche abseits ihrer ursprünglichen Verwendung lebten waren ebenso wie die Familien in welchen sie fortan ihr zuhause fanden Produkte dynastischer Überlegungen. Reinrassige Jagdhunde, deren Anlagen bereits durch die Präsenz der Elterntiere bekannt waren erschienen dem Adel als ebenbürtige Gefährten für schier unermessliche zur Verfügung stehende Zeit. (An dieser Stelle ist es von nachhaltiger Bedeutung, darauf zu verweisen, dass wir den Begriff „Freizeit“ definitiv –noch- nicht anwenden können.) Elegante, vornehme Menschen wollten von ebenso eleganten Tieren umgeben sein. Diese ursprünglich wenig sentimentale Partnerwahl, unterzog sich aber innerhalb kurzer Zeit einer interessanten Bedeutungswandlung. Die, seit Darwin brüchig gewordene, ethische Konzeption einer hierarchischen höheren Ordnung dessen unangefochtene Spitze der Mensch darstellte, ließ ein zunehmend offener werdenden Blick auf das Lebewesen Hund zu. Zum einen nivellierte Darwinsches Gedankengut die Unterschiede zwischen Mensch und Natur,

zum anderen war das ausgehende neunzehnte Jahrhundert ein Experimentierfeld der menschlichen Neugier. Grenzerfahrungen und -überschreitungen wurden in einer Zeit starr normierter Verhaltensregeln, deren Verletzungen meist nur in einer tabuisierten Parallelexistenz geschahen, zum magischen Anziehungspunkt. In diese Zeit des persönlich- sinnlichen Erfahrenwollens passt der „neue alte“ Hausgefährte Hund wie ein gesuchtes Mosaiksteinchen. Die nicht enden wollende Sucht nach Natur, Freiheit und Ungezügelmtheit in einer normierten und strukturierten Welt sah sich einem Lebewesen gegenüber, dass in seiner triebhaften Vitalität elektrisierend fremd in seiner neuen Umgebung wirkte. Es ist bezeichnend, dass vor allem Frauen, Kinder und feinsinnig, sensible Männer der Faszination dieser neuen Generation Haustier erlagen. Ein wunderbares, literarisches Exempel eines dieser, vom Landleben und der Faszination vom Wind durchfurchter Felder entrissenen Tieres, ist in Virginia Woolfes *Flush* verewigt. Diese Liebeserklärung an einen Hund ist ein wunderschönes Beispiel für die Sentimentalisierung eines Tieres, deren Grenzen und auch Gefahren.

„ Die schönen Sommertage waren jedoch bald vorbei; die Herbstwinde begannen zu wehen; und Miss Barret richtete sich auf ein Leben völliger Zurückgezogenheit in ihrem Schlafzimmer ein, Flushs Leben änderte sich ebenfalls. Seine Freiluftzucht wurde um die des Schlafzimmers ergänzt, und diese war für einen Hund von Flushs Temperament, das Drastischste, das man sich nur denken konnte. Seine einzigen Ausgänge waren kurz und eilig, fanden in Begleitung von Wilson, Miss Barrets Zofe, statt. Für den Rest des Tages behielt er seinen Platz auf dem Sofa zu Miss Barrets Füßen. Seinen natürlichen Regungen wurde ständig Gewalt angetan. Als im letzten Jahr in Berkshire die Herbstwinde geweht hatten, war er in wilden Laufsprüngen über die Stoppeln gerannt; als jetzt der Efeu gegen die Fensterscheibe klopfte, bat Miss Barret Wilson, dafür zu sorgen, dass das Fenster gut geschlossen war.“ ¹¹⁰

Selten zuvor wurde in vergleichbar deutlichen Worten formuliert, wie weit ein Jagdhund von seinem ursprünglichen, sinnhaften Leben entfernt wurde, als lebendes Accessoire eine (vom anderen selbst gewählte) menschliche Einsamkeit zu teilen hatte. Die Sentimentalisierung des Lebewesens (Jagd)Hund darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass sehr systematisch ein für einen ganz bestimmten Zweck gezüchtetes Lebewesen aus menschlichem Antrieb heraus ganz bewusst in Lebensumstände verbracht wurde, die ausschließlich den Mensch befriedigten. Waren

¹¹⁰ Woolf Virginia, *Flush. Eine Biographie* (Frankfurt, 1993) S. 28f.

kleine Luxushündchen schon seit Jahrhunderten die treuen Gefährten Adeliger gewesen und hatten diese das Leben fern der Natur schon allein aus dem Umstand heraus, dass dieses ihnen unbekannt war nicht vermisst,

bedeutete der Vermehrte Strom von Jagdhunden in die Metropolen Europas eine bedenkliche Entwicklung. Hatten Zwerghunderassen schon für lange Zeit einsamen Herrschern, vernachlässigten Adelskindern oder gelangweilten Damen der Gesellschaft die Zeit vertrieben, so zeigt das neunzehnte Jahrhundert, dass dem Menschen in der Befriedigung seiner Bedürfnisse das Wohl des Anderen sekundär, das Wohlergehen einer anderen Art meist völlig gleichgültig ist.

Das Abenteuer Natur lockte nicht nur tausende Neugierige in Wald und Flur, im Gegenzug wurde Natur in Form von Jagdhunden auch „importiert“.

Das Aufheben natürlicher Lebensräume, der Seitenwechsel hatte seinen Anfang genommen. Die Sentimentalisierung des Hundes darf in diesem Zusammenhang nicht ausschließlich positiv gewertet werden, befand sich dahinter auch die sehr subtile Absicht, mittels großzügig artikulierter Emotion Schuldgefühle zu kaschieren, jede Frage nach Vernunft und Verantwortung im Keim zu ersticken.

In der Beziehung zum Hund konnten aber auch alle jene Muster menschlichen Egoismus ausgelebt werden, dem sich die Frau des neunzehnten Jahrhunderts noch traditionell zu enthalten hatte. Das bedingungslose Annehmen rückhaltloser Liebe ohne sich selbst in Gefahr zu bringen die Vernunft zu verlieren, war nun möglich geworden. Am Lebewesen Hund erprobte so mancher den Testfall Mensch- ohne sich der Lächerlichkeit preis zu geben oder gar verachtet zu werden. Wie sehr Hunde den Platz von Menschen einnehmen können, insbesondere wenn sich diese vereinsamt, missverstanden und exponiert fühlten, möchte ich gerne ein wenig detaillierter an Hand Kaiserin Elisabeth von Österreich und deren Sohn Kronprinz Rudolf ausführen.

Haben wir nun eingangs von regionaler und gesellschaftlicher Begrenzung der Sentimentalisierung gesprochen, so lässt sich auf Basis dieser Beschränkung das Phänomen nicht nur im zwischenmenschlichen Bereich, sondern auch für das Verhältnis zwischen Mensch und Hund zeichnen. Klar abgegrenzt muss uns aber immer bewusst sein, dass wir hier von einer eher kleinen, sehr elitären Gesellschaftsschicht sprechen, deren Lebensaufgaben nicht in der Sicherung der eigenen Existenz bestand, unter dem Zwang das Überleben der eigenen Reihen zu sichern. Es kann an dieser Stelle nicht nachhaltig genug betont werden, dass die Sentimentalisierung der Mensch- Hund – Beziehung nicht notwendigerweise ein Zeichen für die plötzlich entdeckte Liebe zum Lebewesen Hund darstellte- dies wäre auch in der Entwicklungsgeschichte dieser beiden Lebewesen ungewöhnlich spät erfolgt, sondern vielmehr ein Nebenprodukt menschlichen Forschungswillens und der damit einhergehenden Experimentierlust ist. Ich denke diese

menschlichen Eigenschaften sind nicht zwangsweise rein negativ zu besetzen, nur stellen sie in diesem Zusammenhang ein, trotz vieler Parallelen zwischen den Modellen Mensch-Mensch und Mensch – Hund, grundlegendes Unterscheidungskriterium dar. Während im Modell Mensch- Mensch die emotionale Annäherung und die Veränderung der Beziehungskultur schrittweise auf mehr oder weniger gegenseitiger Basis in kleinen Experimentstufen verläuft, kann beim Modell Mensch- Hund hierfür nur einseitig die Rede sein. Es ist dem Menschen vorbehalten, die Intensität der Sentimentalisierung zu dosieren, sich dem Hund in offener – eines Menschen ebenbürtigen Partners – Liebe zu nähern- oder dies von einer Minute zur anderen als abartig zu verwerfen und das Tier Hund wieder auf seinen alt- angestammten Platz zu Füßen seines Herrn zurückzutreten.

Von nachhaltiger Bedeutung in diesem Zusammenhang ist auch die Trennung zwischen Aristokratie und Bürgertum. Die Frage weshalb eine in Finanzen und Bildung der Aristokratie sehr ähnliche Gesellschaftsschicht der Hundehaltung, aber ganz besonders der Hundezucht so sehr verschloss, möchte ich in einigen Gedanken wie folgt ausführen.

Der Schlüssel zu allen Begründungen liegt, meines Erachtens, im Zentralbegriff Passion. Galten dem aufgeklärten Bildungsbürgertum Werte wie Ordnung, Fleiß, Tugend und Sparsamkeit als Normen denen es ein Leben lang nachzueifern galt, so waren gerade eben jenen Charakteristik, welche dem Adel seitens des Bürgertums so angekreidet wurden der Nährboden für Hundehaltung- und deren Reinzucht. Der viel gescholtenen Müßiggang des Erbadels, dessen Weigerung durch offenkundigen Erwerbsgang sein Dasein zu fristen und dessen Neigung sich exzessiven Lustbarkeiten hinzugeben zeigt ganz deutlich, dass die Grundstruktur der Aristokratie nicht nur ein lediglich durch Langeweile gekennzeichnetes System überkommener Traditionen ist, sondern vielmehr ein auf Basis finanzieller Möglichkeiten etabliertes Terrain sinnlichen Empfindens. Lust im Sinne des Naturerlebens, im Sinne des Jagens war ein uraristokratischer Wert. Sich den Lustbarkeiten des Lebens ergeben, war dem durch und durch normierten Bürgertum unendlich fremd. Erfolgte doch die Abgrenzung zur Aristokratie gerade über vorgenannte, nüchterne Werte. Das Bürgertum des neunzehnten Jahrhunderts war in seiner Nabelschau selbst definierter Werte unendlich mechanisch, fern jeder Sinnlichkeit.

Kreidete der gelernte Bildungsbürger dem Aristokraten seine offen zur Schau getragene Untätigkeit an, bezichtigte er ihn der dynastischen Scheuklappe, so übersah er doch dessen augenzwinkernde Leichtigkeit im Umgang mit dem Leben. Angestrenzte Bemühtheit und konzentrierter Fleiß können niemals Basis für leidenschaftliche Kreationen sein. Hier scheidet sich seit Jahrhunderten Handwerk von Kunst. Aus eben

genau dieser Grundvoraussetzung heraus war es der Adel, der sich der Verfeinerung und Neuausformung der Hundezucht verschrieb. Keine Notwendigkeit der Welt hatte nach „neuen Rassen“ verlangt, es war dem Bürgertum auch nicht nachvollziehbar weshalb ein Gebrauchshund optisch und in Wesensmerkmalen das Leben der Aristokratie bereichern sollte. Wie fremd waren den Juristen, Ärzten und Kaufleuten doch stundenlange Gespräche über die Vorzüge eines Pointers und dessen Geschwindigkeit und Eleganz in der Feldsuche.

Kostbare Lebenszeit mit der Beschäftigung mit Tieren zu vergeuden, hatte keine Platz in einer Gesellschaft die, im vermeintlichen Bewusstsein einer sozialen wie politischen Unterlegenheit beständig versucht war sich selbst als die bester aller Klassen zu definieren.

Der Rückzug des Bürgertums in die eigenen vier Wände, die zur Schau gestellte Fokussierung auf eine konstruierte heile Welt Familie konnte nicht kontrastreicher sein. In diesem Klima konnte, auch bei besten finanziellen Voraussetzungen, keine Liebhaberzucht entstehen. In dieser Gesellschaft lebten im Bestfall kleine, unauffällige Hündchen, die der Dame des Hauses halfen die Abwesenheit des außerhäuslich engagierten Gatten zu vergessen, den im Bildungseifer der Eltern ermüdeten Kindern einen kleinen Freund darstellten in dessen Fell kindliche Tränen geweint werden durften. Hier gab es keine Jagdhunde, die zu Füßen der Familie im Salon dösten, der unterbewussten Sicherheit vertrauend, im Morgengrau an Seite des Besitzers ins Revier zu fahren um der eigenen Bestimmung gerecht zu werden.

5. Der Hund in der Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts

Das neunzehnte Jahrhundert galt wie kaum eine vergleichbare Zeit als Jahrhundert der Forschung und Entdeckung. Besonders im Rahmen der Naturwissenschaften schien dem Forscherdrang keine Grenzen gesetzt. Franz Schnabel formuliert hier überaus treffend

„ (...) Es war ein Aufbruch in unermessliches Land, ein Erfolg der Beobachtung und des planvollen Suchens.“¹¹¹

Lag wie in so vielen Bereichen das Zentrum der Forschung bereits seit dem späten siebzehnten Jahrhundert im Westen Europas, vornehmlich in England und Frankreich,

¹¹¹ Schnabel Franz, *Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Band 3 Erfahrungswissenschaften und Technik* (Frankfurt, 1987) S. 165

so zeigt im Bereich der Medizin vor allem Italien als Pionierland. Wahre Meisterleistungen auf dem Gebiet der Medizin wurden- nach langer Durststrecke- ab dem achtzehnten Jahrhundert, begonnen mit *Hermann Boerhaave* einem neuzeitlichen, medizinischen Idol der Medizinstudenten an der Universität Leyden. Bezeichnender Weise war der berühmte *Gerhard van Swieten*, Leibarzt Kaiserin Maria Theresias und Mitbegründer der Vorläuferorganisation der Wiener Thierärztlichen Hochschule, direkter Schüler *Boerhaaves*.

Findet man sich zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts mit einer nahezu unglaublichen Vielfalt verschiedenster Hunderassen, einmal völlig abgesehen von einer unüberschaubaren Anzahl an Mischlingshunden unterschiedlichster Abstammung, konfrontiert, darf der Umstand nicht vergessen werden, dass der überwiegende Teil dieser Rassenvielfalt erst im neunzehnten Jahrhundert ihren Ursprung hat.

Spätestens an dieser Stelle sollten einige grundlegende Aussagen zum Thema „*Mischlingshund*“ getroffen werden. Folgt man der gültigen Definition, dass heute lediglich jene Hunde als Rassehunde gelten, welche über einen geeigneten Abstammungsnachweis, sprich Stammbaum, verfügen und deren Rasse seitens der *Fédération Internationale Kynologique (FCI)* anerkannt ist, dann stellen wir mehr oder weniger verwundert fest, dass es bis ins neunzehnte Jahrhundert nur eine sehr geringe Anzahl an reinrassigen Hunden gab, die überwältigende Mehrzahl aller Hunde jedoch sogenannte Mischlinge waren. Dieser Umstand entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Geht man davon aus, dass etwa Hunde wie die Jagdhunde am Hofe Ludwig XI. ihrer besonderen Eigenschaft wegen gepaart wurden und deren Nachkommen ab diesem Zeitpunkt als reinrassig bezeichnet wurden, erkennt man bereits nuancenhaft die eigentliche Problematik des Themas Reinrassigkeit. Die Bedeutung dieses Begriffes wurde über die Jahrhunderte jedoch eingeengt und im neunzehnten Jahrhundert konnte es Angesichts der vorherrschenden Kategorisierungs- und Abstammungsdebatten nur als logische Konsequenz bezeichnet werden dass für reinrassige Hunde strenge Abstammungskriterien gelten mussten.

Dennoch erfolgte selbst im Pionierland der Kynologie, dem Vereinigten Königreich von Großbritannien und Nordirland, erst zu Beginn der 1950er Jahre eine verbindliche Festlegung der existenten Rassestandards, welche seitens eines Subkommittees des Kennel Clubs fixiert und veröffentlicht wurden. In diesem Zusammenhang erscheint mir ein Umstand von Bedeutung: von bis zu diesem Zeitpunkt 97 bekannten Hunderassen waren 35 seit dem Jahre 1901 gezüchtet worden. Alleine in der Zwischenkriegszeit kamen namhafte Rassen wie Lhasa Apso, Rhodesian Ridgeback, Dobermann(pinscher) und Chihuahua hinzu.¹¹² Diese Tatsache beweist in welch kurzer

¹¹² vgl. Croxton Smith A., *Dogs since 1900* (London, 1950) S.1

Zeit der Markt für die Akzeptanz neuer Rassen bereit war, ja diese bereits sehnsüchtig erwartet wurden.

Die zur Unterscheidung von rassereinen Hunden verwendete Bezeichnungen für Hunde nicht definierten Zuchtzielen entsprungen Würfe waren und sind bis heute nicht immer treffend und mitunter verwirrend. Ihnen allen ist jedoch eine meist abfällige Konnotation gemein, an welcher auch Verweise auf die charakterlichen Liebreize nichts Wesentliches verändern konnten. So finden wir in absteigender Semantik Bezeichnungen vom „Mischling“ bis hin zum „Bastard“. Es lohnt einen kurzen Blick in die Zoologie zu werfen um Abwertendes von Kategorisierendem zu trennen. Die Naturwissenschaft fasst unter dem Deckbegriff *Hybriden* Kreuzungen verschiedenster Rassen innerhalb einer Art zusammen. Dieser Begriff reicht in unserem Fall jedoch nicht aus. Betrachtet man die Abstammungsgeschichte des Hundes, so steht an deren Beginn die unleugbaren Verwandtschaft zum Wolf sowie ein Naheverhältnis zur Familie der Schakale. Zoologisch gesehen, bedeuten Ein- oder Rückkreuzungen zwischen Hund und Wolf oder Hund und Schakal die Vermischung zweier Arten. Diese Art der Paarung ergibt den sogenannten *Bastard*. Nachkommen dieser Konstellation tragen die Anlagen beider Elternteile in sich, mit unterschiedlich stark ausgeprägten Eigenschaften väterlicher oder mütterlicher Seite. An diesem kurzen Beispiel wird recht anschaulich ersichtlich, dass selbst die Kynologie als Fachschaft in den letzten zweihundert Jahren einen (bewusst) missverständlichen Begriff tradiert und Rassehunde mittels einer zoologisch nicht korrekten Bezeichnung deutlich von den minderwertigeren *Hybriden* abgrenzt. Zur weiteren Illustration sei angemerkt, dass der Begriff Bastard ist in der Überzahl europäischer Sprachen eindeutig negativ besetzt und mehrheitlich als heftiges Schimpfwort gebräuchlich ist.

Die wenig gebräuchliche Bezeichnung *Blendling* bezieht sich im Unterschied zum Bastard lediglich auf eine Kreuzung innerhalb einer Art, welches auch bereits undefinierbare Mischformen mit einbezieht. Geht man nun davon aus dass Mischformen meist ein Produkt des Zufalls sind, kommt man jedoch nicht umhin auch die Praxis sogenannter Veredelungs- bzw. Verdrängungskreuzungen zu erwähnen. Während im ersten Fall das Herausarbeiten bestimmter erwünschter Merkmale im Vordergrund steht, ist man im zweiten Fall bemüht unerwünschte Merkmale einer bestimmten Rasse durch Einkreuzung mit einer anderen Rasse zu tilgen.

Welche Art der geplanten Blutauffrischung jedoch letztlich als Rasse anerkannt wird, obliegt bis zum heutigen Tag der Entscheidung der FCI.

Zur Abrundung der Vielfältigkeit eine kurze Auflistung der bis heute bekannten Unterarten des Mischlingshundes: ¹¹³

¹¹³ vgl. Heinsius Carmen, *Mischlingshunde* (Köln, 1982)

Bezeichnung	Vorkommen	Anwendung/ Besonderheit
Paria Hunde	v.a. Orient, Nordafrika, Indien	Straßenhunde
Karnhunde	vorindustrielles Europa	Arbeitshunde (karn=Butterfaß)
Turnspit	vorindustrielles Großbritannien	Arbeitshunde (hielt Bratenspieß am Drehen)
Lurchner	Großbritannien	rassellose Windhundart, Landwirtschaft
Halblanger Hund	weltweit	Kreuzung Windhund und rasselloser Hund
Landrasse/Land art	weltweit	Kreuzung regionaler rasselloser Hunde
Schensihunde	Ostafrika	primitive Hunde aus Zeit des Hackfruchtanbaus/ tw. Fleischlieferant
Kelp-tal-Fenech	Malta	Arbeits - und Wachhund
Kanalhund	Südafrika	Reinigung von Kanalrohren
Zirkushund	weltweit	Artistenhund
Promenadenmischung	weltweit	Familienhund, Streuner

In weiterer Folge wären zum Thema Mischling noch einige Betrachtungen hinzu zu fügen. Zum einen bedeutet die Abstammung eines Mischlings ja nicht, dass dieser Hund gänzlich ohne Vorfahren zur Welt gekommen wäre. Sein Dasein verdankt auch er einem Mutter- und Vattertier und könnte rein darstellungstechnisch ebenso auf einen „Stammbaum“ verweisen. Den Unterschied in dieser Frage bringt, ganz analog zur humanen Genealogie, die Frage nach der Sinnhaftigkeit wie des Erwünschten. Abstammungsrechtliche Fragen und daraus erwachsenen Privilegien und Verpflichtungen entstammen immer einer gewissen sozialen, ökonomischen oder dynastischen Notwendigkeit. Wir finden sowohl im Bereich des Adels, des Großgrundbesitzes und in Bereichen des Großbürgertums den Wunsch und die Notwendigkeit nach genealogischer Nachvollziehbarkeit. Dieser Umstand liegt zum einen in der Bedeutung der rechtmäßigen Nachfolge, zum anderen in der Möglichkeit einer Abgrenzung von all jenen, die über kein vergleichbares Instrument der Unterscheidung verfügen. Geht es im humanen Bereich stets um eine Unterscheidung im Bereich der Klassen, bewegen wir uns im kynologischen Umfeld im Defintionskreis Rasse oder Nichtrasse. Setzen wir also voraus, dass es beim Menschen im behandelten Zeitraum neunzehnten Jahrhundert nur um eine Unterscheidung im Sinne der verschiedenen sozialen Klassen, sowie deren an Ort und Zeit gebundenen sozialen und ökonomischen Status geht, ist bei den Caniden die vom Menschen gefällte Zuordnung-Rasse oder Nichtrasse eine tendenziell harte Trennung. (Die gewählte zeitliche Zäsur dieser Arbeit impliziert auch im Zusammenhang der „Rassen“-problematik des zwanzigsten Jahrhunderts seine Berechtigung). Die wesentliche Unterscheidung zwischen Rasse und Klasse verläuft hier dennoch nicht völlig gegensätzlich. Dient(e) das Rassenkriterium im menschlichen Bereich in den letzten beiden Jahrhunderten meist als Unterscheidungs- nicht aber als einziges Selektionskriterium, liegt die Sache

im Bereich Hund ein wenig anders gelagert. Zur Illustration möchte ich einige Szenarien zur weiteren Fragestellungen anführen.

War im neunzehnten Jahrhundert der Besitz eines Rassehundes in überwiegendem Maße der Oberschicht vorbehalten, setzte man folglich ein Zeichen, dass es dem eigenen Stand entspricht nur jene Tiere zu besitzen, die über ähnlich reines Blut verfügten wie man selbst. Dieser Umstand ist umso bedeutender, wenn man die Reaktionen einiger Adelige auf den Besitzanspruch von Bürgern beobachtete, welche die Ausweitung des Rassehundebesitzes in bürgerlichen Kreisen anfänglich nicht sonderlich goutierten.

Der Anspruch, besser als eine definierte Klasse zu sein wurde auf eine andere Art übertragen, die Abgrenzung setzte folglich nicht nur für die eigene Art sondern- im Kollektiv auch für die andere ein. Es gibt unzählige Beispiele aus dem angelsächsischen Raum, wo der edle Rassehund des Gutsbesitzers mehr galt als dessen Knecht, von weitaus extremeren Beispielen in kolonialisierten Ländern einmal völlig abzusehen. Man hatte den Wunsch unter sich zu bleiben- dies galt für die Menschen ebenso wie in, oktruierte Weise, für deren Rassehunde. Beiden war die freie Partnerwahl in hohem Maße unmöglich. Jedweilige Abweichung war ein Drama und wurde auf der menschlichen Seite mit sozialer Stigmatisierung, auf der Seite des Hundes mit Härte und Strenge zu verhindern versucht.

Die Ähnlichkeiten in dieser Hinsicht zwischen Herr und Hund sind gerade im neunzehnten Jahrhundert derart frappant, dass ich im Zuge meiner thematischen Fragestellung nicht umhin komme diese eingehender zu beleuchten. Wollen wir uns in nachfolgender Erläuterung schematisch einiger Punkte annehmen, welche für das Leben innerhalb einer der Oberschicht angehörenden Familie von entscheidender Bedeutung waren und – wenig überraschend- die in Vergleich zu den praktizierten Regelmäßigkeiten ihrer teuren Rassehunde stellen. Wer sich an dieser Stelle über eine unzulässige Verquickung im Vergleich Mensch und Tier zu mokieren versucht ist, dem sei nachdrücklich versichert, dass es an dieser Stelle nicht um eine Wertung, weder im philosophischen noch theologischen Sinn geht, noch um eine Verschiebung ethischer Grenzen. Zielsetzung ist lediglich einen strukturellen Vergleich von Verhaltensmustern, Gebräuchen und Praktiken zu ziehen, die Verwobenheit zweier Arten darzustellen und weiterer Folge die tieferen Beweggründe einer sentimentalisierten Sicht des Tieres Hund zu beweisen, deren praktische Auswirkung bis in unserer Tage eine Sonderform der Mensch- Tierbeziehung darstellt.

5.1.1 Geregelter sozialer Kontakt versus Freizügigkeit

Im Sinne einer den Gesetzmäßigkeiten der eigenen sozialen Klasse entsprechenden Wahrung standesgemäßen Umgangs, wurde bis ins ausgehende neunzehnte Jahrhunderte die Vermischung mit jeweils niederen Klassen tunlichst verhindert. Selbst in Fällen materieller Unterlegenheit, war man versucht unter sich zu bleiben. Eine Vielzahl artifizieller Verhaltensregeln, perfektioniert und verfeinert bis in die kleinsten Nuancen sollten einen Leitfaden für das tägliche Leben, den Umgang mit seinesgleichen und das Bewusstsein anders als alle anderen zu sein fördern und kultivieren. Es ging letztlich stets darum, sich seiner elitären Stellung bewusst zu sein und gemäß einem hohen Anspruch auch so zu verhalten. Starre Regulative sind meist ein Produkt des Bewusstseins der eigenen Unzulänglichkeit. Je mehr Regeln eine soziale Gruppe sich selbst auferlegt, desto größer ist meist das Bewusstsein der eigenen Unzulänglichkeit und Schwäche selbst gemäß seiner Anforderungen zu leben.

War der Adel also von Geburt an gewöhnt unter seinesgleichen zu bleiben und erlebte dies als natürlichen Vorgang, so wurde die selektive Partnerwahl auch für die zu etablierende Rassehundezucht, beziehungsweise –haltung, angewendet. Die Reinrassigkeit und Ebenbürtigkeit der zu verpaarenden Tiere stand um nichts den aristokratischen Eheallianzen nach. Der dennoch an erster Stelle augenscheinliche Unterschied besteht in der Motivation der Partnerwahl. Steht auf Seiten der Nobilität der Wunsch nach Ebenbürtigkeit auf der Basis einer Tradierung der dynastischen Gepflogenheiten zum ökonomischen wie gesellschaftlichen Wohle der jeweiligen Familie, hatte die Auswahl des passenden Zuchtpartners in erster Linie den Hintergrund bestehende Wesenmerkmale zu vererben und in weiter Linie ein speziellen Phänotyp zu festigen. Dass dieses so erwünschte Vererben eines äußeren Erscheinungsbildes beim Hund auch im Adel als Nebenprodukt einer durch Ahneverlust entstandenen Eigentümlichkeit ist, erachte ich weniger als beachtlich denn als simples Beispiel angewandter Genetik. Wir treffen also um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf eine durchaus interessante Parallele zwischen Mensch und Tier. Auf der einen Seite erfolgte adelige Partnerwahl orientiert an sehr strikten Vorgaben innerhalb eines (genetisch) relativ engen Pools. Zum anderen sehen sich Erstzüchter der eben im Entstehen begriffenen „neuen Rassen“ vor dem Problem zum einen so eng als möglich innerhalb einer bestehenden Population verpaaren zu müssen um den Typus des Hundes zu festigen, gleichsam aber vor dem Experiment andere Rassen zur Verbesserung der der jeweiligen Eigenschaften des Hundes einzukreuzen.

An dieser Stelle muss jedoch eingeworfen werden, dass es in erster Linie phänotypische Eigenschaften sind, die zu einer hohen Masse durch gezielte Verpaarung

reproduzierbar sind. Wesensmerkmale sind in ihrer Wiederholbarkeit weitaus komplizierter zu erreichen, da wir hier vor einer sehr komplexen Kombination von Anlage und Ausbildung sprechen. Ziel der Rassezucht war nun also in erster Linie die Verbesserung des äußeren Erscheinungsbildes zu Lasten der jagdlichen Eigenschaften des Hundes.

Geschah dies bis ins letzte Drittel des Jahrhunderts noch vor dem Hintergrund der jagdlichen Notwendigkeit, wie es die Entstehungsgeschichte so vieler Jagdhundeassen belegt, so kommt mit der Anwendung der Darwin'schen und Linnéschen Forschungsergebnisse gegen Ende des Jahrhunderts, vor allem auf den Britischen Inseln auch das Bewusstsein verstärkt zu Tragen, dass eine Verminderung der Ahnen den Nachkommen des Tieres zu Gunsten der Schönheit in keinsten Weise förderlich war. Als Endprodukt waren nämlich nicht nur physisch degenerierte Hunde zu beklagen, denen jeder Jagdinstinkt abhanden gekommen war, es wurde zum Erschrecken des Adels ein diesem Stand nicht unähnliche Degeneration zu Tage gebracht, die zu durchaus denken gab. Die empfundene Nähe zu diesen edlen Tieren hatte also durchaus einen bitteren Beigeschmack. Konnte die von fortschreitender naturwissenschaftlicher Forschung faszinierte Gesellschaft der Jahrhundertwende nur mit großer Mühe allzu offensichtliche Parallelen nur mit Mühe ignorieren.

5.1.2 Probleme einer Mesalliance und der unerwünschten Nachkommenschaft

In weiterer Folge wollen wir uns nun mit der Problematik einer unerwünschten Verbindung- oder Verpaarung, je nachdem ob wir uns der menschlichen oder tierischen Seite nähern betrachten. Nichtstandesgemäße Verbindungen galten im neunzehnten Jahrhundert im Adel als ein mit allen (!) Mitteln zu verhinderndes soziales Unglück. Die Verantwortung oblag zu großen Teilen der Mutter, die ein sorgsames Auge auf die Gesellschaft ihrer Kinder zu werfen hatte. Eheanbahnungen fanden ihre frühen Schritte oftmals bereits im zarten Kindesalter, im Falle mangelnder bekannter Möglichkeiten, unter Beziehung des allgegenwärtigen Gotha. Dies unterscheidet sich, so pragmatisch dies nun auch klingen mag, nur unwesentlich von guter Zuchtplanung. Um einen geeigneten Deckrüden oder eine Zuchthündin zu finden bedient man sich, mangels ausreichend bekannter Partnervarianten, bis zum heutigen Tage diverser Zucht- um Stammbücher, deren Aufbau den genealogischen Handbüchern des Adels aufs Haar gleich nachempfunden wurde. Weshalb ein System, das seit Jahrhunderten erfolgreich funktionierte nicht auch auf das Tier übertragen? Was nun auf den ersten Anblick als praktisches System erscheint, stieß jenen

Gesellschaftsschichten, denen schon die Ahnenfixierung des Adels ein Dorn im Auge war, nun heftigst auf. Die Eintragung von Hunden in „Ahnenbücher“ wurde als ebenso pervers taxiert wie deren phantasievolle aristokratische (Zwinger)Namen. (Honi soy qui mal y pense, dass dies dem Adel verborgen geblieben wäre.) Was nun, wenn sich eine unerwünschte Verpaarung dennoch ergab, zumal der animalische Trieb, frei von jeweiliger Sexualmoral, mit Sicherheit weit schwieriger regulieren lässt, als der menschliche. Den unerwünschten Produkten einer unpassenden Verpaarung stand exakt jenes Schicksal bevor, dass so mancher Aristokrat unter heftigster Bekreuzigung im tiefsten Inneren auch seiner unerwünschten Nachkommenschaft gewünscht hätte. Lag auf dem Menschen die religiöse Verantwortung auch wider die gesellschaftliche Etikette empfangenes Leben nun einmal zu Welt zu bringen und dieses dann – so sich eine Gelegenheit ergab in die Anonymität einer Pflegefamilie oder kirchlichen Einrichtung verschwinden zu lassen, so musste man sich bei der Entsorgung unpassender Welpen keinerlei moralische Auflagen machen. Wurden diese nicht dem schnellen Tod durch Erschlagen oder Ertränken zugeführt, hatten einige auch das Glück, bei Dienstpersonal oder einfachen Leuten unterzukommen. Frei nach dem Muster: Einfaches zu Einfachem. Ganz allgemein muss an dieser Stelle klar ausgesprochen werden, dass bis weit in das zwanzigste Jahrhundert hinein Züchten und Töten eine untrennbare Einheit waren. Die Aufzucht von Welpen nicht immer nur an der Rechtmäßigkeit einer Verpaarung scheiterte, sondern auch ganz stark an einer Fixierung der erwünschten maximalen Welpenanzahl oder der mangelnden jagdlichen Brauchbarkeit hing. So aktiv der zunehmend seit dem neunzehnten Jahrhundert erstarkende Tierschutzgedanke auch war, auf diesem Auge war und ist die Idee blind geblieben – bis zum heutigen Tage.

5.1.3 Infertilität und dynastische Probleme

Als dritten Punkt dieses Versuchs eines Vergleiches nun die Problematik der Fertilität, für Mensch wie Tier von größter Bedeutung. An dieser Stelle treffen wir aber auf einen überaus wesentlichen Punkt der Differenzierung. Unerwünschtes Ausbleiben von Nachkommenschaft ist eine in der Natur zu akzeptierende Anomalie. Problematisch wird diese Akzeptanz erst dann, wenn an den zu erwartenden Nachwuchs dynastische Hoffnungen- im schlimmsten Falle die Erwartungen eines ganzen Landes geheftet werden. Infertilität eines Thronfolgerpaares gilt (vor allem in katholischen Ländern) bis zum heutigen Tage als Katastrophe. Fruchtbarkeit zählte wie seit Jahrtausenden auch im neunzehnten Jahrhundert als *conditio sine qua non* der Partnerwahl- in

allererster Linie natürlich für die Frauen. Wurden impotente Ehemänner in der Regel mit diskretem Stillschweigen bedacht, deren Frauen im Stillen bemitleidet, durften unfruchtbare Frauen mit weitaus weniger Rücksichtnahme rechnen. Fruchtbarkeit gilt innerhalb der Aristokratie bis zum heutigen Tage als über die Maßen erwünscht, war und ist doch die Möglichkeit einer, schier unüberschaubaren, Kinderschar nicht nur die eigen Reichtümer zu vererben sondern allesamt einen gehobenen Lebensstil ermöglichen zu können, Teil eines zu Schau gestellten aristokratischen Selbstbewusstseins. Dies gilt in bis zum heutigen Tage katholischen Ländern noch um Vielfaches stärker akzentuiert.

Vergleichen wir nun die Problematik an der Stelle der wertvollen Zuchttiere. Bleibt eine hoch prämierte Hündin nach wiederholtem Versuch „leer“, stürzt dies zwar weder die Hündin ins Unglück, wohl aber deren Züchter. Außergewöhnliche Hunde, in Aussehen und Leistung, sind ebenso selten wie außergewöhnliche Menschen. Der Verlust einer Zuchthündin, die aus undefinierbaren Gründen ohne Nachkommen bleibt, ist aber ebenso problematisch wie ein infertiler Rüde. Beiden fehlt fortan das entscheidende Element über welchen ihr Wert definiert wird. Solange Rüde wie Hündin ihren Aufgaben in Gebrauch und Darstellung in ausreichendem Maße nachkommen können, wird deren Ausfall zwar kompensiert, vom Tage der erwiesenen Infertilität an rücken sie aber, dem Mensch nicht unähnlich, in die zweite Reihe der Bedeutung. In wenigen Lebensbereichen zeigt sich die archaische Natur des Menschen so grausam wie in dieser Hinsicht.

Eine allen Hunden gemeinsame Bezeichnung war und ist bis in die heutige Zeit der Begriff *Köter* (*Köhler*). Verwies dieser aus dem Althochdeutschen stammende Sammelbegriff für Hunde noch auf den Zusammenhang zwischen Herde und Hund¹¹⁴ erfuhr er im Lauf der Jahrhunderte eine eklatante Bedeutungsverschlechterung und dient(e) letztlich als grob abwertender Begriff für Hunde im Allgemeinen, im Speziellen aber als Hinweis auf deren angeblich mindere Qualitäten.

Von grundlegender Bedeutung für die naturwissenschaftliche Beschäftigung wie Erforschung der Tierwelt war die bereits 1645 in Oxford gegründete und 1662 von König Karl II. zur königlichen Gesellschaft der Wissenschaften erhobene *Royal Society*. Grundidee dieser Vereinigung war die Weiterentwicklung und Verbreitung der Ideen und Lehren *Francis Bacons*. Die Gesellschaft wurde zum Zentrum naturwissenschaftlicher Studien, die großen Naturwissenschaftler der späteren Jahrhunderte- von *Isaak Newton* über *Karl von Linneé* bis hin zu *Charles Darwin*

¹¹⁴ *cutti* (ahd. für *Herde*) vgl. Schranka Eduard M., *Buch berühmter Hunde* S. 39f.

publizierten im Namen und unter der Patronanz der Gesellschaft. Isaak Newton etwa wurde im Jahre 1701, nach dreißigjähriger Mitgliedschaft, deren Präsident.

Die Royal Society machte möglich, dass Meilensteine naturwissenschaftlicher Literatur wie Linneéss *Systema Naturae* des Jahres 1735 oder Darwins *Origin of Species* 1859 entstehen und verbreitet werden konnten.

Das neunzehnte Jahrhundert entdeckt das Tier und in ganz besonderem Masse den Hund. Ursprung dieser intensiven Hinwendung war eine geradezu fieberhafte Neugierde in Bezug auf neueste naturwissenschaftliche Erkenntnisse. Die Veterinärmedizin erlebte einen unbeschreiblichen Aufschwung und wurde erst im neunzehnten Jahrhundert ihrem Namen gerecht.

Dennoch darf an dieser Stelle nicht außer Acht gelassen werden, dass die mannigfachen Neuzüchtungen im Allgemeinen keinem strikt definierten Zuchtplan von Kynologen entsprang, sondern vielmehr jenem Zeitgefühl Ausdruck gab, der das gesamte neunzehnte Jahrhundert prägte. Der Wille auf basierenden Kenntnissen der Naturwissenschaft, wie etwa Darwins Theorien oder den Mendelschen Gesetzen Neues zu schaffen und dieses nach Belieben zu variieren oder zu behalten. Dem Menschen als Krone der Schöpfungspyramide schienen keine Grenzen gesetzt, Inzest und gewagte Kreuzungen war kein Tabu. Selbst grobe Fehlzüchtungen schienen der Experimentierfreudigkeit keinen Abbruch zu tun, die Hoffnung wurde dann auf die nächste Welpengeneration verschoben. Hinsichtlich der natürlichen Wurfgröße wurde bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein von vielen Züchtern die „Entfernung“ überzähliger Welpen vertreten, eine Aufzucht dieser Tiere mittels Flasche wurde in erster Linie in England forciert, Deutsche Züchter lehnten dies jedoch meist rigoros ab. Ausnahmen fanden zwar wiederholt statt, betrafen aber meist ausgesucht wertvolle Zuchttiere, deren Welpen großes Interesse erregten und teuer verkauft werden konnten. Im seltensten Falle gab in diesen Fällen der Tötung ein körperlicher Defekt den Ausschlag. Beliebte Selektionskriterien waren viel mehr unerwünschte Farbe(n) oder meist schlichtweg das Los. Welch subjektive Logik diese Auswahl in sich birgt lässt schon allein am Umstand erkennen, dass bei selbst erfahrenen Züchtern detaillierte Prognose über die Anlagen und Eignung eines wenige Tage alten Welpen unseriös sind. Erst die Entwicklung und Prägung der folgenden Welpentage formen den jungen Hund und geben ihm jenes Rüstzeug für sein Leben, welches zum anderen Teil durch genetische Komponenten festgelegt wurde.

Die Kynologie der neunzehnten Jahrhunderts hatte demnach auch ihre herben Schattenseiten, nur wenige wurden wie diese dokumentiert, sah man sich als Züchter in schöpfender Pose, im naturwissenschaftlichen Sinne als Richter über tierisches Leben und Tod. Es muss jedoch betont werden, dass es hinsichtlich dieser gängigen Regelung keinerlei verpflichtende Vorschrift für den Züchter gab. Eine Abgabe der überzähligen Welpen war theoretisch möglich, erfolgte aber ohne Zuchtpapiere, was den Marktwert des Hundes gegen null reduzierte. Was demnach usus war, lässt sich unschwer ahnen. Dennoch blieb man dieser Regelung lange verhaftet, Begründung hierfür war die Schonung des Muttertieres, dem eine Überzahl an Welpen zwar seitens der Natur gegeben wurde, im Praxisfall aber eine enorme Belastung des Zuchttieres darstellte. Der beliebte Vergleich zur freien Wildbahn, welche diese Selektion innerhalb der Welpen selbst regeln sollte, hinkte schon zu dessen erster Vorstellung. Zum einen sprechen wir am Beispiel des Hundes von einem domestizierten Wildtier, einem Zuchtprodukt menschlicher Vorstellung. Jener viel zitierte „wilde Hund“, wie etwa die Dingos Australiens oder verschiedene Wildhunderassen Afrikas oder Südamerikas, haben mit dem europäischen Rassehund sowohl genetisch wie verhaltenspsychologisch beachtlich weniger gemein als eine Hauskatze mit ihrem ursprünglichen Pendant, der Wildkatze. Andererseits muss klar sein, dass Würfe in freier Wildbahn in der Regel denkbar kleiner ausfallen, Wölfe und Schakale eine durchschnittliche Welpenanzahl von vier bis maximal sieben (Wolf), fünf bis maximal zehn (Goldschakal) Stück haben. Natürliche Regulative bilden in diesem Fall Ernährung, Bewegung, hormonelle Disposition wie letztlich auch vom Instinkt geleitete, freie Partnerwahl des Tieres. Sprechen wir in genanntem Zusammenhang also von Naturgegebenheiten, so kommen wir an einer zentralen Frage nicht vorbei. Weshalb zeigt die Wurfgröße von Wolf und Hund eine beachtliche Differenz auf, und worauf ist diese zurückzuführen? Hauptverantwortlich hierfür ist eine optimale Versorgung des Muttertieres in medizinischer wie ernährungstechnischer Hinsicht. Hinzu kommt die bewusste Auswahl eines Zuchtpartners, dessen genetischer Stammbaum eine nicht unerhebliche Rolle in der Auswahl des Rüden spielte. Erst im ausklingenden neunzehnten Jahrhundert wurden Vererbungslehre und Selektionstheorie zunehmend hinsichtlich von Wesensmerkmalen, Statur und Farbe von Interesse, die zu erwartenden Welpenanzahl spielte eine eher untergeordnete Rolle, zumal deren nachträgliche Regulation dem Züchter überlassen war.

Wir können demnach im neunzehnten und durchaus im zwanzigsten Jahrhundert von einer bewussten Optimierung der einzelnen Würfe sprechen, einer Goldgräberstimmung im Sinne der „Produktion neuer Rassen“ und einer Vielzahl von Welpen. Ich habe an dieser Stelle ein sehr materielles, wie illustratives, Wort bewusst

gewählt, da sich die erste Generation dieser europäischen Züchter nur sehr vage ihres Zielproduktes bewusst war, in ihrem Drang zu Gestalten und zu Schöpfen schlichtweg experimentierten. Erst mit dem Vorhandensein einer ersten, erfolgreichen Generation verschiedenster Neuzüchtungen und deren weiteren Verbreitung über den Kontinent, weitete sich der Kreis jener, die im Besitz dieser Hunde waren und demnach persönliche Bindungen aufbauen konnten. Erst mit diesem Schritt treten die neuen Rassen Europas aus dem züchterischen Dunkel hervor und bringen somit vice versa auch das Licht allgemeinen Interesses mit sich. Mit zunehmender Popularität verschiedenster Rasseneuheiten verringerte sich die Möglichkeit zuchttechnisch gewagter Experimente. Einerseits waren die Züchter bestrebt, Gewonnenes zu erhalten und Bestehendes zu verbessern, andererseits war das allgemeine Interesse und die sich in diesem Zusammenhang stärker entwickelnden Tierschutzbestrebungen ein nicht unerhebliches Hindernis für „kynologische Experimente“. Erste Gesetze, setzten den naturwissenschaftlichen und bis zu einem gewissen Grad voyeuristischen Versuchen mancher Züchter und Veterinäre ein absehbares Ende.

5.2 Vom Versuchstier zum Patienten-

Exkurs zur Geschichte der Veterinärmedizin

Ist die moderne Entwicklung der Veterinärmedizin von den Errungenschaften der Humanmedizin heute schwerlich zu trennen, so stellt sich zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Situation gänzlich anders da.

Um die sich wandelnde Beziehung zwischen Mensch und Tier auch auf dem Gebiet der Versorgung kranker Tiere zu dokumentieren, erachte ich eine kurze Reflexion der Geschichte der Veterinärmedizin an dieser Stelle für angebracht, zeigt der Umgang mit kranken Tieren, doch gleichsam einem Prisma, sich verändernde Beziehungsmuster auf.

Wie in der Humanmedizin war die Antike eine Blütezeit der Behandlung und Erforschung kranker Tiere. Kann mit einiger Sicherheit für den Beginn medizinischer Behandlung angenommen werden, dass Human- und Veterinärmedizin ein und derselben Wiege entstammen, so entwickelte sich bereits in der Antike eine deutliche Trennung hinsichtlich der Wertung von menschlichen und tierischen Krankheiten. Dennoch muss an dieser Stelle klar ausgedrückt werden, dass bereits seit der Antike der Mensch seine Tiere auch unter dem Aspekt beobachtet und behandelt hat um für sich selbst größtmöglichen Nutzen abzuleiten.

Die Literatur zur Geschichte der Veterinärmedizin ließt sich wie ein Lexikon der großen Forscher und Denker. Die Beschäftigung mit den Erkrankungen der Tiere fand Platz in

vielen Biographien- so beschäftigten sich unter anderem Chiron, Lehrer der Aeskulap, Hippokrates und Aristoteles mit der Tierheilkunde. Besonders Hippokrates war an Versuchen und Beobachtungen interessiert. Der „Vater der modernen Humanmedizin“ zog aus diesen Studien nachhaltige Schlüsse für die Behandlung von Menschen.

Auch im Römischen Reich fand die Behandlung kranker Tiere großes Interesse. In allen bislang aufgezählten Beispielen muss aber klar vorangestellt werden, dass es sich hierbei ausschließlich um landwirtschaftliche Nutztiere und zur Kriegsführung benutzte Tiere wie Pferde, Rinder und Ähnliches handelte. Der im Rahmen dieser Arbeit behandelte Hund kommt, falls überhaupt, nur in seiner Funktion als Kriegshund in den Genuss einer medizinischen Behandlung, oftmals dienet er selbst als Grundlage einer Medizin. So spricht *Vegetius* etwa von einem Heilmittel, dass

„ (...) von denen das eine gegen alle Thierkrankheiten helfen soll,
und der Hauptsache nach aus einem jungen Hunde besteht, der
lebend in heisses Wasser geworfen und gekocht wird (...)“¹¹⁵

Die enge (Arbeits-)Beziehung zwischen Menschen und ihren Tieren forcierte von Anbeginn eine Behandlung kranker Tiere, wenngleich dem menschlichen Wesen seit jeher die höhere Wertigkeit zugestanden wurde.

Eine sehr deutliche Positionierung finden wir etwa bei *Vegetius*¹¹⁶, der bei aller Bedeutung der Behandlung von Tieren festhält

„ *Sicut enim animalia post hominem, ita ars veterinaria post
medicinam secund.*“¹¹⁷

Vegetius ist für die Veterinärmedizin von nachhaltiger Bedeutung. Seinen im vierten Jahrhundert nach Christus publizierten Werke stellen ein Pendant zu den Werken Galens für die Humanmedizin dar und fanden bis weit in die Neuzeit große Beachtung, vor allem sein Hauptwerk *Artis veterinariae sive mulomedicinae libri quatuor*.

Vegetius sammelt in seinen Schriften die Erfahrungswerte seiner Vorgänger zusammen, stellt aber auch eigene Ergebnisse vor. Sein Hauptinteresse galt der Diagnostik und Eingrenzung des Krankheitsbildes. *Vegetius* formuliert ebenso deutlich, dass die Behandlung von Tieren mitunter höhere Anforderungen an den

¹¹⁵ *Vegetius, Liber 1*, 17 zit. in: Eichbaum Friedrich, *Grundriß der Geschichte der Thierheilkunde* (Berlin, 1885) S. 6

¹¹⁶ Publius Vegetius Renatus

¹¹⁷ zit. in Kitt Theodor, *Der Tierärztliche Beruf und seine Geschichte* (Stuttgart, 1931) S. 10

vgl. auch Eichbaum Friedrich, *Grundriß der Geschichte der Thierheilkunde* (Berlin, 1885) S. 11

Menschen stellt, da die Artikulation der Schmerzbeschreibung bei Tieren weitaus eingeschränkter möglich ist, dem Tier die Fähigkeit fehlt, mittels Sprache den akuten Zustand zu beschreiben.

Besonders interessant erscheint mir die Ansicht *Vegetius*, dass zwischen menschlichen Erkrankungen und tierischen Leiden eine hohe Ähnlichkeit besteht und finde den Vergleich vorgenannten ethischen Zugangs über die Reihung der Veterinär- nach der Humanmedizin im Kontrast zum naturwissenschaftlichen Zugang nachfolgenden Zitats.

„ *Non minus multae et obscurae valetudines in internis animalum, quam hominum existere consueverunt; imo si verum quaerimus, prope pares atque consimiles sumus. Nam animalibus, quia rationales sumus, sola mente praestamus: corporis vero natura communis est, maxime in doloribus.*“¹¹⁸

Diese Analogie zur menschlichen Natur im Besonderen die animalische Leidensfähigkeit sollte in den kommenden Jahrhunderten schrittweise in Vergessenheit geraten. Schritt für Schritt nahm das Tier (auch) den Platz eines Versuchsobjektes ein. Mitverantwortlich hierfür ist mit Sicherheit die, im europäischen Raum, Unmöglichkeit am menschlichen Leichnam zu lernen. Selbst der große Wegbereiter der Humanmedizin *Claudius Galenus (Galen)* musste sich überwiegend mit dem Sezierstudium an Tierkadavern begnügen. Einzig Ägypten bot im Rahmen der Balsamierungstätigkeiten Einblick in den leblosen menschlichen Körper. Galen, bis weit ins 16. Jahrhundert konkurrenzlos an der Spitze der Medizin, konnte somit seine trefflichen anatomischen Beobachtungen und Beschreibungen fast ausschließlich von Haussäugetieren ableiten.

Völkerwanderung und frühes Mittelalter brachten einen rapiden Verfall antiker Kenntnisse mit sich. Viele Quellen gingen verloren- der Beruf des *veterinarius* ging in die Hände von Hufschmieden, Scharfrichtern und Abdeckern über. (Im Keltischen Raum wurde die Tierheilung meist von Druiden durchgeführt.) Schleichend verschob sich die Heilung der Tiere zunehmend in den Bereich der Magie. Segenssprüche ersetzten die systematische Diagnostik, der Weg zurück zu einer naturwissenschaftlich orientierten Medizin schien weiter entfernt den je.

Die mittelalterliche Medizin wurde lange Zeit von Mönchen und Philosophen dominiert, die sich nachhaltig dem Tier ab und dem Menschen zuwandten. Mit der Erlaubnis von Leichenöffnungen aus anatomischen Studienzwecken im frühen 14.

¹¹⁸ *Vegetius, Liber 1, 39* zit in: Eichbaum Friedrich, *Grundriß der Geschichte der Thierheilkunde* (Berlin, 1885) S. 14

Jahrhundert schien das Tier in der Medizin vordergründig ausgedient zu haben. Die Legitimation der Sektion von Menschenkörpern brachte eine entscheidende Wende in der Entwicklung der Humanmedizin. Bis zur Gründung der ersten *Thierarzneischulen* gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts sollte die Veterinärmedizin ein Schattendasein führen- eine Profession der rohen Handwerker ohne jegliche akademische Ausbildung, näher am Schlachter als Arzt. War schon die Sektion eines Menschenkörpers als rein der Forschung vorbehaltenes Mysterium alleiniges Vorrecht einiger Weniger, so stellte die Öffnung eines Tierkadavers bis weit in selbiges Jahrhundert eine als ehrlos erachtete, diskriminierte Tätigkeit dar. Den Studenten der vielerorts entstehenden Hochschulen musste per Allerhöchster Verordnung die Ehr- wie Sinnhaftigkeit ihres Tuns bestätigt werden.

Einem Meilenstein in der Geschichte der Veterinärmedizin bedeutete die Erfindung der Buchdruckerei, die eine weitere Verbreitung der antiken Schriften ermöglichte, wenn gleich die Gruppe jener, welche den Beruf nach wie vor „nebenbei“ ausübten sich nach wie vor auf Handwerksberufe beschränkte. Das Hauptinteresse aller Studien und Publikationen galt wie eh und je Pferden und landwirtschaftlichem Nutzvieh.

Das beginnende 18. Jahrhundert zeichnete sich durch eine wahre Fülle an Literatur zum Thema Pferd aus, ebenso wie die Arbeiten zu verschiedensten Tierseuchen reges Interesse vorfanden. Eben jene genannten Seuchen waren mit verantwortlich für die Gründung der ersten Tierärztlichen Hochschulen. Die Notwendigkeit verheerende Plagen zu verhindern oder gar bekämpfen können zählte zu einer immer dringender werdenden ökonomischen Pflicht. Die Gesundheit der landwirtschaftlich genutzten Tiere, war ebenso wie jene der in militärischen oder zivilen Dienste stehenden Pferde, ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor. Unter den Pionieren mit Sicherheit an erster Stelle zu nennen ins *Claude Bourgelat*, der am 2. Januar 1762 in der Vorstadt von Lyon einer international beachteten Anstalt für Tierheilkunde errichtete. Zu den gelehrten Fächern gehörte, unter anderem, auch die Kenntnis der Behandlung von Hunden. Die ersten Studenten dieser neuen Einrichtung wurden von ihren Regierungen beschickt.

„ (...) so finden wir unter den Schülern etwa 3 Dänen, 3 Schweden,
10 Schweizer und mehrere Österreicher und Preussen (...)”¹¹⁹

Bourgelats Erfolge waren schon bald Anlass für die Errichtung einer weiteren Lehranstalt im Norden Frankreichs. Im Oktober 1766 übernahm Bourgelat in Zusammenarbeit mit einigen seiner fähigsten Mitarbeiter die Leitung des neuen Instituts im Schloß Alfort.

¹¹⁹ vgl.: Eichbaum Friedrich, *Grundriß der Geschichte der Thierheilkunde* (Berlin, 1885) S. 84

Dem Beispiel Bourgelats folgten innerhalb kürzester Zeit eine Vielzahl europäischer Städte, allen voran Turin (1796), Göttingen (1771), Kopenhagen (1773) und Wien (1767/1777) die Errichtung einer Vielzahl von Tierärztlichen Hochschulen, breit gestreut über Europa, basierte auf zwei Hauptwurzeln. Zum einen waren Pferde in allen europäischen Armeen fixer Bestandteil. (Reit-, Transport- und Zugpferde bildeten einen wesentlichen logistischen Teil der verschiedenen Armeen.) Die Gesundheit und Fortpflanzung dieser Tier lag somit in ökonomischer Hinsicht an vorderer Stelle. Zum Anderen stellte eine deutlich erkennbare Zunahme von Epizootien Europa vor eine beträchtliche wirtschaftliche Problematik. Das zyklische Auftreten von Seuchen, welche Mensch und Tier aufs Massivste bedrohten, sollte mit einer verbesserten Ausbildung von Tierärzten verbessert bekämpft werden. In diesem Sinne können wir sehr deutlich erkennen, dass im Gegensatz zu den ersten dokumentierten Aufzeichnungen der Veterinärmedizin im Bereich der Induskulturen oder des Antiken Griechenlands, nicht die Wertschätzung des Lebens und die annähernde Gleichbehandlung in der Behandlung von menschlichen wie tierischen Erkrankungen Antrieb für die Gründung von Tierärztlichen Ausbildungsstätten war, sondern in jeder Hinsicht der ökonomische, militärische oder persönliche Vorteil des Menschen.

Wie wechselvoll der Weg von Kaiserin Maria Theresias Tierseuchenerlass aus dem Jahr 1753 bis hin zur akademischen Ausbildung von Ärzten, die in enger Zusammenarbeit mit der Humanmedizin interdisziplinäre Spitzenleistungen zu vollbringen im Stande sind, soll ein kurzer Abriss der Geschichte des Standorts Wien zeigen, die in Hinblick auf die Thematik dieser Arbeit, durchaus interessante Aspekte im Sinne der Beweisführung aufzeigt. Die vorgenannten Daten 1767 und 1777 beziehen sich auf die beiden unterschiedlichen Sichtweisen, welches Institut als Tierärztliche Hochschule angesehen wird. Grundsätzlich sprechen wir in der Zeit von 1767 bis 1777 von der *Kayserlich- königliche Pferde Curen – und Operationsschule* des Ludwig Scotti, ab dem Jahr 1777 (bis 1795) vom *K.k. Thierspital* des Johann Gottlieb Wolstein. In weiterer Folge änderte sich die Institutsbezeichnung noch einige Male, so finden wir in der Literatur ebenso die Bezeichnung *K.k. Militair- Thierarzneyschule* (1795-1808), *K.k. Thierarzney- Institut* (1808-1850), *K.u.k. Militär- Thierarzney- Institut* (1850-1896), *K.u.k. Militär- Thierarzney- Institut und Thierärztliche Hochschule* (1897- 1905), *K.uk. Tierärztliche Hochschule* (1905-1918), ab 1919 dann *Tierärztliche Hochschule*, seit dem Jahre 2000 letztgültig *Veterinärmedizinische Universität*.

Der stete Wechsel der Bezeichnung der Schule zeigt in recht eindrücklicher Art und Weise die pendelnde Zuordnung der Ausbildungsstätte an verschiedenste Ministerien und das Streben nach akademischer Ausbildung bis hin zum Promotionsrecht im Jahre 1908 (sic!).

Ende 1763 wurden der Hof- Pferdearzt Ludwig Scotti, der Tierarzt Joseph Heller und der Apotheker Edurad Mengmann auf kaiserliche Anordnung zum zweijährigen Studium an die Veterinärschule in Lyon entsandt.

Die bestehende schlechte Situation veranlasste zwei Hauptakteure des Staates sich zu Wort zu melden. Auf Seiten des Militärs sprachen sich Feldmarschall Graf Daun sowie Feldmarschalleutnant Freiherr de la Reintrie und auf Seiten der Humanmedizin van Swieten für ein eheste Etablierung einer Ausbildungsstätte für Tierärzte aus.

Maria Theresia folgte diesen Impulsen nur zu gerne, war Sie Zeit ihres Lebens nicht nur am gesundheitlichen Wohlergehen ihrer Untertanen interessiert, sie kann mit Fug und Recht als leidenschaftliche Hundeliebhaberin bezeichnet werden.¹²⁰

Bereits im Jahre 1765 setzte sich die Kaiserin in einem Handschreiben an den Präsidenten des Hofkriegsrats Rudolf Graf Chotek für die Schaffung einer Ausbildungsstätte für militärische, wie zivile Tierärzte, ein. Fortan sollte die Ausbildung nicht nur auf das Studium der Pferde konzentriert bleiben, sondern auf alle Haustiere ausgeweitet werden.

„ Ich habe beschlossen, hier eine Lehrschule zur Heilung der Viehkrankheiten errichten zu lassen und dem Van Swieten aufgetragen, dass er Mir den Vorschlag wegen Salarierung des zu diesem Lehramte anzustellenden Professoris und dazu nötigen Gehilfen, wie auch aller übrigen Erfordernisse einreichen soll. Er hat daher auch seinerseits um dieses gemeinnützige Werk baldmöglichst zustande zu bringen, beizuwirken, und diesfalls dem Van Swieten in allen an Hand zu gehen, gleichwie dann, wenn alles seine Richtigkeit erlangt haben wird, ein Patent zu publizieren ist, in welchem die Strafen gegen diejenigen, welche sich gegen die sich diesem Lehramt widmenden Lehrer vorgehen sollten, auszumessen sein werden.“¹²¹

Die Nominierung des Leibarztes der Kaiserin, Gerhard van Swieten zum „Geburtshelfer“ dieser in Österreich neuen Institution ist durchaus bemerkenswert wenn auch nichtwirklich überraschend. War es doch van Swieten der nicht müde wurde auf die mitunter katastrophalen Folgen der Tierseuchen für die Bevölkerung hinzuweisen und stets aufs Neue monierte, dass keinerlei Fortschritt zur Erkennung und Behandlung dieser Krankheiten unternommen wurde. Van Swiete,n selbst einer

¹²⁰ Im Naturhistorischen Museum in Wien findet sich im Eingangsbereich bis heute das präparierte Lieblingshündchen der Kaiserin

¹²¹ Handschreiben Kaiserin Maria Theresias vom 24.März 1765 zit. in: Schreiber Josef/ Professorenkollegium der Tierärztlichen Hochschule (Hrsg). *Festschrift. 200 Jahre Tierärztliche Hochschule in Wien* (Wien 1968) S. 4

der großen Persönlichkeiten der österreichischen Humanmedizin, konnten fortan seine hervorragenden Kenntnisse auch zu Gute der Veterinärmedizin einsetzen.

Der 1766 mittlerweile aus Frankreich zurückgekehrte Scotti legte dem Hofkriegsrat eine detaillierte Zusammenfassung seiner Erfahrungen aus Lyon vor. Diese Denkschrift datiert mit 19. November 1766, wie auch der erste Lehrplan für die *Kayserlich-königliche Pferde Curen- und Operationsschule* bildete die Grundlage dieser neugeschaffenen Bildungsstätte. Die ersten Veterinärstudenten begannen im Januar 1767 mit ihren Vorlesungen. Die Studenten stammten überwiegend aus militärischen Kreisen, bald kamen aber auch zivile Studenten, wie Stallmeister oder Reitschmiede hinzu. Schreiber nennt für die ersten Jahrgänge 1767/1768 dreißig Studenten, für 1769/1780 bereits siebzig.¹²² Die von Scotti geleitete Schule in der ehemaligen *Kayserlichen Stallmeysterei* in der Vorstadt Wieden beschränkte sich nach wie vor auf das Pferd, dessen Anatomie, Hufbeschlag, Operation und Arzneibereitung.

Unter Maria Theresias Mitregenten und Nachfolger Josef II., wurde die Scotti'sche Schule aufgelöst und ab dem Jahr 1777 konnte das unter der Leitung des Humanmediziners Wolstein stehende *K.k. Thierspital* endlich dem Wunsch Maria Theresias Rechnung tragen erste österreichische Ausbildungsstätte für die Erkrankungen an sämtlichen Haustieren- den Hund selbstverständlich eingeschlossen- entsprechen. Die Räumlichkeiten in den Anlagen der ehemaligen Jesuiten Meierei brachte ebenso wie die erhöhte Lehrerzahl (von drei auf vier) qualitative Verbesserungen mit sich. Dass die Bewertung der Veterinärkunst auf „allerhöchstes Interesse“ stieß, beweist unter anderem eine längere Reise des Monarchen Joseph II. im Jahre 1777 an die Lehrstätte von Alfort. Die Ära von Johann Gottlieb Wolstein galt als wissenschaftlich äußerst wertvolle Zeit. Wien entwickelte sich zum europäischen Zentrum der Tierheilkunde und die Bedeutung Wolsteins kam jener Bourgelat recht nahe. Eine beträchtliche Anzahl ausländischer Studenten bildeten sich an der Schule fort. Die durchschnittliche Hörerzahl betrug 33 Studenten pro Jahr, die Ausbildungsdauer variierte von regelmäßigen vier, in Friedenszeiten fünf- Semestern. Im Zeitraum von 1778 bis 1793 haben überdies 721 Ärzte und Wundärzte Vorlesungen zum Thema Seuchenlehre besucht, Wolstein trug somit mit seiner Ausbildungsstätte zu einer weiteren Ausbreitung ähnlicher Bildungseinrichtungen direkt bei. Erstmals

¹²² Schreiber Josef/ Professorenkollegium der Tierärztlichen Hochschule (Hrsg). *Festschrift. 200 Jahre Tierärztliche Hochschule in Wien* (Wien 1968) S. 6

wurde der Versorgung von Hunden und dem Studium derer Krankheiten erhöhte Bedeutung beigemessen.¹²³

Nach dem unfreiwilligen ausscheiden *Wolsteins* im Jahre 1795, wurde die Schule wieder in ihrer wissenschaftlichen Autonomie reduziert und 1801 erneut dem Hofkriegsrat unterstellt. Die wechselvolle Geschichte der Schule zeigt prismenartig die turbulente ökonomische Situation Österreichs zur Jahrhundertwende, 1811 wurde im Zuge des Staatsbankrotts sogar kurzfristig über eine Schließung des Instituts nachdacht. Dieser bedrohliche Schritt wurde jedoch in Anbetracht der Bedeutung der Ausbildung von Tierärzten für die zu erhaltenden Gesundheit von Mensch (und Tier) unterlassen.

Eine entscheidende Verbesserung brachte die von Kaiser Franz I. im Jahre 1812 geförderte Anbindung der Tierärztlichen Schule an die Medizinische Fakultät der Universität Wien. Ein wesentlicher Schritt in die Richtung Tier bedeutete die im Jahre 1815 festgestellte Gleichheit der Professoren des *Kk. Thierarzney Instituts* mit allen anderen Universitätskollegen. Diese auf den ersten Blick vielleicht nicht sonderlich spektakuläre Gleichstellung impliziert jedoch nachhaltig die zunehmende Bedeutung der Erforschung und Behandlung von Tierkrankheiten. Stellte man den Philologen, Humanmediziner und Theologen nun jenen Professoren gleich, deren Lehrinhalt das Tier und dessen Erkrankungen war, so befinden wir uns zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wiederum auf jenem Wege der Jahrtausende zuvor verlassen worden war. Zwar solle es noch bis in das Jahr 1841 dauern bis der Absolvent besagter Ausbildungsstätte sich eines allen anderen Universitätsstudien gleichwertigen Magistertitel erfreuen konnte, die Richtung war jedoch eindeutig vorgegeben.

Interessant ist der Umstand, dass seit 1850 eine Dreiteilung der Absolventen fassbar wurde. Als unterste Ausbildungsschiene galt das Lehrziel Kurschmied vulgo „Pferdearzt“. Grundlage zur Zulassung zur Ausbildung war in schulischer Hinsicht die Elementarschule. Diesen Absolventen war es nicht gestattet, andere Tiere zu behandeln. Tierärzte hatten im Anschluss an eine Normalschulausbildung eine dreijährige Ausbildungszeit zu absolvieren, im Anschluss daran waren sie befugt alle Haustierarten zu behandeln. Zur dritten Kategorie, jenen Absolventen die sich Magister der Veterinärmedizin nennen durften, hatten nur promovierte Humanmediziner und Wundärzte mit Diplom Zugang. Ihr Ausbildungsziel kommt den heutigen Amtstierärzten und dem Lehrpersonal an Veterinärschulen gleich.¹²⁴

¹²³ Schreiber Josef/ Professorenkollegium der Tierärztlichen Hochschule (Hrsg). *Festschrift. 200 Jahre Tierärztliche Hochschule in Wien* (Wien 1968) S. 10

¹²⁴ Burtcher H., Die Veterinärmedizinische Universität Wien. Ein geschichtlicher Überblick (siehe www.vu-wien.ac.at) S. 3

Ein durchaus interessanter Umstand blieb jedoch bis in das erste Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts bestehen. Der gemeinsame Unterricht von Zivilstudenten und Angehörigen des Militärs. Erschien dieser Umstand auf den ersten Blick nicht sonderlich spektakulär, zeigt der zweite Blick eine für heutige Verhältnisse durchaus eigentümliche Situation. Während die zivilen Studenten durchwegs Hochschulreife besaßen, verfügten so gut wie alle aus dem Militär entsandten Kollegen lediglich über Volksschulbildung, waren meist ausgebildete Kurschmiede. Zeigten die Militärschüler auch überdurchschnittlichen Fleiß und Interesse an der Ausbildung, so stieß die gemeinsame Ausbildung mit abschließend gleichlautendem Titel bei den Zivilstudenten zusehend auf bitteres Unverständnis. Der schwelende Konflikt, der im November 1902 sogar zu einem viertägigen Streik führte, wurde drei Jahre später durch eine Trennung der Institute für Zivilisten und Militärärzte bereinigt.

Auf den letztlich entscheidenden Schritt in Richtung Hochschule mussten die Absolventen jedoch bis 1896 warten. Erst in den letzten Tagen besagten Jahres gab Kaiser Franz Joseph seine Zustimmung zur Aufwertung der Schule. Die Ausbildung erfuhr eine maßgebliche inhaltliche Verbesserung und die 1905 erfolgte Unterstellung in den Kompetenzbereich des K.u.k. Unterrichtsministeriums ebnete den Weg in „moderne Zeiten“. In Summe befand sich die Veterinärausbildung bis zum heutigen Tag 113 Jahre in militärischer, 128 Jahre in ziviler Verwaltung.¹²⁵

Die Beschäftigung mit den Erkrankungen von Haustieren, im Besondern mit jenen des Hundes, fand ab der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts stark steigende Bedeutung. Mit Einbezug von Hunden in den Militärdienst wurde auch die (Notfall)medizin für Diensthunde ein bedeutender Faktor.

In Deutschland widmete sich bereits lange vor dem Ersten Weltkrieg der *Verein für Sanitätshunde* der Ausbildung von Hunden für den Einsatz auf dem Schlachtfeld. Patronanz über diese private Vereinigung hatte der Großherzog von Oldenburg. Sinn der Ausbildung war die schwierige Bergung von Soldaten durch spezialisierte Hunde. Österreich folgte dem deutschen Beispiel zeitlich stark verzögert, bildete im europäischen Vergleich definitiv das Schlusslicht. Erst im Kriegsjahr 1914 wurde der *Österreichisch- Ungarische Polizei und Kriegshundeverein* ins Leben gerufen. Wie kompliziert dieser späte Beginn eines für die Bergung von Soldaten wichtigen Faktors sich gestaltete, zeigte ein hektischer Plakataufruf zu Beginn des Krieges.

¹²⁵ Burtscher H., Die Veterinärmedizinische Universität Wien. Ein geschichtlicher Überblick (siehe www.vu-wien.ac.at) S. 10

*„Besitzer von Polizeihunden! Die Kriegsverwaltung bedarf der Sanitäts- und Kriegshunde! Wir rufen euch auf, dieselben für diesen humanitären und patriotischen Zweck zur Verfügung zu stellen. Jeder gut dressierte Hund kann mehr als 100 Menschen das Leben retten oder bedeutet große Mannschaftersparnis. Anmeldungen von Hunden (schriftlich) an das Generalsekretariat des österr.-ungarischen Polizei- und Kriegshunde-Vereines Wien VII., Kirchengasse 41.“*¹²⁶

Welchen Bezug hatte nun summa summarum die zunehmend flächendeckende Gründung von Veterinärschulen zur Wissenschaft der Tierheilkunde als solche? Nach Durchsicht der Quellenlage zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts muss man den Anfänge des Hochschulbetriebs ein nüchternes Zeugnis ausstellen. Waren bis zu Beginn des Jahrhunderts meist ausschließlich Werke zu den Erkrankungen des Pferdes zugänglich, entstanden nun ab den dreißiger Jahren peu à peu erste Kompendien zu den Erkrankungen anderer Haustiere, vornehmlich des Hundes. Die ersten Werke hatten aber mit der Problematik zu kämpfen, dass unter Berücksichtigung der Tatsache dass die Beschäftigung mit kranken oder gar toten Tieren nicht angesehen war, das Gros der Studien vom Menschen direkt auf das Tier übertragen wurde. Dies brachte, nicht nur hinsichtlich einiger völlig unterschiedlicher tierischer Krankheitsbilder, massive Übersetzungsprobleme mit sich. Eine wohl dramatische Fehlinterpretation liegt im Bereich des Einsatzes von Heilmitteln vor. Jahrelange pharmazeutische Forschung sollte schon bald ein Auseinanderklaffen von Mensch und Tier- ja große Unterschiede zwischen den einzelnen Tierarten aufzeigen. Setzt man die Ergebnisse der Veterinärmedizin im neunzehnten Jahrhundert in Relation zu den Errungenschaften anderer Wissenschaften, so muss mit Fug und Recht betont werden, dass kaum eine andere Wissenschaft in derart kurzer Zeit, freilich begünstigt durch die Vorergebnisse der Humanmedizin, eine derart rasante Entwicklung nahm.

Im Zusammenhang mit der bedeutsam anwachsenden entstehenden Literatur ist im deutschsprachigen Raum mit Sicherheit *Ernst Friedrich Gurlt* bedeutender Rang einzuräumen. Seine zwischen 1821 und 1835 erschienenen Arbeiten zur Anatomie der Haussäugetiere bildeten für die kommenden Jahrzehnte einen solide erarbeiteten Grundstock für Studenten der Veterinärmedizin. Seine Arbeiten wurde komplettiert durch Studien zur Operationslehre und Missbildungen. Eichbaum verweist in seinem

¹²⁶ Hönel Alexander/ Tschachler Karin, *Das österreichische Militärveterinärwesen 1850-1918. Tierärztliche Tätigkeit zwischen Empirie und Wissenschaft* (Graz, 2006) S. 93

1885 erschienenen Werk *Grundriss der Geschichte der Thierheilkunde für Thierärzte und Studirende* sehr treffend auf den Zusammenhang zwischen expandierender Wissenschaft und reger Publikationstätigkeit.

„ Der Aufschwung der Veterinair- Wissenschaft seit etwa 50 Jahren zeigt sich am besten in der Zunahme und Verbreitung der periodischen Literatur, während vorher wohl Zeitschriften gegründet wurden, allein nach kürzerer oder längerer Zeit theils wegen Mangel an Material, theils auch wegen Mangel an Lesern wieder eingehen mussten.“¹²⁷

Für die im Rahmen dieser Arbeit behandelte Thematik ist die Tatsache interessant, dass es, wiederum auf den Britischen Inseln, um 1800 erstmalig detaillierte Literatur zu den verschiedensten Erkrankungen des Hundes gegeben hat. *Delabère Blaine*, ursprünglich Humanmediziner in Sussex, gilt als erster Autor zum Thema Pathologie des Hundes. Seine 1800 publizierte Darstellung *A concise description of the distempes in dogs with an account of an efficasions remedy for it*. Im Zentrum der Arbeit steht die, zum damaligen Zeitpunkt prekäre, Hundekrankheit Staupe. Blaine etablierte sich als Fachmann in patho- kynologischen Belangen. Im Jahr 1852 erschien, sieben Jahre nach seinem Tod, die bereits fünfte Auflage seines Werks *Canine Pathology*.¹²⁸

Einer weiteren sehr gefürchteten Krankheit, der *Wuth* (vgl. *Tollwut*) galt das Interesse seines Kollegen *William Youatt*, ebenfalls ursprünglich Humanmediziner. Youatt veröffentlichte im Jahr 1814 ein vielbeachtetes Werk zum Thema Wuthkrankheit.¹²⁹

Die Beschäftigung mit dem Tier als Individuum statt als reinem Forschungsobjekt, führte in weiterer Konsequenz auch zur schrittweisen Erkenntnis, dass tierisches Leben einen nachhaltig zu schützenden Wert darstellt.

¹²⁷ Eichbaum Friedrich, *Grundriss der Geschichte der Thierheilkunde. Für Thierärzte und Studirende* (Berlin, 1885) S. 181

¹²⁸ Eichbaum Friedrich, *Grundriss der Geschichte der Thierheilkunde. Für Thierärzte und Studirende* (Berlin, 1885) S. 219

¹²⁹ Eichbaum Friedrich, *Grundriss der Geschichte der Thierheilkunde. Für Thierärzte und Studirende* (Berlin, 1885) S. 220

5.3 Erste Schritte im Tierschutz: Von Lord Erskine zu Richard Martin und der Entstehung der „Society for the Prevention of Creuelty to Animals“ (SPCA)

Wie in vielen Bereichen wurde auch im Bereich des Tierschutzes der erste maßgebliche Grundstein auf den Britischen Inseln gelegt.

Der 1754 geborene Ire Richard Martin, Sohn vermögender Eltern, studierte in Cambridge Jura. Einer Weltreise, welche in vielerlei Hinsicht den Horizont erweitern sollte, folgte seine Entsendung in das Parlament als Abgeordneter für die Stadt Galway. Martin, im Besitze großer Ländereien, besaß wie den Kreisen üblich eine große Hundemeute. Martins kompliziertes wie frustrierendes Privatleben ergab eine stetig enger werdende Bindung an seine Hunde. Fortschreitend verbrachte er seinen Freizeit so gut wie ausschließlich in deren Begleitung. Diese, ihm so bedeutende Näh, sorgte jedoch zwangsläufig für üblen Spott in den (katholischen) irischen Adelskreisen, die sich der Leistung und Bedeutung ihrer Hunde zwar im Klaren waren, die eine derartige Zuwendung doch mit Kopfschütteln verfolgte. Erstes Dokument eines nachhaltigen Zusammenstoßes aus Gründen des Tierschutzes ist ein im Jahre 1783 ausgetragenes Duell zwischen Martin und einem lokalen Grundbesitzer namens Fitzgerald, der den Hund eines Freundes erschossen hatte.

Richard Martin verfügte aber nicht nur über Temperament und Passion, er konnte sich auch außerordentlich guter Kontakte rühmen. So zählten etwa König George IV., die Herzogin von Kent sowie deren Tochter, die spätere Königin, Viktoria zu seinem Bekanntenkreis. Martin galt als Musterbeispiel jenes Idealisten, dem zur Erreichung seines Ideals kein Weg zu weit, kein Mittel drastisch genug war.

Wie kompliziert eine gesetzliche Regelung zum Schutz der Tiere sein konnte, zeigt sich bereits an einem Pionier des Tierschutzes dem Schatzkanzler Lord Thomas Erskine. Sein im Jahre 1809 eingebrachter Gesetzesentwurf zum Schutz von Arbeitstieren gegen willkürliche Grausamkeit scheiterte kläglich.

War den ersten Gesetzesentwürfen zur korrekten Behandlung von Tieren in erster Linie der beißende Spott der Abgeordneten sicher, gaben weder Erskine noch Martin dennoch nicht auf.

Martins erneuter Vorstoß im Jahr 1821 scheiterte nur deshalb, weil der Schutz der Arbeitstiere auch auf Lastesel ausgedehnt werden sollte. Diese Ausdehnung ging vielen Parlamentariern doch entschieden zu weit.

Martin sicherte sich, zeitgleich zur Modifizierung seiner Vorlagen, systematisch die Unterstützung mächtiger Parlamentarier und bereits am 22. Juli 1822 triumphierte er mit einer ersten Gesetzgebung eines noch sehr vagen Schutzes von Tieren vor menschlicher Willkür. Das verabschiedete Gesetz bezog sich in erster Linie auf Pferde und andere große Arbeitstiere, nicht aber auf Hunde, Katzen und Esel.

Martin arbeitete unermüdlich im Hintergrund an einer ständigen Verfeinerung und Verschärfung bestehender Gesetze. Im Jahre 1824 fand in London die Gründung der *Society for the Prevention of Cruelty to Animals (SPCA)* statt. Richard Martin fand in dem Geistlichen Arthur Broome einen passionierten Mitstreiter. Die ambitionierte Vereinigung machte fortan Jagd auf Tierquäler. Wesentlich bedeutender als die Verhaftung von Straftätern war jedoch eine einsetzende Bewusstseinsänderung innerhalb der Gesellschaft. Tiere hatten plötzlich einen zunehmend verbesserten Stellenwert, bis dato stillschweigend tolerierte Vergehen rückten zunehmend in den Mittelpunkt hitziger Debatten.

Im Jahre 1835 entschlossen sich die Herzogin von Kent und deren Tochter Viktoria zu einem offiziellen Protektorat der SPCA. Ganz besonders Viktoria, die spätere Königin, zeichnete sich lebenslang durch ein großes Herz für Tier- nicht nur ihre eigenen – aus. Bereits 1840 durfte sich die Vereinigung der königlichen Patronanz erfreuen und diesen Titel auch offiziell führen.¹³⁰

Die Arbeit der Vereinigung hatte sich zum Ziel gemacht, offenkundigen Greultaten an Tieren ein schnelles Ende zu bereiten. Erste Maßnahmen richteten sich gegen die bis dato bei den unteren Schichten sehr populären Hundekämpfe.

Ein weiteres Ziel waren die noch im neunzehnten Jahrhundert sehr präsenten Zughunde. Hunde, vor kleine und große Karren gespannt, besaßen in der britischen Geschichte eine lange Tradition. Ob im ländlichen oder urbanen Bereich wurden diese Tiere zum Transport systematisch eingesetzt. Von Nahrungsmittelträger bis zu militärischer Ausrüstung- der Hund als Zugtier galt im neunzehnten Jahrhundert auch als verbreitetes Nutztier.

Der Hund galt in mehrfacher Hinsicht als ideales Zugtier. Einerseits galt er zum einen als sehr gelehrt und loyal, andererseits wusste man aber auch seine Wachsamkeit zu schätzen, die im Falle eines versuchten Diebstahls der transportierten Ware zu gute kam.

Ganz allgemein bietet die nähere Betrachtung des Phänomens Zughund Einblick in eine Vielfalt sozialer Probleme, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Haltung

¹³⁰ vgl. Coren Stanley, *The Pawprints of History, Dogs and the Course of Human Events* (New York, 2002), Ritvo Harriet, *The Animal Estate: The English and other Creatures in Victorian Age* (London, 1887), Duffy Maureen, *The Hijacking of the Humane Movement* (London, 1992)

dieser Tiere stand. Der Hund als Zugtier war seit jeher günstige Alternative für all jenen Gewerbetreibende, die sich die Anschaffung und Haltung eines Pferdes oder Maulesels nicht leisten konnten. Die Zughunde waren meist Teil des Familienverbands, lebten mit der Familie auf engstem Raum. Schlechte Ernährung der Hunde war oftmals (auch hier gab es Ausnahmen) Spiegel der schlechten finanziellen Situation der Familie. Hatte der Hund tagsüber körperlich harte Arbeit zu verrichten, diente er vielen bitterarmen Familien als wärmende Körper.

Die ambitionierten Bestrebungen der SPCA zielten auf eine völlige Abschaffung von Zughunde, gleichgültig wie diese gehalten wurden. Eine Vielzahl parlamentarischer Petitionen zeichnete ein Bild roher Gewalt gegen diese Hunde. Gegenläutende Stimmen, dass mit der generellen Abschaffung dieser Hunde eine ganze Erwerbsgruppe vor dem finanziellen Ruin stünde, die Zukunft von tausenden Hunden ungewiss wäre fanden bei den Tierschützern kein Gehör. 1839 erfolgte ein erster Gesetzesbeschluss welcher die Haltung von Zughunden im Umkreis von 15 Meilen der Londoner Charing Cross Station verbot. Wiederum blies der SPCA ein rauer Gegenwind ins Gesicht, Parlamentarier wie namhafte Journalisten warnten eindringlich vor einer Verelendung bereits nahezu mittelloser Erwerbstätiger die, ihrer Zughunde beraubt, in die Illegalität oder den Ruin getrieben würden. Erstmals mahnten sogar jene Stimmen, die zuvor nicht auf Seiten der Tierschützer standen vor der drohenden Gefahr eines Massenmordes an illegalen Zughunden und deren Welpen. Allesamt ohne Erfolg- wenig später gab eine wissenschaftlich völlig haltlose Behauptung Lord Broughams, Zughunde wären für den Anstieg der Tollwut in städtischem Gebiet verantwortlich, den Ausschlag für ein Verbot aller Lastenhunde. Dass die Hauptargumente hierfür Aggressionen der Tiere gegen Menschen (natürliches Verteidigen der Ware gegen Fremde!) und Schaum vor dem Mund (verstärkter Speichelfluss durch übermäßige Belastung!) völlig falsch interpretiert wurden und die bestellte Untersuchungskommission maßgeblich aus Sympathisanten der SPCA bestanden zeigen ein traurige Seite im Kapitel Tierschutz auf. Wie es Gegner der der Vereinigung befürchtet hatten sollte es kommen. Innerhalb weniger Tage nach Inkrafttreten des Gesetzes wurden allein im Großraum London mehr als 20.000 Hunde getötet. Jene Hunde, die dem Tod entkamen trieben sich als Streuner durch die Städte und wurden aus diesem Grunde ebenfalls getötet.

Mit einem Schlag wurde eine ganze Berufsgruppe der Kleinhändler ihrer Erwerbsgrundlage beraubt. In ihrer Not und Verzweiflung spannten Inhaber von Hundewagen die eigenen Kinder vor den Karren. Waren die Vertreter der SPCA dennoch von dem Erfolge für die Zukunft der Hunde beseelt, konnten sie die schockierenden Zahlen nicht ignorieren.

In Zusammenhang mit diesen dramatischen Vorkommnissen ist auch die, zu Beginn höchst umstrittene, Gründung der ersten Tierheime zusehen. Einzelpersonen, die das Leid der unfreiwilligen Streuner nicht mit ansehen konnten setzten sich vehement für die Schaffung erster Auffangstationen ein.¹³¹

In diesem Zusammenhang stellt sich spätestens an dieser Stelle nun die Frage weshalb sich die britische Oberschicht so intensiv mit dem Schutz von Tieren beschäftigte, in Sachen Schutz der Kinder oder Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen der Unterschicht jedoch eher zögerlich bis ignorant vorging. James Turner bezeichnet in seinem Werk *Reckoning with the beast-Animals, pain and humaity in the Victorian Age* durchaus ambivalente Motive des Adels.¹³² Übertrieben erscheinende Sentimentalität im Umgang mit Tieren trifft auf scheinbare Ignoranz menschlichen Leids. Um die recht simple Lösung dieser modernen Frage zu finden, bedarf es einer zeitgenössischen Antwort. Die für das viktorianische Verständnis alltägliche Vorstellung eines höheren Gerichts, einer Rechenschaft nach dem Tode verlangte nach „guten Taten“, einem gottgefälligen, mildtätigen Leben. Die Auswahl der Betätigungsmöglichkeiten war für den Adel durchaus gesellschaftlich beschränkt. Ein bisschen Wohltätigkeit hier- ein wenig Unterstützung da, für großes Engagement fehlte aber in jeder Hinsicht Zeit und Wille. Armut wurde ignoriert, im besten Fall bedauert- irgendwie hatte jeder seine Los gezogen und dies galt es zu meistern. Wie konnte man nun mildtätig wirken, sich seine Nachtruhe aktiv verdienen ohne mit verdreckten Kindern oder dubiosen Sozialisten in Berührung zu kommen? Die Lösung hieß Tierschutz. Wie schön ließ sich doch das engagierte Eintreten zwischen Tee und Dinnerparty arrangieren, keine quälenden Bilder unterernährter Kinder, kein Zusammentreffen mit Kranken in überfüllten, verdreckten Spitälern.

War die Tierschutzbewegung also lediglich ein Feigenblatt einer ignoranten Gesellschaft? Ich möchte diese Frage mit einem klaren Jein beantworten. Mit Sicherheit war der Schutz gequälter und geschundener Kreaturen vielen Pionieren des Tierschutzes ein echtes und ernstes Anliegen. Idealisten der ersten Stunde setzten Geld, Zeit und ihren Ruf auf Spiel um Tieren eine lebenswerte Zukunft zu sichern- unter meist höhnischem Gelächter. Mit den ersten Erfolgen kamen- wie immer- die ersten Gönner. Da sich Tauben gerne zu ihresgleichen gesellen, kann sich eine populäre Idee/ Bewegung immer über regen Zulauf erfreuen- je ausgefallener desto besser. Legen wir diese Voraussetzung auf die Tierschutzbewegung des viktorianischen Zeitalters um, so ergibt sich folgendes Bild. Ersten Verfechtern der Idee folgten schon

¹³¹ vgl. Coren Stanley, *The Pawprints of History, Dogs and the Course of Human Events* (New York, 2002), Ritvo Harriert, *The Animal Estate: The English and other Creatures in Victorian Age* (London, 1887), Duffy Maureen, *The Hijacking of the Humane Movement* (London, 1992))

¹³² vgl. Turner James, *Reckoning with the beast- Animals, pain and humaity in the Victorian Age* (Baltimore/London, 1980)

bald eine kleine Gruppe wahrhaft Interessierter. Ihnen allen gemein war ein weitgehend sentimentales Tierbild und eine meist vollkommene Unkenntnis der Lebenssituation von Gebrauchstieren (und jene ihrer Besitzer!) Passionierte Tierliebe in Kombination mit pseudo-sozialer Orientierung des Adels bildete eine finanzkräftige wie einflussreiche Allianz. Diesen sentimental Pionieren folgten schon bald all jene, die sich mittels ihrer Teilnahme an der Tierschutzbewegung ein willkommenes Mäntelchen karitativer Betätigung zulegte, welches ihnen den direkten Weg zu einer Absolution „danach“ verhieß. Somit stellte für eine beträchtliche Anzahl von Menschen die Wohltätigkeit im Sinne der Tiere ein durchaus probates Mittel dar, sich durch beträchtliche Spenden und Aufruf zur Wohltat gegenüber Tieren von jeweilig anderer-notwendiger (!) sozialen Betätigung freizukaufen. So bedauerlich dies auch ist- diese Tradition hat sich lückenlos bis unsere Tage herüber gerettet.

Summa summarum möchte ich aber der Tierschutzbewegung kein nachhaltig vordergründiges Motiv bescheinigen. Ist jede Bewegung wenngleich nur so positiv wie ihr schlechtester Trittbrettfahrer, so darf man in diesem Zusammenhang – aus Sicht der Tiere- kein allzu schlechtes Bild zeichnen. Der Kritik, Privilegierte und Wohlhabende hätten ihre Zeit wohl besser mit der Bekämpfung von Armut, Kinderarbeit und Krankheiten verbracht begegne ich mit ein wenig misanthropischer Distanz.

Kontinentaleuropa, im Allgemeinen sowie Süd- und Osteuropa im Speziellen, hinkten dieser Entwicklung maßgeblich hinterher. Erste, vage formulierte Tierschutzgesetze folgten dem britischen Beispiel. So erreichten erste Tierschützer 1837 in Deutschland, 1842 in Norwegen, 1846 in Österreich und die Schweiz, 1850 in Frankreich , 1859 in Italien 1860 in den Vereinigten Staaten von Amerika, 1867 in Belgien und Luxemburg, 1871 in Russland und in 1889 Finnland erste maßgebliche Erfolge.

Diese ersten Gesetzte zum Schutz von (Arbeits)Tieren waren dennoch nur ein erster, bescheidener Schritt auf einem langen Weg, der bis dato nicht abschlossen ist.

So wurde in der Strafgesetzgebung der Deutschen Reiches erst mit dem Jahre 1871 jenen mit Strafen bis zur Höhe von 50 Talern oder einer Haftstrafe gedroht, welche

„(...) öffentlich oder in Ärgernis erregender Weise Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt.“¹³³

¹³³ vgl. Brehm Peter, *Dein Hund im Recht* (Köln, 1980) S. 59

Dieser Umstand erscheint im gesamteuropäischen Kontext als mehr oder weniger fortschrittlich, droht man hier erstmals explizit einem Menschen Freiheitsentzug als Strafe für konsequent rohe Tiermisshandlung an. Dieser Umstand erscheint mir als insofern als interessant, als gesetzliche Forderungen im Bereich des Strafrechts im Idealfall einem kollektiven sittlichen Empfinden folgend, den gesetzlichen Rahmen für die Regelung definierter Abweichungen darstellen. Folglich werde Gesetze einer toleranten und liberalen Gesellschaft nicht gegen diese sondern im Einklang mit ihr geschaffen. Nun könnte an dieser Stelle über die Toleranz und den Liberalismus im Deutschen Reich wie auch der Habsburgermonarchie eine durchaus gerechtfertigte Diskussion beginnen, deren Ausführung jedoch den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Wichtig erscheint mir in diesem Zusammenhang lediglich die Tatsache, dass das angel-sächsische Vorbild allein nicht ausreichend gewesen wäre um eine neues Gesetz im zentraleuropäischen Raum zu verabschieden. Hierzu bedurfte es einerseits eines gewachsenen Bewusstseins um die Würde des Tieres und dessen zu definierenden Rechte, andererseits eines latenten Drucks seitens der Bevölkerung welche politisch Verantwortliche erst zum Vorschlag und Ausarbeitung brachte.

Dieser Schritt dem Lebewesen Tier wieder schrittweise zu jenen Rechten zu verhelfen, welche ihm über die Jahrhunderte hin abhanden gekommen waren, zeigt uns aber zweierlei: Einerseits das menschliche Bedürfnis ein bestehendes Unrecht graduell abzuschwächen

(mehr war die Tiergesetzgebung des neunzehnten Jahrhunderts bei allem Wohlwollen nämlich nicht) und stellt zum zweiten die Frage nach deren Ursache. Weshalb beschäftigt sich der Mensch mit dem Lebewesen Tier und schafft mit Ende des neunzehnten Jahrhunderts, spät aber doch, einen legislativen Sperriegel für übelste Tierquälerei?

Die Beantwortung dieser Frage führt uns mehr oder minder direkt zum Thema meiner Arbeit: Der Sentimentalisierung der Mensch Tier Beziehung, und jener des Hundes im Speziellen. Die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts befand in dessen letztem Drittel im Umbruch. Erstmals in der Geschichte der modernen Welt wurde sich der Mensch direkt seiner Gegensätzlichkeit zur Technik bewusst, machten ihn rasante (Fortschritte in Wissenschaft und Technik nicht nur stolz sondern auch sprachlos.

Ich wage zu behaupten, dass wenige Perioden zuvor und danach in derartig komprimiertem Zeitrahmen, vergleichbare Umwälzungen im Leben der Menschen brachten.)

Im tiefsten Inneren war und ist der Mensch jedoch über all die Jahrtausende seiner beeindruckenden Evolution vor allem ein geblieben: ein hochentwickeltes Tier.

Es ist eine der vielen Faszinationen des Lebens, dass Tiere, in unterschiedlicher Art und Weise, mehr oder weniger schnell auf Veränderungen reagieren. Ihnen allen ist jedoch der Umstand gemein, dass es mehr als nur eines Knopfdrucks bedarf und einen oftmals langwierigen Anpassungsprozeß nach sich zieht.

Dieses Bewusstsein zu tragen und zu verbergen stellt eine der großen Herausforderungen des Menschen dar. Herausforderungen bedingen jedoch eine Auseinandersetzung mit sich selbst und der Umwelt. Dieser Prozess fand in konzentrierter Weise gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts statt. Die Konfrontation Mensch- Maschine brachte eine durchaus spannende Konsequenz. Die (unbewusste) Suche nach Verbündeten in einer sich verändernden Welt. In dieser Situation fand eine unerwartet herzliche Annäherung an die entfernten animalischen Verwandten statt- unerwartet in erster Linie für die Majorität der Tiere. Lediglich jene die in engstem verband mit dem Menschen lebten, wie es in meinem Beispiel etwa Hunde sind, mochten die schrittweise Änderung spüren. Ihnen brachte zu Lebzeiten auch eine veränderte Gesetzeslage wenig. Waren sie in guten Händen bedurfte es dieser Schutzgesetze nicht, im gegenteiligen Fall bedeuteten Strafen für deren Halter nur ein Sühne für irreversible Schmerzen oder einen zu frühen Tod.

Wenn also Tierschutzgesetze, so deren Umsetzung auch kontrolliert und Zuwiderhandlungen bestraft wurden, faktisch dem gequälten Individuum wenig hilft, so ist ihm ein Faktor mit der allgemeinen Gesetzgebung gemein: Die Definition von Recht und Unrecht per Gesetz und damit , zumindest theoretischer Schutz vor Willkür und Perversion.

Letzeres führt mich unweigerlich zu einer weiteren Skurrilität des Themas Tierschutz. Eine verschärfende Änderung des Tierschutzes in Deutschland fand bezeichnender Weise im Jahr 1933 statt. Mit dem Reichstierschutzgesetz vom 24. November 1933 fand erstmals der bis dahin untergeordnete Ansatz gesetzliche Bedeutung, dass es unzulässig war ein Tier ungerechtfertigt zu quälen oder es roh zu behandeln. Dies stellte eine richtungsweisende Änderung dar. Nicht weil es anstößig war ein Tier zu quälen und es damit die guten Sitten verletze, es dem Menschen Unbehagen bereitete Zeuge eines ungleichen Kampfes zu sein. Es ging erstmals in der Geschichte der Neuzeit um die Vermeidung von Schmerzen im Sinne des Tieres. Zur Untermauerung dieser Forderung wurden eine Anzahl von Sonderregelungen diesem Gesetz beigelegt ebenso kam es zu einer Erhöhung des Strafmaßes bis zu einem halben Jahr oder einer drastisch erhöhten Geldsumme.

Auf den Umstand dass einerseits ein definitiv fortschrittliches und von Respekt dem Individuum Tier geprägtes Gesetz verabschiedet wurde, zeitgleich jedoch an der Ausarbeitung menschenverachtender Ideologien geefeilt wurde, entbehrt nicht eines gewisses Maß an Erstaunen. War der deutsche Weg der dreißiger Jahre ein nationaler Sonderfall und muss als solcher betrachtet und bewertet werden, oder bedarf die Aufwertung des Tieres einer graduellen Abwertung des Menschen? Ich würde beide Fragen (vorsichtig) mit Ja beantworten. Die Tierschutzdebatte war ein gesamteuropäisches Anliegen, dass je nach Region, Religion und den damit verbundenen Traditionen unterschiedliche Ausprägung erfuhr. Es wäre ungerechtfertigt den deutschen Tierschutz als eine Erfindung der Nationalsozialisten mit hochgezogenen Brauen zu missbilligen. Ich würde diese Entwicklung lieber als Ergebnis unter anderem folgender Faktoren bezeichnen. Deutschland befand sich gegen Ende der zwanziger Jahre wirtschaftlich wie ideologisch in desaströser Situation, war jedoch noch wie vor eingebunden in ein sozialpolitisch unruhiges Europa. Die europäische Tierschutzfrage war demnach auch ein deutsches Thema mit einer jedoch nicht unerheblichen Abweichung. Im Untergrund der Weimarer Republik wurde bereits eifrigst an einem neuen Staatsmodell geefeilt. Deutschland wollte sich abheben, unterschieden und dies sollte auch aller Schrecklichkeit gelingen. Aber wer ein Produkt verkaufen will wird sich hüten die Nachteile zu Beginn anzupreisen. Es sollte ein gefälliges Produkt sein dass den eigenen Leuten präsentiert wurde. Ein Mosaik deutscher Großartigkeit und Fortschrittlichkeit, deren schlecht verborgenen Wurzeln jedoch tief im Barbarischen steckten. In dieses Bild einer fröhlichen, gesunden und positiven Gesellschaft passte der Schutz des Tieres hervorragend ins Bild.

Wie sah diese Entwicklung aber im praktischen Umfeld- in jenem des individuellen Züchters und seiner Kunden aus?

Was blieb war ein zunehmender emotionaler Gegensatz zwischen Züchtern und deren Käufern, der weniger im Bereich der Gebrauchshunde, sondern vielmehr im Kreise der Luxushunde von Bedeutung war. Das späte neunzehnte Jahrhundert zeigte eine durchaus ambivalente Gruppe von Züchtern und deren Kunden, sowie einer assoziierten Anzahl von Veterinären, die im rationellen Aspekt traditionell der Züchterschaft verbunden waren, in zunehmender Folge sich aber den finanziellen Aspekten übermäßiger Tierliebe nicht verschließen wollten.

Die Thematik überzähliger Welpen war kein Thema für die mehr oder weniger zart besaitete Klientel jener, die sich mit er Anschaffung eines Luxushundes trugen. Sie hatte für deren Entscheidung für oder wider eine bestimmte Rasse ja auch keinen kausalen Zusammenhang. Ware die gesellschaftliche Position des Hundes zu Beginn

des Jahrhunderts auch noch weit von späteren Auswüchsen entfernt, konnte und wollte man einem potentiellen Käufer keine Details über die Tötung von gesunden Welpen vermitteln, welche ohnehin als überzähliges Material im Sinne einer nicht optimierten Produktion verstanden wurden. Diesem Umstand trug einer gesellschaftlichen Vorstellung tierischer Wertigkeit Rechnung, die zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auf einem historischen Tiefpunkt stand, demnach eine Aufwärtsbewegung erwarten ließ.

Wer nun diese Betrachtung als antiquiert oder gar archaisch brutal anmutet, dem sei als Vergleichswert der Aufhebung dieser Regelung in Österreich zur weiteren Reflexion an Herz gelegt. Bis in die 80er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts war die Entledigung überzähliger Welpen still akzeptierter usus, die jeweiligen Grenzzahlen fielen Verantwortlichkeit der einzelnen Rasseverbände. Es erscheint mir von großer Bedeutung darauf hinzuweisen, dass es hinsichtlich Aufrechterhaltung dieser Regelung eben so wenig wie zu deren Aufhebung gesetzliche Vorschriften gab, die Entledigung überzähliger Welpen demnach voluntär obligatorisch, also freiwillig geschah.

Es war also keineswegs eine der großen Errungenschaften einer internationalen Tierschutzbewegung, die als ein weiteres Kind der neunzehnten Jahrhunderts dieser ethisch bedenklichen Tötung gesunder Tiere Einhalt gebot. Die Abschaffung dieses „kynologischen Herdodesbefehls“ war demnach der Kumulationspunkt eines über alle bisherigen Maße angewachsenen Sentimentalisierung des Hundes, dessen Leben nun vom ersten Tag an geschützt werden sollte und dessen Tötung nur mehr als pathologisch rechtfertigende „Endlösung“ dienen sollte.

Es war ein langer Weg vom Zuchtmaterial Tier zu vorgenannter Erkenntnis. Es ist die Ambivalenz der Zwischenspanne die diese Beziehung prägt und typisiert und den Schluss zulässt, dass die Sentimentalisierung der Mensch – Hund- Beziehung keineswegs alle Bereiche dieser Gemeinschaft erfasst noch jemals betraf.

Als weitere Illustration vorgenannten Züchtungseifers möchte ich wiederum jene zwei Hunderassen in Spiel bringen, welche mich durch diese Arbeit begleiten: Die Familie der Britischen Vorstehhunde sowie die Familie der Retriever. Beide Hunderassen gehören zu den weltweit beliebtesten Hunderassen, sind von Klischees behaftete Träger einer Fülle von Assoziationen und: Sie gehören definitiv nicht zu den sogenannten „alten“ Hunderassen Europas, gelten beide als Züchtungen des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts.

5.4 Auswirkungen der Bestrebungen Ignaz Franz Castellis & die Gründung des Wiener Tierschutzvereins

Die heimische Entwicklung des Tierschutzes ist eng mit der Person Ignaz Franz Castellis (1781-1862) verbunden. Castelli, mehrfach begabter Künstler, wirkte als Schauspieler, Theaterdirektor und Schriftsteller. Bekannt und in nachhaltiger Erinnerung ist er jedoch weit weniger aus künstlerischen Überlegungen, denn aus der Tatsache heraus, dass er im Jahre 1846 als Gründer des *Wiener Thierschutz Central Vereins*, dem historischen Vorläufer des Wiener Tierschutzvereines, bis zum heutigen Tage hohes Ansehen genießt. Haben wir im Rahmen dieser Arbeit stets die Perspektive des mehr (privilegierten) Rassehundes erläutert, so muss im Rahmen dieser Arbeit auch ein Blick auf die Situation jener Hunde geworfen werden, die auf Grund ihrer Abstammung keine Sonderbehandlung erwarten durften. Das Schicksal der abertausenden Mischlingshunde in den Städten Europas des neunzehnten Jahrhunderts füllt wahrlich keine elegischen Bände. Der Adel- so er jemals jene Gegenden passierte, in denen diese Tiere vegetierten – stets auf der Flucht vor Häschern dunkelster Motive- verschloss hier nur gerne seine Augen und rief sich die endlosen Wiesen der eigenen Güter korrigierend vors Auge- wie geschaffen für die eigenen, privilegierten Tiere. Wie hätte die Aristokratie auch tierisches Unrecht bewerten sollen, wahre wenn ihnen sogar das Leid der Armen in den Städten besser verborgen blieb? Das Übermaß welches nur den privilegierten von Gotte Gnaden zuzustehen schien, wurde hier auch auf das Tierreich projiziert. Wiederum treffen wir auf jene bedeutsame Verschränkung zwischen Besitz und Verpflichtung. Instinkthafte Verleugnung einer unbequemen Realität gehörte in der Aristokratie zur jahrhunderte langen „Lebens“praxis. Sich eine Welt, deren soziale Kälte das eigene Glück trüben könnte, zu Recht zu biegen war tradierte Praxis. Wenn *caritas* als christliche Pflicht gelebt wurde, dann bitte ausgewählt, definiert und im besten Fall öffentlich. Wie hätte eine Gesellschaft deren Fuß niemals die schmutzigen Vororte, ja kaum die öffentlichen Plätze bei Nacht und Nebel betreten hat auch wissen können um die Not derer, die erst nur zu gerne Blicke der funkelnden Oberschicht mieden. Wollte man sich schon nicht mit den mittelosen Unterschichten beschäftigen, so mit Sicherheit nicht mit dem dreckigen Straßenhund. Somit finden wir uns im Verlauf des neunzehnten Jahrhundert- vor allem bis zur Jahrhundertmitte mit einer eigenartigen Zwiespältigkeit konfrontiert, welche die Thematik dieser Arbeit noch Schärfer in Kontrast setzt und den zwingen Untertitel „(...) *Unter besonderer Berücksichtigung einiger ausgewählter (Jagd)hunderassen*“ besser verstehen lässt.

Ob Wien, Berlin oder London – das neunzehnte Jahrhundert zeigt zu seiner Mitte allen Ort ähnliche Strukturen eines gewaltigen Bevölkerungszustroms. Industriearbeiter strömten in die Städte und deren unmittelbares Umland. Wo Mann gegen Mann um sein tägliches Überleben zu kämpfen hatte, war der Umgang mit Hunden nicht unbedingt zimperlich. Wenige, geduldete, Ausnahmen- wie etwa Wirts- und Fleischhauerhunde fristeten ein bescheidenes Dasein fern vom Glanz ihrer edlen aristokratischen Kollegen.

Einem Zuviel an Hunden in den Städten begegnete man allerorts schnell mit Haltungsbeschränkungen- am Wirksamsten in Verbindung mit beträchtlichen Steuerabgaben. Wien zeigte sich in dieser Hinsicht wenig konzilient- und vom viel besungenen goldenen Wienerherz war zur Mitte des Jahrhunderts herzlich wenig zu erkennen. Wer seine Steuer nicht begleichen konnte- dem wurde das Problem mittels *Wasenmeister* erleichtert, - Abholung und Vertilgung des Hundes innerhalb einer gesetzten Frist von drei Tagen(!)-inbegriffen. (All jenen, welche heute so vehement die rohe Behandlung von Tieren im Asiatischen Kulturkreis kritisieren sei gesagt, diese war vor knapp 150 Jahren vor der eigenen Haustüre- so diese nicht in einem Palais - wohl kaum weniger grausam. Waren finanzielle Nöte und unzureichender Platz zum einen schon ein grausames Regulativ, so sollten Tollwutepidemien in den europäischen Großstädten zum Herodezurteil für eine Vielzahl gesunder Hunde werden.

1841 wurden im Verlauf einer dieser Schübe mehr als 700 Hunde (gesunde wie vermeintlich kranke) innerhalb eines Monats in Wien getötet.¹³⁴

Ein durchaus drastisches Problem entwickelte sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts aber durch gerade eben beschriebene Haltungsbeschränkungen für Hunde. Hundebesitzer welche diesen Auflagen nicht nachkommen konnten oder wollten, entledigten sich Ihrer Tiere. Damals wie heute wurden unbequeme Hunde ausgesetzt- mit dem Unterschied dass aufgegriffene Hunde zum damaligen Zeitpunkt einem sicheren wie grausamen Tod geweiht waren.

6. Der Hund in Kunst & Literatur des neunzehnten Jahrhunderts

6.1. Prosa und Lyrik

Wie sich die Naturwissenschaft dem Thema Hund in ausgiebigem Masse gewidmet hat, so finden wir vor allem im neunzehnten Jahrhundert eine wahre Flut von Lyrik wie Prosa in welchen der Hund erstmals nicht Symbol oder Mittler sondern Akteur ist.

Um diese Entwicklung interpretieren zu können, bedarf es einer kurzen Rückschau. War das Tier in den verschiedenen Märchen und Legenden noch ein dem Menschen

¹³⁴ vgl. Wertheim Zacharis, *Versuch einer medizinischen Topographie von Wien* (Wien 1810)

gegenübergestelltes eigenständiges Lebewesen, verschiebt sich mit der Fabel der Schwerpunkt eindeutig in Richtung Mensch. Das Tier wird hier bereits oftmals vermenschlicht dargestellt, positive wie negative Wesenszüge transportieren Botschaften die vom Tier ausgeführt, jedoch dem Menschen zugeordnet sind.¹³⁵

Im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts finden wir nicht nur eine beachtliche Anzahl verschiedener literarischer Werke, die den Hund thematisieren- so etwa Marie von Ebner- Eschenbachs Novelle *Krambambuli* oder Virginia Woolfes *Flush*.

Flush zeigt in überaus sensibler Prosa den Wechsel eines Spaniels von seiner ureigensten Landleben in die Metropole London, wo er an der Seite der kränklichen Dichterin Elisabeth Barrett Browning ein Leben in meist abgedunkelten Salons, führt letztendlich seine geliebte Besitzerin überdies mit ihrem Ehemann zu teilen lernen muss. Wiederholt wird die Anpassungsfähigkeit des Hundes, sein beständiges Gefallenwollen, als „Verständnis“ für menschliche Bedürfnisse interpretiert. Diesem Umstand ist in weiterer Folge der Weg abertausender Jagdhunde von ihrer ursprünglichen Verwendung in unzumutbare, wenn auch von Luxus überschüttet Verhältnis zuzuschreiben.

„Spaniels sind von Natur aus einfühlsam; *Flush* legte, wie seine Geschichte beweist, ein gerade zu exzessives Verständnis für menschliche Gefühle an den Tag.“¹³⁶

Flush zeigt in kaum erreichter Art und Weise den Widerspruch zwischen dem natürlichen und dem artgerechten Leben eines Jagdhundes und den sentimentalischen Wünschen eines Stadtmenschen, einen Teil der Natur in Person eines treuen und anhänglichen Lebewesens an seiner Seite zu haben. Schon immer hatten Stadt- und Landleben Vor- und Nachteile. Unberührte Natur, Abgeschiedenheit, mitunter tief verwurzelte Traditionen auf der einen Seite- Rückständigkeit, Mangel an kulturellen- wie gesellschaftlichen Abwechslungen auf der anderen - urbanes Leben, technischer Fortschritt – kultivierte Natur und Häusermeere auf der anderen Seite. Es wäre der Mensch nicht Mensch hätte er auf die Optimierung seiner Wünsche nicht höchsten Wert gelegt. Der Roman zeigt in subtiler Form die Unvereinbarkeit eines erfüllten Landlebens für einen kleinen Jagdhund und dem Leben als geliebtes „Anhängsel“ eines Stadtmenschen. Das langjährige Zusammenleben von Mensch und Hund hinterlässt auf beiden Seiten Spuren- Barrett Browning formuliert die Annäherung wie folgt

¹³⁵ vgl. Franke E., *Gestaltungen der Tierdichtung*, Dissertation (Bonn, 1934)

¹³⁶ Woolfe Virginia, *Flush. Eine Biographie* (Frankfurt, 1993) S. NN

„Ihr Gesicht mit dem breiten Mund und den großen Augen und den schweren Locken. Auseinandergerissen zwar, doch in ein und demselben Model gemacht, ergänzte vielleicht ein jeder von beiden, was im anderen nur schlummerte.“¹³⁷

Flush stellt mit all seinem Facettenreichtum für mich – trotz allem - eine stille Anlage in Richtung Jagdhunde und Stadtleben dar.

Für die Thematik dieser Arbeit von nachhaltigem Interesse ist die im neunzehnten Jahrhunderts verstärkt aufkommende sentimentale Tiergeschichte. Verpackt in Prosa oder Lyrik rückt das Tier mit seinen Gefühlen und Ängsten, seinem Leid und Leidenschaften ins Zentrum der Handlung. Von Ferdinand Avenarius (*Der Hund*), Peter Altenberg (*Der leidenschaftliche Pudel*) bis Theodor Fontane (*Elfis Rollo*) zeigte sich eine zunehmende literarische Herzenswärme dem Individuum Hund gegenüber.

*„Wir knieten um dich, alle im Rund,
Und keiner dachte: hier stirbt nur ein Hund-
Du stolzes Tier, du lieber Gesell,
Noch einmal war dein Auge hell,
Jetzt strecktest du dich, ganz vornehm und groß,
Dann sank dein Kopf in meinen Schoß.*

*Und wie ich dir leise die Haare strich,
Als junges Geschöpf wieder sah ich dich:
Als tollenden, übermütigen Tropf,
Im Maul einen großen Blumentopf.
Sah, wie ich dich ins Haus gebracht,
Und wie sie über dich gelacht.
Deine dummen Streiche schwebten vor mir,
Und wie du lerntest, du kluges Tier,
Sah wedelnd deine sprunghaften Sehnen
Zu edelschlanken Gliedern sich dehnen.
Und sah dich, wie du, Schritt um Schritt,
Wohin wir gingen, gingst du mit,
Fidel mit frohem Mut
Und tierlich uns tröstend, ging's nicht gut.
Dann, wie du einst schlimm erkranktest, Hund,*

¹³⁷ Woolfe Virginia, *Flush. Eine Biographie* (Frankfurt, 1993) S. 107

Und wie wir uns sorgten: wirst du gesund?-
Ja, damals ward uns allmählich klar,
Was langsam as dir geworden war ...
Was war es doch? Du bliebst ja Tier,
Und doch mit einem verkehrten wir,
Der sah aus deinen Augen her,
Steckte im Tiere und war doch mehr-
Als träumte da noch irgendwer drin,
Kam nur nicht aufwärts zum wachen Sinn,
Ein Rechter und Guter, der wollt' empor,
Doch wie ein Druck lag ihm was vor:
Ein Fühlen blieb er, dunkel doch heiß,
„Kannst du mich erlösen?“ fragt' er leis
Und war doch zufrieden und gab sich zur Ruh-
Und tief drinnen, der warst erst du!

Warst halt als nächster zu mir gesellt,
All der andern in Wald und Feld,
All des stumm Brüderlichen umher
In Wies und Busch und Luft und Meer-
Der großen Seele, die alles trägt,
In dir schlug und in uns noch schlägt ...

Und neben der Tür zu unserem Haus
Heben wir dir dein Lager aus.
Schlafe da ruhig! Ein junger Fant
Nimmt dir die Wache ab. Doch kommt über Land
Mal recht was Böses und will hinein:
Ich wie, wirst du am Platze sein.“ ¹³⁸

Avenarius unterstreicht in seinem Gedicht ein sehr deutliches Bild eines Menschen der sich im Zweifel hinsichtlich des hündischen Wesens an sich ist. Vom niedlichen Welpen, dem sich der Mensch mit augenzwinkernder Toleranz einem kleinen Tier gegenüber nähert zum intelligenten Partner, der wortlos die Taten seines Herrn begleitet, ja antizipiert. *Avenarius* nähert sich der alles beherrschenden Frage, wie viel trennt den Menschen vom Hund, wie viel Mensch ist im Tier – wie viel Tier in Menschen. Das Zugeständnis einer Form von Seele, die Tier und Mensch eint und in

¹³⁸ *Avenarius Ferdinand, Der Hund In: Stapel Wilhelm, Avenarius Buch. Ein Bild des Mannes aus seinen Gedichten und Aufsätzen* (München, 1916) S. 39f.

weiterer Folge die Klammer zu einem allumfassenden Eins darstellt wird greifbar. Während im Mittelteil die grenzüberschreitende Frage wie ähnlich sind Mensch und Tier einander, dominiert, wird am Beginn des Gedichts die Zuwendung zum geliebten Tier als solches ausgedrückt und stellt wie das Ende die Zweischichtigkeit der Mensch– Hund- Beziehung mit all ihren offenen Fragen dar. Dem geliebten Hund kommt, wiederum, die Position des treuen Wächters dar, einem Beschützer über die Zeit hinweg.

Somit stellt *Der Hund* ein für das späte neunzehnte und frühe zwanzigste Jahrhundert typische literarische Reflexion einer sentimentalischen Beziehung dar, die bis auf ein schwach rationales Element den Autor zu überwältigen scheint und dieser sich der Emotion für ein Tier nicht schämt.

Markant ist in allen Texten, die mehr oder minder unverhohlene Kritik an der menschlichen Kälte, zumindest aber einer über weite Strecken nicht ausreichenden Wertschöpfung dem „besten Freund des Menschen“ gegenüber.

Ein definitives Meisterwerk hinsichtlich des Versuchs sich in die Gedanken und Gefühlswelt des Hundes hineinzusetzen ist mit Sicherheit Heimito von Doderers *Puntschi kommt auf den Hund*. Mit der Schilderung der Todesängste des kleinen Hundes hebt Doderer den Hund auf menschliches Niveau an.

„(...) Da kam plötzlich eine Wärterin. Sie nahm Puntschi aus dem Käfig und trug ihn- auf den Hof. Puntschi war ganz reglos, gab keinen Ton von sich. Nur in seinen Augen war ein schreiender Ausdruck. Da war der Verschlag in dem das Hündchen so traurig gestandne hatte: der Verschlag war jetzt leer. Und plötzlich stürmte etwas auf Puntschis Nase ein und er wußte augenblicklich was es war: Die Kiste! Hier irgendwo musste sie sein. Er krümmte sich vor Todesangst. Schritte kamen. Die Wärterin drehte sich herum, Puntschi zog sich zusammen und schloss die Augen (...)“¹³⁹

Besonders im angelsächsischen Raum finden wir eine wahre Flut von Abbildungen herrschaftlicher Jagd- und Gesellschaftshunde. Kaum eine adelige Familie lies es sich nehmen im Rahmen ihrer geliebten Hunde porträtiert zu werden. Auf diesem Wege wurden viele, zuvor lediglich in elitären jagdlichen Kreis gerühmte Hunde über die Grenzen weg bekannt. Portraits von Jagdhunden stellten somit eine erste visuelle Visitenkarte jener Hunde dar, die schon bald als Importe den Kontinent eroberten

¹³⁹ Schmidt- Dengler, Wendelin (Hrsg.) *Heimito von Doderer, Die Erzählungen* (München, 1972) S. S. 239f.

sollten. Die Vision des englischen Landadeligen, dessen elegantes Leben in stilvollem Ambiente galt dem europäischen Adel als Vorbild. Wurden nicht nur die Selbstinszenierung dessen Art die reichhaltige Freizeit auf deren aufwendigen Landgütern zu leben imitiert, so zeigte der Wunsch auch dessen edle Jagdhunde zu besitzen durch deren Portraits nachhaltige Wirkung. Imposante Begleithunde- wenn auch nicht ausschließlich Jagdhunde- zeigten etwa die Gemälde Sir Edwin Landseers.

6.2 Die Tierkarikatur im neunzehnten Jahrhundert

Eine für das neunzehnte Jahrhundert typische wie überaus beliebte Kunstform war die Karikatur. Ihre Renaissance im zentraleuropäischen Raum wäre ohne eine Lockerung des bereits angesprochenen Verhältnisse nicht möglich gewesen, vice versa bedingte die zunehmend beliebte Karikatur eine Vertiefung der Auseinandersetzung mit der Thematik Mensch- Tier, im Besonderen hinsichtlich einer Zuwendung zum Hund. Auf harsche Kritik stießen die in erster Linie die zur Jahrhundertmitte entstandenen Bildreihen des französischen Zeichners Grandville vor allem in jenen Schichten, die traditionell dem althergebrachten Weltbild einer strikten Trennung von Mensch und Tier verhaftet waren. Ebenso ablehnend standen große Kreise der Kirche diesen Bildern gegenüber, die in amüsanten Schärfe die Ideen der Brüder Carracci aufgriffen, die Ende des sechzehnten Jahrhunderts zum Vergnügen reicher Bologneser Bürger, diese als Hunde, Esel oder gar Schweine porträtierten.¹⁴⁰ Grandville und die Brüder Carracci trennte jedoch mehr als knappe zwei Jahrhunderte. Zwischen ihnen lag die rigorose Trennung von Mensch und Tier eines Rene Descartes, wenn der Zeitpunkt der Veröffentlichung seiner ersten Holzschnitte unmittelbar vor dem Erscheinen Darwins *The Origin of Species* im Jahre 1859 lag. Grandville war somit auf künstlerischem Gebiet eine Art Wegbegleiter des großen Naturwissenschaftlers Darwin.

Die Karikatur verstand sich als Medium intellektueller Kritik und wurde als diese instrumentalisiert. Als Vehikel gegen Engstirnigkeit und Ablehnung eines entstehenden neuen Weltbildes, durften die Zeichnungen vorpreschen und waren gedacht der Kritikerschaft einen schonungslos entstellenden Spiegel der eigenen Unzulänglichkeit und Borniertheit vorzuhalten.

Wer mit Grandvilles Zeichnungen bereits in Konflikt geraten war und mit Darwins Theorien nichts anzufangen wusste, wurde schon wenig später offen brüskiert. Hatten

¹⁴⁰ vgl. Baur Otto, *Bestiarium humanum. Der Mensch- Tier - Vergleich in Kunst und Karikatur* (München, 1974) S.55f.

viele gehofft mit den Schriften Darwins wäre ein einmaliger Höhepunkt blasphemischer Angriffe auf die etablierte Form des Anthropozentrismus eingetreten, deren Wellen langsam verebben und mit ihnen die ketzerischen Ideen einer Weltsicht verschwinden, die den Menschen in seiner Vormachtstellung bedrohte und ihn als Teil einer Entwicklung sah Anfang das Animalische stand. Dieser Alptraum christlicher Schöpfungsgeschichte endete jedoch keineswegs mit einem vernichtendem Urteil über Charles Darwin, er war ihr Beginn.

Kurze Zeit später thematisierte der Philosoph Ernst Haeckel Darwins Theorien und verschärfte die Tonart um einiges:

„Was uns Menschen selbst betrifft, so hätten wir also konsequenterweise, als die höchst organisierten Wirbeltiere, unsre uralten gemeinsamen Vorfahren in affenähnlichen Säugetieren, weiterhin in känguruhartigen Beuteltieren noch weiter hinauf in der sogenannten Sekundärperiode in eidechsenartigen Reptilien, und endlich in noch früherer Zeit, in der Primärperiode, in niedrig organisierten Fischen zu suchen.“¹⁴¹

Es war ein Zusammenspiel von flammender Kritik einerseits und frecher Zeichnung andererseits, die der Karikatur des neunzehnten Jahrhunderts enorme Bedeutung zukommen ließ. Sie war Trägerin einer bildhaften Form schärfster satirischer Kritik an bestehenden Vorstellungen einer dogmatisch tabuisierten Schöpfungsgeschichte, die von Darwin zertrümmert von einem zusehend kleiner werdenden Kreis verbissen verteidigt wurde.

Die Karikaturen von Honoré Daumier, in erster Linie die berühmte *Deux chasseurs altéré* aus dem Jahre 1859, trafen tief ins Zentrum all jener, die Darwins Theorien beharrlich ablehnten und die Verwandtschaft zwischen Tier und Mensch leugneten.

Die Symbolik der beiden Jagdkameraden, Mensch und Hund, die vereint im Durst aus einer Wasserlacke trinken, enthüllt schonungslos die Nähe der Kreaturen zueinander, ja sie lässt die Grenzen völlig verschwimmen. Mensch und Hund auf allen Vieren, den Hinterteil gegen Himmel gereckt; kaum ein anderes Bild hat jemals die Parallelen Mensch Tier schonungsloser aufgezeigt.

Habe ich in Virginia Woolfs *Flush* bereits auf die Ähnlichkeit zwischen Mensch und Hund in augenzwinkernder Art und Weise verwiesen, so legt die Tierkarikatur in dieser Hinsicht noch eine Spur nach. Vom bloßen Vergleich ausgehend, wird besonders bei den Karikaturen *Olaf Gulbranssons* und *Adolf Oberländers* das Element der Vermenschlichung einerseits bedient, andererseits über die dem Menschen so

¹⁴¹ vgl. Baur Otto, *Bestiarium humanum. Der Mensch- Tier - Vergleich in Kunst und Karikatur* (München, 1974) S.55ff

nahegekommenen Partner Hund zwischenmenschlichen Probleme thematisiert. Besonders in Gulbrandssons Karikatur *Der vornehme Hund* aus dem Jahr 1908 verschwinden die Grenzlinien zwischen domestiziertem Tier und unterjochtem menschlichen Partner. Das Bild liefert auch für meine Thematik einen interessanten Aspekt. An der Seite einer vornehmen, fülligen Dame der Gesellschaft, trabt ein sichtlich frustrierter Windhund. Wie elegant diese imposanten Hunde in der Realität aussahen ist auf vielen Abbildungen Kaiserin Elisabeths zu sehen- wie trostlos das Luxusleben der Stadt aber de facto für diese Hunde sein konnte. Die Karikatur lässt sich somit nicht nur im herkömmlichen Sinn interpretieren, sie lässt durchaus auch einen Vergleich im Zusammenhang der Thematik dieser Arbeit zu. Der vermenschlichte, sentimentalisierte Hund gerät somit zu einer Karikatur seiner selbst. In eine andere Kerbe, wenn auch nicht weniger sarkastisch schlägt Adolf Oberländers *Herr und Hund* aus dem Jahr 1879. Die optische Angleichung von Herr und Hund ist weniger ein Fingerzeig á la *Flush* denn ein deutlicher Seitenhieb auf die Lehren Darwins im Sinne einer nicht zu leugnenden Nähe zwischen Mensch und Tier.¹⁴² In jedem Fall zeigt die Kunstform der Karikatur sehr deutlich eine Entwicklung auf, die im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert bereits soweit gediehen war, dass sich angesehene Künstler der Thematik annahmen. Der (Jagd)Hund war dem Menschen so nahe gerückt, ihm bis in die vornehmsten gesellschaftlichen Bereiche gefolgt, das er in verschiedensten Abbildungen – und auch Karikaturen, bereits ein allgemein bekanntes Sujet bediente. Wäre die Abbildung von Mensch und Hund etwas ungewohntes, die Situationen und Vergleiche völlig Ungewohnt, wäre die Doppeldeutigkeit der Karikatur unmöglich zu transportieren gewesen.

7. Von Luxus- & Gebrauchshunden

Die in diesem Kapitel behandelte Unterscheidung, bildet eine Ausgangsposition für jene divergent verlaufende Entwicklung, die unser heutiges europäisches Hundebild prägt. Wenn ich in diesem Zusammenhang von „Europa“ spreche, komme ich nicht umhin geöffnete Grenzen zu verschieben und weit eher von einem Europa der Mentalitäten und Kulturen, denn einem nationalstaatlichen Gebilde. Einflüsse wie Religion und Philosophie, Kultur und Tradition zeichnen zu unterschiedlichen Teilen verantwortlich für ein mehr oder weniger enges Verhältnis zum Tier, im Besonderen dem Hund. Es ist unumgänglich im Besonderen der Religion hier eine bedeutende

¹⁴² vgl. Brackert Helmut/ Van Kleffens Cora, Von Hunden und Menschen. Geschichte einer Lebensgemeinschaft (München, 1989) S. 197ff.

Rolle einzuräumen. Es wäre zu profan, einfache Schlüsse aus dem Umstand zu ziehen, dass gerade in protestantischen Ländern der Hund seit einen höheren Stellenwert besitzt. Viel eher erscheint mir eine Kombination aller zuvor genannten Faktoren führend in der Meinungsbildung und Haltung jener Kulturen zu sein, die jene Hunde der weder der Gattung Gebrauchs- noch Luxushund angehören schlichtweg als entartet und minder bezeichneten.

Was verstand man also im neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts unter dem Oberbegriff Gebrauchs- und Luxushund und weshalb war es so wichtig eine Trennlinie zu formulieren?

Ab der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erlebte die Reinzucht verschiedenster Hunderassen enormen Aufschwung. Eine Vielzahl neuer oder wieder aufgenommener Züchtungen nahm ihren Weg von England aus auf den Kontinent. Bis ins letzte Drittel des Jahrhunderts beschränkten sich lokale Züchter in Deutschland sowie Österreich–Ungarn auf die unmittelbaren Nachfrage nach Gebrauchshunden für Jagd, Schutz- und Polizeidienst sowie Hütehunden. Einen begrenzten Anteil machten auch jene Hunderassen aus, welche zeitgenössische als Luxushunde bezeichnet wurden. Es waren in erster Linie Adlige, die als Pioniere neue Rassen aus England ins Land brachten– oftmals waren die ersten nationalen Vertreter einer Rasse Geschenke einer Adelsfamilie an einen weiteren(verwandten) Adeligen.

Dieser Umstand blieb auch dem Großbürgertum nicht verborgen, folglich entbrannte ein Wettlauf darum, wer als erster in den Besitz einer Neuzüchtung gelangen konnte. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts verzeichnen wir bereits eine Vielzahl neuer Hunderassen, deren Züchtungsziel mitunter um Einiges entfernt vom tatsächlichen Einsatz des Tieres lag. Zwar mussten Züchter, wie in jeder andere Berufszweig der an der Entwicklung von Prototypen arbeitet, mitunter herbe Rückschläge hinnehmen, doch das ausgehende neunzehnte Jahrhundert gilt zu Recht als Blütezeit neuzeitlicher Hundezucht. Es bedarf diese besondere Faszination zu verstehen, um Zugang zu jener Stimmungslage zu erlangen, die Mittel und Westeuropa in dieser Zeit erfasste. Die Besonderheit hierin liegt in dem Umstand, dass der Hund, seit Jahrtausenden bekannt, nicht eben gerade erst entdeckt worden. Viel mehr war er Jahrhunderte lang in eng definierten Positionen zu finden. Einen Rassehund zu besitzen, bedeute fast ausnahmslos diesem Hund vorweg eine Aufgabe zugedacht zu haben, deren Erfüllung sein Dasein auch legitimierte. Dies mochte einerseits seine Mithilfe bei der Jagd, dem Schutz von Haus und Hof oder die Unterstützung im täglichen Leben, wie es etwa Zughunde waren, sein. Eine Ausnahme in dieser Hinsicht stellten seit jeher die adeligen Schoßhündchen dar. Deren Bestimmung war es jedoch immer, den jeweiligen

Besitzer zu begleiten und ihm unter anderem die Möglichkeit zu bieten, über Dressurkunststücken und Possierlichkeiten die Sorgen all jener zu verdrängen, deren Angesicht sie nur zu selten sahen.

Die Luxushunde der vergangenen Jahrhunderte sind die legitimen Ahnen all jener Hunde, die heute als Partner, Kind und Lebensinhalt fungieren- damals wie heute emotional überfordert und in ihrer Persönlichkeit im seltensten Falle wahrgenommen oder verstanden.

Die Fülle neuer Hunderassen und das stark zunehmende Interesse an diesen veranlasste wiederum von England ausgehend Autoren aus verschiedensten Motiven heraus in dieser Richtung zu publizieren. Eine den neuen Rassen durchaus ebenbürtige Flut an Ratgebern, Lexika, Manifesten und Vereinsgründungsstatuten überschwemmte den Markt- und fand reissenden Absatz. Im Zeitalter des Bildungsbürgertums konnte und wollte sich keine kynologisch Interessierte leisten, nicht auf letztem Stand zu sein. Die Zucht von Rassehunden war in höchsten Kreisen schlichtweg Trend und Thema selbst in feinsten englischen Salons. War man im deutschsprachigen Raum zunächst vornehm betreten ob der Vielzahl von angelsächsischen Neuzüchtungen und fühlte sich in Besonderen in Jägerkreisen ob der offensichtlichen Qualität heimischer Hunde unverstanden, zogen Kynologen aller Regionen zeitlich verzögert durchaus mit und stimmten, wie nachstehendes Zitat aus dem Jahre 1902 zeigt, in den Kanon jener ein, die den neuen Rassen faszinierte Lobeshymnen sangen.

„(...) Zu Ende der siebziger Jahre, waren wir mit Hundekäufen hauptsächlich auf das Ausland, speziell England, angewiesen und naturgemäß erstreckte sich damals auch das Interesse unserer Hundeliebhaber auf Rassen des Auslandes, da eben unsere deutschen Rassen noch nicht so durchgezüchtet waren wie sie es heute sind.“ ¹⁴³

Das Interesse an neuen Rassen war also groß, noch größer jedoch die Unkenntnis darüber. Waren vor allem Rassehunde bis dato in den Händen jener, die ihre Ausbildung bereits von Welpentagen an auf ihrer Verwendung hin ausrichteten,

¹⁴³ Ilgner Emil, *Gebrauchs- und Luxushunde* (Magdeburg, 1902?)S. 1

gelangten zusehends Hunde aus jagdlichen Züchtungen in private Hände, ebenso wie Hütehunde Eingang in Häuser fanden, deren Schutz bereits Heerschaften anderer innehatten.

Die ersten Ratgeber und kynologische Schriften hatten demnach zweierlei im Sinn. Die Sichtung und Bestandsaufnahme national existenter Hunderassen einerseits sowie deren Beschreibung und Eignung andererseits. Die Autoren wurden nicht müde zu erwähnen, dass es nicht allein die Schönheit des Tieres sein dürfe, welche den Ausschlag für deren Anschaffung biete. Es sei in erster Linie die Verwendung des Tieres die als Maßstab zu gelten hätte.

Dem Oberstleutnant Emil Ilgner, welchem auch spätere Referenz im Rahmen dieser Arbeit gilt, fasst in seinem zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts erschienen Buch „Gebrauchs- und Luxushunde“ folgende im deutschsprachigen Raum populäre Rassen beispielgebend zusammen:

1. Gebrauchshunde

Hannoveranischer Schweisshund
Bayrischer Gebirgsschweisshund
Deutsche Bracke
Dachsbracke
Deutscher kurzhaariger Vorstehhund
Württembergischer Vorstehhund
Weimaraner Vorstehhund
Deutscher langhaariger Vorstehhund
Drahthaariger Vorstehhund
Pointer
Englischer Setter
Gordonsetter
Irischer Setter
Dachshund
 a) glatthaariger Dachshund
 b) langhaariger Dachshund
 c) rauhaariger Dachshund
Zwergteckel
Foxterrier
Englischer Windhund
Wellhaariger russischer Windhund
Schottischer Hirschhund

2. Grosse Luxushunde

Deutsche Dogge
Leonberger
Neufundländer
St. Bernhardshund

3. Mittलगrosse Luxushunde

Airdale Terrier
Black and Tan Terrier
Boxer
Bullterrier

Dalmatiner
Deutscher Schäferhund
Deutscher, langhaariger Pinscher
Deutscher, rauhaariger Pinscher
Dobermannpinscher
Englischer Bulldogg
Pudel
Spitz

4. Kleine Luxushunde (Damenhunde)

Affenpinscher
Black and Tan Toy Terrier
Glatthaariger Zwergpinscher
Griffon bruxellois
Japanischer Chin
Malteser
Mops
Rauhaariger Zwergpinscher
Schipperke
Seidenspitz
Windspiel
Yorkshire Terrier
Zwerg Bulldogg
Zwergspaniel
Zwerpudel

Ilgner spricht in seinem Werk durchaus die Vormachtstellung Britanniens in der internationalen Kynologie der Jahrhundertwende an, kritisiert jedoch mit welchem sturem Eigensinn Blutauffrischung etwa im Bereich der deutschen Vorstehhunde abgelehnt wurden und der heimischen Linien, wider allen Regeln des Formwertes höchste Auszeichnungen zu teil wurden. Der Hintergrund dieser Haltung lag weniger im deutschen Eigensinn begründet, denn ist er auf Seiten nationalen Dünkels zu suchen. Der Grund hierfür lag weitaus mehr in der Tatsache begründet, dass die Form der Jagd in Mitteleuropa andere Voraussetzungen und Anforderungen an den Jagdhelfer Hund stellte als etwa in Großbritannien. Ein Gros der deutschen Jäger mussten mit einzig einem Jagdhund ihr Auskommen finden, das Führen verschiedener Hunderassen, je nach Jagd- oder Wildtypus gestaffelt nicht üblich. Das Augenmerk des deutschen Jägers galt dem spröden Allrounder, elegante Importe wurden zu Ende der 70er und 80er Jahre mitunter noch stark belächelt und geschmäht. So gelang es dem ursprünglich aus Spanien stammenden englischen Pointer kaum gegen den beliebten Deutsch Kurzhaar anzutreten. Die deutsche Kynologie war in eigentümlichem Eifer bestrebt, jede Ähnlichkeit mit englischen Vorstehhunden aus den deutschen Linien

herauszuhalten, musste später jedoch zur Kenntnis nehmen, dass englische Einkreuzungen unbestreitbar zum Wohl der Rasse beigetragen hatten.

An dieser Stelle möchte ich auf die späten siebziger und achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zu sprechen kommen. In diesem Zeitraum befand sich die deutsche wie österreichische Kynologie im Umbruch. Heimische Rassen erfüllten überwiegend die gestellten Anforderungen der im Gebrauchshundewesen wie auch als Schutz- und Arbeitshunde. Diese zweckgebunden trainierten, wie eingesetzten Tiere bestachen wohl durch ihre Arbeitsleistung und Treue, entsprachen jedoch zusehends nicht dem Wunsch nach optischer und gesellschaftlicher Akzeptanz. England galt im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert als Heimat eleganter Naturverbundenheit. Die Lebensart des britischen Landadels wurde detailverliebt kopiert und adaptiert; England war in Mode und mit ihm seine Hunde.

Englische Jagdhunde waren das erklärte Ziel des deutschen Adels und des vermögenden Bürgertums. Waren zwar Raum und Zeit für deren Ausbildung vorhanden, so stießen die euphorisch herbeigesehnten Importe im Jagdeinsatz zusehend auf Probleme, die durchaus vorhersehbar gewesen wären. In diesem Zusammenhang muss gesagt werden, dass der britische Landadel, in seiner Zusammensetzung ebenso wie in dessen gesellschaftlicher Akzeptanz, weder ein deutsches noch österreichisches Pendant gehabt hatte, welches durch ähnliche Lebensumständen eine analoge Form der Hundehaltung- und Wertung ermöglicht hätte. Die Integration des Hundes in Jagd und Alltag war in England vollzogen und umgesetzt. Der Rassehund erfuhr eine, seit der Antike nicht mehr vergleichbare Wertschätzung und Verehrung, die seine Reinzucht weiter forcierte. Eine der Wurzeln dieser Entwicklung stellt eine, zur kontinentaleuropäischen Form unterschiedliche, Form der Jagdausübung dar, welche in untrennbarem Zusammenhang mit der Position des Hundes im Jagdbetrieb steht. Im angelsächsischen Raum lag der Schwerpunkt der Hundearbeit nicht auf einem einzelnen Tier, das in präziser Allroundarbeit dem Jäger zur Hand geht. Hier lag das Interesse in der Zucht und Ausbildung von einseitig begabten Spezialisten, die im Zusammenspiel mit anderen Rassehunden eine Form der Jagd ermöglichten, die im Idealfall für jede Wild- und Jagdart, ja sogar für einzelne Abschnitte einer Jagd, unterschiedliche Rassen zum Einsatz brachte, die einander in perfektem Zusammenspiel ergänzten und somit ein harmonisches Bild einer naturnahen Jagd boten.

Dieser gravierende Unterschied sollte die Jägerschaft über viele Jahrzehnte beschäftigen und ich komme nicht umhin zu bemerken, dass englische Jagdhunde bis heute in direkter Konkurrenz mit heimischen Allroundern geringere Akzeptanz seitens der Jägerschaft erfahren.

In dieser Problematik liegt auch der Weg des englischen Jagdhundes vom Gebrauchshund hin zum Luxushund begründet, ein Weg der ihn vom ursprünglichen Zuchtziel Jagd in temperierte Salons und gepflegte Gärten führte. Es war der Wunsch Natur zu bezähmen, zu verändern und zu besitzen, der dieser Entwicklung den Weg ebnete. Die vom Menschen bewunderte Eleganz des Tieres in der Ausübung seiner Arbeit, verstärkte den Wunsch diese Hunde zu besitzen, wohl wissend, dass ihnen diese Arbeit nicht immer geboten werden konnte. Ließ in Jägerkreisen die Nachfrage nach den eleganten Exoten schon bald nach, um so mehr interessierten sich jene dafür, denen der Hund nicht Teil ihrer Arbeit in freier Natur war, sondern diese erst mit sich ins Haus bringen sollte. Der Wunsch einen Vertreter dieser neuen Rassen zu besitzen entsprang einem kollektiven Drang ins Freie, der wieder entdeckten Lust am Ursprünglichen. Was wäre einfacher gewesen als einen jener Hunde zu holen, deren Wesen um vieles sanfter erschien. Waren die englischen Jagdhunde, in erster Linie die Vorsteher und Apportierer, wie Setter und Retriever, an mangelnder Wildschärfe in der Gunst der heimischen Jäger gescheitert, so war es gerade diese Eigenschaft, die sie für einen Salonhund geeignet erscheinen ließ.

7.1 Exkurs : Das Jagdhundewesen in Österreich- Ungarn

Wie in vorangegangener Aufstellung bereits ersichtlich, wird ein beachtlich großer Anteil von Rassehunden den verschiedensten Jagdhundeklassen zugeordnet. Selbst im hochtechnisierten einundzwanzigsten Jahrhundert sehen Landesjagdgesetze den Einsatz von Jagdgebrauchshunden zwingend vor. Dieser Umstand alleine sollte zu denken geben. Kommen in heimischen Revieren heute bereits überwiegend modernste Präzisionsgeräte in der Bejagung des Wildes zum Einsatz, herrscht nach Jahrhunderten der Zusammenarbeit von Mensch und Hund immer noch höchster Bedarf. Geht man nun von der Tatsache aus, dass im ausgehenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhundert, sowohl Jagdoptik wie Schusswaffentechnik noch in den Kinderschuhen steckte, wird der flächendeckende Einsatz von Jagdhunden umso verständlicher. Die frühen Tage der Schusswaffe im Jagdgebrauch waren jedoch auch gekennzeichnet durch eine beachtliche Anzahl unkundiger Schützer. Gemäß einem alten Jägerspruch, dass keine Macht der Welt vermag eine abgefeuerte Kugel zurückzuhalten, war Diana den Jägern nicht immer hold. Es lag demnach oftmals am Hund krank geschossenes Wild ausfindig zu machen und ihm einerseits unnötiges Leid zu ersparen, andererseits war Wild kostbar und sollte nicht unentdeckt verrotten.

Um die Bedeutung der Beziehung Jäger – Jagdhund in seinen für unsere Thematik relevanten Bezügen verstehen zu können, bedarf es eines kurzen Rückblick hinsichtlich der Entwicklung der Jagd in unseren Breiten und der damit untrennbar verwobenen Jagdgesetzgebung. Ist die Jagd, vornehmlich auf Hochwild, bis in unsere Tage im allgemeinen (Volks)gedankengut noch tief verwurzelt als Privileg einer gutsituierten Minderheit, so beweist ein genauerer Blick, auch mit Hinblick auf regionalen Unterschiede, eine durchaus homogen verteilte Streuung quer durch fast alle Gesellschaftsschichten. Dies stellte einen beachtlichen Unterschied zu vergangenen Jahrhunderten dar.

Waren im Römischen Reich, gemäß den Schilderungen Salusts, noch Sklaven mit der Bejagung des Wildes befasst, kann hierdurch wohl ein gewisser Rückschluss auf eine mangelnde Wertschätzung der Jagd erfolgen. Die Weiterentwicklung und zunehmende Bedeutung der Jagd hing untrennbar mit der Differenzierung gesellschaftlicher Gruppen zusammen. Wird das Ausmaß persönlicher Rechte und Freiheiten als Gradmaß gesellschaftlicher Wertigkeit verstanden, verdeutlicht sich auch die Lösung eines Jagdrechtes von Grund und Boden hin zu einem Recht der Freien und Mächtigen. Eine daraus resultierende Konsequenz war somit das Privileg Einzelner auch auf fremdem Grund und Boden zu jagen. Sprechen wir vom Recht zu Jagen impliziert dies in jedem Falle das Recht zur Bejagung von Hochwild, welches dem hohen Adel vorbehalten war. Dem niederen Adel und dem Grundbesitzer konnte somit durchaus das Recht auf die Bejagung niederen Wildes, wie etwa Raub- oder Federwild erhalten bleiben.

Gemäß der jeweiligen Stellung der Fürsten ging das Jagdrecht mitunter vom Stand der Freien direkt auf die Krone über. Somit besaß der König das übergeordnete Jagdrecht innerhalb eines Landes. Fortan galt das Jagdregal durchaus als legitimes Element königlicher Gewalt, galt für selbige Jagdgebiete königlicher Bann. Welch enorme Bedeutung dieses Jagdrecht darstellte, zeigen die überaus drastischen Strafen für Bannbruch und Wilderei von der Blendung bis hin zur Todesstrafe.

Die Mittelalterliche Jagd galt in zunehmendem Maße nicht mehr ausschließlich der Nahrungsbeschaffung, sondern war zu einem Privileg der obersten Stände geworden, ebenso wurde sie jedoch auch zur körperlichen Ertüchtigung für den Soldaten verwendet. In dieser Entwicklung ist bereits deutlich eine beginnende Dekadenz der Jagdausübenden erkennbar. Jagd und gesellschaftliche Anerkennung waren fortan untrennbar verbunden und wurden mit übermäßigem Pomp prunkvoll inszeniert. Niemals wieder in der wurde eine ebenbürtige Hochblüte der Jagd erreicht, die Anzahl der im Jagdbetrieb involvierten Personen erreichte ihren absoluten Höchststand. In erster Linie galt die Vorliebe Hetzjagden sowie der Beizjagd.

Schwerpunkt der Hetzjagden galt dem Hasen, Hirsch, Schwarz- und Raubwild.

Betrachtet man unter diesen Umständen eine im Mittelalter sehr gebräuchliche Jagdart, die sogenannte Heckenjagd, in dessen Verlauf in die Enge getriebenes Wild zu erschlagen wurde, liegt die Vermutung nicht weit, dass es hier kaum Raum für großes Gefühl gegen über Tieren gab. Auch in der Literatur des Mittelalters ist über weite Strecken vom „erschlagen“ des Wildes die Rede.

Kamen im Rahmen der herrschaftlichen Hetzjagden wohl eine Vielzahl von Hunden zum Einsatz, so dürfen wir diese Hunde nicht in gleicher Stellung zu jenen Tieren der späteren Zeiten sehen, die als einzelne Individuen ihren Herrn zur Jagd begleiten. Jene Meuten, die hier zum Einsatz kamen, stellten lediglich eine Gruppe erfahrener Jagdbegleiter dar- ihr Individualität löste sich innerhalb der Gruppe auf und wurde lediglich als Gesamtbegriff „Meute“ bezeichnet und angenommen. Vielfältig waren ihre Einsatzbereiche und Rassen in der Jagd auf Schwarzwild oder hinter Rot- und Rehwild, ihnen gemein war eine derbe wie grobe Natur- ihre Schärfe war maßgeblich für den Jagderfolg ihrer Herrn.

Das Mittelalter war in jedem Fall, auch im jagdlichen Bereich, ein Zeit des Übermaßes. Karl der Grosse war sich seines Jagdregals in hohem Maß bewusst. Seine Jagdleidenschaft war ebenso ungezügelt wie grausam. Bereits zu diesem Zeitpunkt gilt das Tier als Gegenstand dessen sich der Mensch ungeachtet jedweiliger Rücksicht zu seinen Gunsten bedienen durfte. Karl schien in seiner Leidenschaft einem Krieger gleich. Unbeirrt in seinem Rechtsglauben verwurzelt, wurde zusammengetriebenes Wild scharenweise erlegt, Wilderei drakonisch bestraft. Diese Zweiteilung zwischen Jagdrecht und Unrecht konnte drastischer nicht sein. Im Sinne dieser Entwicklung wird deutlich, dass sich die Jagd des Mittelalters stets zwischen den beiden Extremen, einem archaischen Jagdtrieb und dem steten Bemühen diesen Trieb in kultivierte Bahnen zu lenken steht, in weiterer Folge aber niemals den mythischen Faktor einer Mensch- Wild Beziehung außer acht lässt.

Karl dem Großen lag die Jägerei derart am Herzen, dass er , abgesehen von seiner eigenen ungezügelten Leidenschaft, der Jägerschaft eine strenge Ausbildung vorschrieb und in weiterer Folge die Jäger zu einem eigenen Stand erhob. Mit der Bildung einer obersten Verwaltungsebene bestehend aus vier Oberjägermeistern und einem Falknermeister, schuf er die Grundlagen für ein einheitliches Jagdrecht, samt tradierter Sprache.

War das Geschlecht der Babenberger zwar der Jagd mitnichten abgeneigt, so brachte es nicht jene Persönlichkeiten hervor, welchen der Sinn stets nach Wald und Wild zu

trachten schien. Vergleicht man in diesem Zusammenhang deren Geschlecht mit jenem der Habsburger, so ist man bereits durch die Jagdpräsenz- und Passion von Maximilian I., Erzherzog Johann oder Franz Joseph I. erstaunt.

Kaiser Maximilian, als letzter Ritter bezeichnet, war aber ebenso Brückenbauer zur Neuzeit. Dies lässt sich sehr anschaulich bereits an der Wahl seiner Waffen erkennen. Mittelalterlich noch der Armbrust verbunden, nutzte er sie meisterlich als Jagdwaffe. Andererseits hegte er großes Interesse für moderne Waffengattungen. Seine große Liebe galt ebenfalls der Jagd in mitten jener Natur, welche er tief verehrte und wertschätzte. Maximilian I. galt zu Recht als Vorbild seiner Zeit. Von Bedeutung ist seine Vorliebe für die Einzeljagd im Gebirge. Dennoch blieb er auch Hetz- und Beizjagd traditionell verbunden. Maximilian war nicht nur der letzte Ritter, er war auch der letzte Kaiser dem es gelang Unsummen für die Erhaltung seines unermesslich großen Jagdapparates aufzubringen. Geht man davon aus, dass es dem Herrscher gestattet war überall zu jagen, dann nimmt es nicht wunder, dass die Bezahlung und Bereitstellung von Jägern, Oberjägern, Falknern, Forstmeistern, Hundemeistern, Knechten und vielen mehr ebensolche Unsummen verschlangen wie es Bauern unerträglich wurde durch Hundelege, Nachtquartier belastet zu sein und sich regelmäßig als Treiber zur Verfügung zu halten.

Zunehmend wurden Jagdrechte auch an Untertanen abgetreten, dies geschah jedoch meist mit dem Hintergedanken, dass jene welche sich durch Überpopulation des Wildes, welche eine Spätfolge mittelalterlicher Wildhege war, in ihrer landwirtschaftlichen Existenz bedroht sahen, für ihre Zukunft selbst zu sorgen hatten. Aktiv unterstützt wurde die Bauernschaft durch den niederen Klerus, passive Anerkennung zollte der selbst von der Hohen Jagd ausgeschlossene niedere Adel.

Kaiserin Maria Theresia war in vielerlei Hinsicht eine höchst ungewöhnliche Frau. Interessant ist in jedem Fall der Umstand, dass gerade eine Frau, die sich in keinsten Weise als unersättliche Weidkameradin verstanden hat, der Jagdgesetzgebung und somit in weiterer Folge auch dem Hundewesen eine neue Richtung zu geben vermochte. Dieser Umstand ist auch weniger damit verbunden, dass es ihr ein jagdliches Anliegen gewesen wäre denn eine Verbindung aus ambivalente Mischung von Zeitgeist und Gefühl. Maria Theresia, selbst aktive Teilnehmerin an Beizjagden, hasste vordergründig jagdliche Brutalität in jeder Form, in hohem Maße gegen Rotwild. Als bezeichnend erscheint mit der Umstand, dass sie eine Jagd im Marchfeld abbrechen ließ in Zuge derer an die siebenhundert Stück in einen Fluss getrieben werden sollten um der hochherrschaftlichen Jagdgesellschaft deren Abschuss zu

erleichtern. Der Gesellschaft war es gleich, sie verschoben die Tortour um einen Tag. Maria Theresia hatte also eine offensichtliche Schwäche für Rotwild, zögerte aber nicht den Befehl zur Ausrottung frei lebenden Schwarzwilds auszusprechen, die Wolfsjagd wurde gar zur Verpflichtung erhoben. Nur einer Gruppe stand sie ebenso unerbittlich gegenüber wie den beiden vorgenannten: den Wilderern. Wiederholungstäter wurden drakonisch bestraft, in besonderen Fällen gar mit der Todesstrafe.

Der jagdbegeisterte Wiener Adel liebte sie nicht umsonst. Mit der dem Jagdpatent des Jahres 1766 war der Prater als Revier wieder frei nutzbar. Hinsichtlich des allgemeinen Jagdrechts veränderte sich wenig. Den Bauern wurde eine Vielzahl verpflichtender Dienste im Zusammenhang mit herrschaftlichen Jagden erlassen, lediglich die vorgenannte Wolfsjagd blieb obligatorisch.

Auch im Zeitalter Josef II. änderte sich wenig am feudalen Charakter des Jagdrechts per se. Dieser vermochte mit seinem im Februar 1786 erlassenen Jagdpatent dem feudalen Regal seiner Mutter Maria Theresia aus dem Jahre 1796 nur unwesentlich die Schärfe zu nehmen.

„(...) wir fanden uns daher bewogen, alle vorhergehenden, in Ansehung der Jägerei erflossenen Verordnungen hiemit aufzuheben, und in gegenwärtiges Gesetz als dasjenige zusammenzufassen, was auf der einen Seite den Jagdeigenthümern den billigen Genuß ihres Rechtes zu erhalten, auf der andern aber allgemeinen Feldbau die Früchte seines Fleißes gegen die ungemäßigte Jagdlust sicherzustellen, fähig sein kann. Unsere sämtlichen Untertanen, wie auch unsere eigenen Jägereipartheien werden sich daher genau nach dieser Verordnung zu halten haben, indem wir in Zukunft zwischen unseren Wildbannen und der Jagdgerechtigkeit der Privateigenthümer in keinem Stücke einige Unterscheidung gemacht wissen wollen (...)“

Joseph II., der viel zitierte Volkskaiser, war schlichtweg und in aller Deutlichkeit, kein Weidmann. Sein Jagdpatent war gekennzeichnet durch persönliche Antipathie gegenüber der Jagd. Unter dem Deckmantel neuer Jagdgerechtigkeit verkümmerte jedoch jegliche Beziehung zwischen Jäger und Wild, ein Gefühl das dem Nichtjäger Joseph II. auch gänzlich unbekannt war.

War das Jagdpatent Joseph II., auch ein beachtlicher Fortschritt im Vergleich zu bislang gültigem Recht, sollte die wahre Revolution noch kommen.

Bereits im Jahre 1789 wurde nicht nur das Feudalsystem Frankreichs blutig beendet, sondern schon ein Jahr später erklärte die Nationalversammlung das bisherige Jagdrecht als überholt. Wer über eigenes Land verfügte sollte auf Grund seiner Eigentumsrechte auch das Jagdrecht auf diesem besitzen.

Preußen ging 1810 mit der Aufhebung der Gutsuntertänigkeiten voran. Erstmals wurden fürstliche Gehege aufgelöst und verpachtet, die Jägerschaft im Dienste der Fürsten verlor ihre Stellung an die Förster. Die Französische Revolution trieb somit eine Welle der Veränderung vor sich her, welche einschneidenden Veränderungen auch für die Beziehung Mensch- Tier, im Besonderen Jäger – Wild, wie Jäger – Hund implizierte.

Österreich – Ungarn nahm diese Entwicklung mit einiger zeitlicher Verzögerung. Anlässlich des Wiener Kongresses im Jahre 1815 nahmen die versammelten gekrönten Häupter sogar an einer gemeinsamen Beizjagd teil. Jagd war untrennbar verbunden mit höfischem Vergnügen, sie galt als schickliche Passion per se. Verzögerte die repressive Gesetzgebung Metternichs auch eine ebensorasante Entwicklung wie im Westen Europas, manifestierte sich im unaufhaltsamen Aufstieg des Bürgertums auch immer deutlicher der Wunsch nach dem Jagdrecht. Im Jahr 1824 endete ein jahrhundertealtes Monopol des Adels und ab sofort war es auch dem vermögenden Bürgerlichen gestattet zu jagen. Ausgenommen waren nach wie vor jene Jagdgüter, die dem Hof vorbehalten waren. Interessant erscheint mir auch der Umstand, dass seitens des Patents von 1833 nichtadeligen Juden der Zugang zur Jagd verwehrt wurde. Dies zeigt wiederum die enge Beziehung zwischen Christentum und Jagd in unserem Raum. Bereits im Jahre 1812 waren Gesellschaftsjagden an Sonn- und Feiertagen untersagt; bis zum heutigen(!) Tag gelten verschiedene, hohe kirchliche Feiertage, wie etwa der Weihnachtstag oder Ostern, als jagdfrei.

Erst mit der Revolution des Jahres 1848 sollten auch im Gebiet der Habsburgermonarchie die Gesetze neu geschrieben werden. Am 7. August 1848 unterzeichnete Kaiser Franz Joseph I., jenes Gesetz dass die Jagd auf fremden Boden verbot.

Von Bedeutung für den Nachweis einer besonderen und aus diesem Grunde schützenswerten Beziehung zwischen Jäger und Hund sind bereits im Jahre 1852 bestehende Erlässe zum Schutz im Jagdeinsatz stehender Hunde. In diesen Zeitabschnitt fallen ebenso die Gründung verschiedenster Fachschaften jagdlicher wie landwirtschaftlicher Interessensgemeinschaften.

Diese wiederum zeichneten verantwortlich für die Neuschaffung von Jagdhundesektionen und Jagdschutzvereinen. In der zweiten Hälfte des neunzehnten

Jahrhunderts wurden in vielerlei Hinsicht maßgebliche Richtungsvorgaben gelegt. Das eingangs besprochen Jagdpatent des Jahres 1849 steht hierfür vorbildlich. Besaß es in wesentlichen Bereichen doch Gültigkeit bis ins Jahr 1938. Mit April gleichen Jahres trat das *Deutsche Reichsjagdgesetz* in Kraft. Nach 1945 wurden im Wesentlichen die Bestimmungen des Patents von 1849 übernommen und lediglich um den seit 1938 hinzugekommenen Punkt der Wildstandsbewirtschaftung erweitert. Das zwanzigste Jahrhundert zeigt in deutlichen Zahlen, dass die Jagdausübung endgültig aus dem Bereich der Privilegien und des Prunks herausgetreten ist und zur Mehrzahl von jenen ausgeübt werden darf und wird, denen die Jagd ehrliches Anliegen ist und fachliche Qualifikation als einziger Gradmesser über Zugang und Nichtzugang entscheiden sein sollte.

Wir sehen nun deutlich dass es im neunzehnten Jahrhundert zu einer deutlichen Veränderung innerhalb des Jagdrechts und somit dessen Ausübung kam. Diese legislative Grundlage hatte jedoch große Auswirkungen auf die Beziehung zwischen Jäger und Jagdhund. Lagen vor 1848 nicht nur das Jagdregal, sondern auch Besitz wie hochwertiger Reinzucht einzelner Jagdhunderassen in den Händen von Adel und Hoher Geistlichkeit, kam es mit der Liberalisierung des Jagdrechts auch zu einer deutlichen Verschiebung der Besitzverhältnisse zugunsten nichtadeliger Jäger. Mit einer Potenzierung der Anzahl Jagdausübender ging auch der Bedarf an einer Zunahme von Jagdhunden einher. Kleinere Reviere und bescheidenere Mittel machten die Zucht vielseitiger Gebrauchshunde nötig. In dieser Hinsicht koppelte sich Österreich- Ungarn vom englischen Vorbild deutlich ab. Mitteleuropa fehlt es an vergleichbaren Revieren, kombinierte Niederwildjagden mit Settern und Spaniels waren einzig in den weitläufigen Revieren Ungarns möglich. Diese befanden sich jedoch nach wie vor im Besitz des Adels. Wir können also durchaus von einer Zweiteilung der Jägerschaft seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sprechen. Der Adel konnte weiterhin seinen Zuchtinteressen gemäß seinen eigenen Revierbedürfnissen nachgehen. Dem ländlichen Grundbesitzer, dem Landwirt mit Jagdrecht war die Anschaffung und Führung eines vielseitigen Gebrauchshundes wichtig. Diese Entwicklung kann als prägnante Erklärung herangezogen werden, weshalb sich im Alpenraum lediglich jene Hunderassen durchzusetzen vermochten, welche eine problemlose Anpassung an die jeweiligen Reviererfordernisse erlaubten. Hochgebirgsreviere zeigten eine Tendenz hin zu Bracken und Schweißhunden, im Niederwildrevier wurde den Vorstehhunden wie Erdhunden der Vorzug gegeben. Mochten auch Setter und Pointer, Retriever und Spaniels die Salons der Jagdschlösser zieren, der einfache Jäger gab den bodenständigen heimischen Rassen den Vorzug.

Mit Jahr 1848 endete also mehr als ein jahrhundertealtes Vorrecht des Adels. Wer nun meint dem Wild hätte diese Entscheidung Nutzen gebracht, der liegt an dieser Stelle falsch. Mit der Freigabe der Reviere begann ein unsagbares Gemetzel in heimischen Wäldern Wiesen. Eine Vielzahl von Bauern rächte sich in ungerechtfertigter Wut am Wild welches er für jahrelange Flurschäden und Missernten verantwortlich machte. Dem Bürgertum fehlte es an gewachsener Tradition, seine Jäger gerieten oftmals zu adeligen Zerrbildern in kostümierter Aufmachung. Wie verlogen war also die vehemente Antipathie des Bürgertums gegen die als blutrünstigen Adelsvergnügen gebrandmarkte Jagd gewesen. Es ging lediglich um eigenen Zugang, eigene Befugnisse. Das Ergebnis war erschütternd. Schwarzwild galt schon bald als annähernd ausgerottet, Rot- und Rehwild wurden bis an deren Existenzgrenze dezimiert. Besonders rückschrittlich erwies sich in diesem Zusammenhang der Umstand, dass in Österreich der Schrotschuss auf Rehwild, im Unterschied zu Preußen, welches diesen bereits 1788(!) untersagte, bis weit ins zwanzigste Jahrhundert gestattet war.

Jagdliche Notwendigkeiten blieben weitgehend unbeachtet. So zeigen Aufzeichnungen deutlich einen überdimensionalen Abschuss von Böcken, kaum aber von Geißen. Die neuen Jäger hatten mit Hege wenig im Sinn. Was zählte war der schnelle Schuss aus der preisgünstigen Flinte.

Das ausgehende neunzehnte Jahrhundert zeigt in aller Deutlichkeit auf wo Wild seine Ruhe fand, wo es letztlich weidgerecht bejagt wurde. Lediglich die riesigen Reviere des Hochadels boten ihm Rückzugsmöglichkeit und tradiertes Wissen fachkundiger Jäger. Der Geist der Aufklärung gepaart mit dem Interesse für Neues ließ viele Mitglieder des Hochadels ihre Vorbildfunktion im Bereich der Jagd neu überdenken. Insbesondere das Jagdhundewesen war ihnen ehrliches Anliegen. Europaweite verwandtschaftliche Bindungen und Kontakte förderten den Austausch edler Rassen und standen am Beginn einer neuen Zeitalters in der Kynologie. Wir können in diesem Zusammenhang deutlich von einer Zweiteilung der Jagdhundezucht sprechen. Der viel beklagte Niedergang heimischer Jagdhundezucht zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hängt eng mit dem Ausscheiden adeliger Zuchtlinien zusammen. Dem jagenden Bürgertum, wie dem einfachen Bauern, waren die jahrhunderte alte Traditionen unbekannt. Einfache Haus – und Hofhunde übernahmen notdürftig den Platz edler Rassen, und mussten scheitern. Gleichsam begann die große Zeit der englischen Importe. Es sollte die Zeit der Setter, Pointer und Spaniels werden.

7.2. Der Jäger und sein Hund

Nach eingehender Betrachtung einiger Wesenselemente europäischer Jagdgeschichte, möchte ich mich nun im Sinne des behandelten Themas Sentimentalisierung dem Verhältnis Jäger- Hund im ausgehenden neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhundert widmen.

Jäger und Hund sind in gewisser Weise Schicksalsgenossen- sie bilden eine eingespielte Einheit. Die gemeinsam ausgeführte Tätigkeit kann jedoch nicht lediglich auf den Akt des Jagens selbst beschränkt werden, das Besitzen eines Jagdhundes, dessen Aufzucht, Abrichtung und Führung erstreckte sich über viele Jahre menschlichen- wie tierischen Lebens. Jagdgebrauchshunde zu führen bedeutete im heimischen Raum immer eine Beziehung einzugehen. Im Unterschied zu angelsächsischen Revieren, welche im Rahmen der lokalen Gegebenheiten stark auf die Verwendung von Hunden aus Zwingerhaltung setzen, finden wir im österreichisch-deutschen Raum mehrheitlich „Ein- Hund Reviere“- folglich Ein- Hund Beziehungen“. Der im Alpenraum überaus populäre Deutsche Vorstehhund, oder die verschiedenen Brackenrassen wurden und werden bis dato meist als einziger Jagdhund im Rahmen eines zu bewirtschaftenden Reviers gehalten. Der „Zweithund“ wurde meist aus ökonomischen wie biologischen Gründen gehalten. Kam ein Jagdhund „in die Jahre“ war abzusehen, dass sein Einsatz nicht mehr von unbegrenzter Dauer sein konnte. Der Zukauf (oder des Behalten) eines Welpen bereits im besten Alter des Gebrauchshundes sollte dem Junghund die Möglichkeit geben gemeinsam mit dem „Alten“ zu lernen, während im Gegenzug der Senior angespornt vom lustigen Treiben des Jünglings nochmals um seinen Platz ritterte und somit einen zweiten Frühling erleben konnte. Wenn wir auch im Zusammenhang mit Jagdgebrauchshunden von einer gänzlich anderen Betrachtungsweise des Hundes ausgehen, muss an dieser Stelle jedoch festgestellt werden, dass die Jäger- Hund Beziehung maßgeblich zu einer von Malerei und Literatur forcierten Sentimentalisierung des Hundes beigetragen hat. Besonders das neunzehnte Jahrhundert hatte eine starke Affinität zu Natur und Ursprünglichkeit. Wer entspricht dieser Vorstellung besser als der scheinbar unabhängige Weidmann, losgelöst von allen urbanen Zwängen offenbar untrennbar Teil des Kreislaufs der Natur. Die Sehnsucht nach Natur und die gleichauf mangelnde Kenntnis des realen Jagdbetriebs öffnete der Romantisierung dieser Beziehung Tür und Tor. Der Alltag sah mitunter völlig anders aus. Einerseits machte (und macht) ein funktionierender Jagdbetrieb die wortlose Harmonie von Mensch und Hund notwendig. Dass dies ein jahrelanger kontinuierlich andauernder Prozess ist steht außer Frage. Wie überall, wo (unterschiedlich) intelligente Lebewesen aufeinander treffen, beruht ein erheblicher

Teil der Interaktion auf Charakter, Sympathie und Fähigkeit. Es kann kein typisches Mensch- Hund- Verhältnis geben, eben so wenig existiert folglich „die“ Jäger –Hund Beziehung. Was wir hier an dieser Stelle herausarbeiten können, ist lediglich eine bestimmte Haltung zu einem für den Jagdgebrauch erworbenen Tier, eine vom Jäger selbst zur Schau getragene Einstellung und die daraus erfolgende öffentliche Rezeption. Was immer auch sonst in Wald und Feld zwischen zwei Individuen abgelaufen ist und läuft verlässt den Boden wissenschaftlicher Interpretation und soll aus diesem Grunde in diesem Rahmen nur als Fußnote der Betrachtung zu weiterführender Reflexion Anlass geben.

8. Jagdhunderassen im Wandel der Mode

8.1. Setter & Pointer

Kaum eine andere Rassengruppe wie die Familie der *Setter* & *Pointer* hat eine für die Thematik meiner Arbeit typischere Entwicklungsgeschichte genommen. Gleichsam einem historischen Kaleidoskop erlaubt deren Geschichte einen durchaus stringenten Blick auf die Entwicklung dieser Hunde- von der Reinzucht bis zum Salonhund. Der moderne *Setter* gilt – wie viele seiner Artgenossen- als typisches „Produkt“ des neunzehnten Jahrhunderts, wenngleich seine Abstammungsgeschichte eng mit jener der *Spaniels* verbunden ist. Mit der jagdlichen Verwendung von Schusswaffen entstand der dringende Bedarf nach Hunden, welche Wild aufzuspüren und in typischer Haltung erstarrend anzuzeigen vermochten. Croxton Smith verweist in diesem Zusammenhang auf konservative Jägerkreise des frühen neunzehnten Jahrhunderts, welche *Setter* schlicht als *Spaniels* bezeichneten.¹⁴⁴

Ursprünglich als Hunde „vor dem Schuss“ gezüchtet, demnach mit allen Vorzügen eines Stöberhundes ausgezeichnet, war des *Setters* ansprechendes und lebhaftes Wesen, ebenso wie seine Schönheit, prädiszierte dafür einer anfänglich kleinen Elite und in späterer Folge einer weiten Bevölkerungsschicht, das Lebensgefühl naturverbundenen Landadels zu suggerieren. Fast Varietäten, dem *English-*, *Gordon-*, *Irish* und (nur in Ausnahmen) dem *Red White Irish Setter* gelang das Entree von Feld in die Salons. Einzig dem verwandten *Pointer* blieb dieser Weg zu weiten Teilen verwehrt, man ist versucht erspart zu sagen. Der von Edward Laverack etablierte und von seinem Nachfolger Purcell Llewellyn perfektionierte Standard des *English Setter* trug viel zu seinem zeitgenössisch hohen Ansehen bei.

Im Unterschied zu den Retrievern herrschte bei der den *Settern* sehr verbreitet die Ansicht vor Showlinien und jagdliche Verwendung wären unvereinbar. Sogenannte

¹⁴⁴ vgl. Croxton Smith A., *Dogs since 1900* (London, 1950) S. 120

field trial kennels legten allerhöchstes Augenmerk auf die jagdliche Eignung ihrer Würfe und vernachlässigten bewusst formwertrelevante Aspekte. Demzufolge waren es auch die Showlinien welche die Vorgänger der heutigen „Familien- und Gesellschaftsetter“ sind, sie waren es deren Bild faszinierte und den Wunsch nach dieser edlen und eleganten Hunderasse förderte. Die Gegensätzlichkeit zwischen Gebrauchs- und Luxushund fand in Züchterkreisen stets neue Nahrung, argumentierten die einen hinsichtlich der Bedeutungslosigkeit des Formwertes für die jagdliche Arbeit, während die Vertreter der Showlinien beteuerten, dass allein der Umstand, dass gut gezüchtete Hunde nicht jagdlich geführt werden, im Grunde nichts an deren ursprünglichen Anlagen verändern würde. Der Ausgang der Geschichte ist hinlänglich bekannt. Der Rückgang der europäischen Niederwildjagdkultur machte die Präsenz des Setters zunehmend überflüssig. Neue Jagdhunderassen, meist „Allrounder“ wie etwa der Deutsch Drahthaar übernahmen das Vorstehen und waren im gleichen Zuge auch im Stande Wild zu apportieren oder auch nieder zu ziehen. Es waren in Summe die Showlinien, welche das Bild des Setters nachhaltig prägten und bis auf wenige Ausnahmen, insbesondere auf den Britischen Inseln, die Majorität der heutigen Setter stellen.

Lassen Sie mich nun ein wenig ausholen um den Werdegang dieser ansprechenden Hunde mit meiner Thematik ein wenig enger in Zusammenhang zu bringen. So genannte *Setting Dogs*, wie die übergeordnete Bezeichnung dieser lautete, finden wir in schriftlichen Quellen bereits seit dem fünfzehnten Jahrhundert. Primäres Einsatzgebiet dieser Hunde war das Stöbern mit hervorragenden Leistungen im Bereich der Wasserarbeit, wie auch der Netzbjagd. Aufschluss über die lange Tradition dieser Hunde geben etwa die Aufzeichnungen von Delabere Blaine aus dem Jahre 1840, in welchen die Arbeit Herzog Robert Dudleys angeführt ist, der im Jahre 1335 intensive Bemühungen auf sich nahm mit seinen *Setting Dogs* das berühmte Vorstehen, das Haltmachen vor gestelltem Wild, zu perfektionieren. An dieser Stelle wird sehr gut deutlich, dass er sich hierbei noch keineswegs um einen Vorstehhund im klassischen Sinne gehandelt hatte, sondern weit mehr um einen Stöberhund, der mittels Dressur erlernt hatte vor gestelltem Wild anzuhalten und solange sitzend oder liegend abzuwarten, bis das Netz über das gestellte Federwild geworfen worden war. An dieser Stelle muss nachhaltig betont werden, dass die frühen *Setting Dogs* ausschließlich aus Gründen ihrer jagdlichen Einsetzbarkeit gezüchtet worden waren. Der Schwerpunkt weder auf Weitergabe von Typ oder Gebäude lag. Vergleichen wir Aufzeichnungen und Berichte namhafter Kynologen oder Historiker so finden wir bis in das späte achtzehnte Jahrhundert keine nachweisliche Erwähnung über den Setter als Rasse per se noch über dessen Arbeit als Vorstehhund. Als erste, verlässliche Quelle

über die beginnende Reinzucht dieser Rasse gilt *Symonds Treatise on Field Diversions* aus dem Jahr 1776, veröffentlicht unter dem Synonym *A Gentleman of Sussex*.¹⁴⁵

Ein wenig runden französische (!) Gemälde und Stiche dieses frühe Bild ab, geben sie zumindest Aufschluss über das Äußere dieser Hunde.

Die Zuchtgeschichte des Englischen Setters erweist sich im Vergleich zu seinem irischen Verwandten, als weit komplexer. Verschiedenste Züchter hatten ihre sehr speziellen Vorstellungen hinsichtlich eines allgemeinen Standards, was sich wiederum in stark abweichendem Erscheinungsbild niederschlug.

Es lohnt sich die örtlichen Gegebenheiten und die Züchter dieser Rasse ein wenig näher anzusehen, um ein wenig Einblick in die Anfänge dieser Rasse zu bekommen. Ausgangspunkt waren hochherrschaftliche Anwesen in den Grafschaften Cumberland und Northumberland ebenso wie die Gegend um das schottische Inverness. Am Beispiel der Featherstone Setters, ursprünglich gezüchtet vom Grafen von Carlisle, in späterer Folge von Lord Wallace, können wir bereits jene soziale- wie geographische Verbindung entdecken, die in späterer Folge mehr oder weniger latent mit dieser Rasse verknüpft werden wird: Der edle Setter, inmitten seiner wildromantischen Umgebung als adeliger (Jagd)gefährte. Es war kein Zufall, dass jenes Land der stürmischen Weiten, welches Sir Walter Scott so nachhaltig porträtierte nicht nur als Heimat dieser Hunde fungiertem sondern auch die Umrahmung für eine Vielzahl zeitgenössischer Romane war. Sir Walter Scott portraitierte mit seiner 1927 erschienenen Novelle *Guy Mannering* die landschaftliche Schönheit (Nord)Cumberlands, exakt jener Gegend, in welcher der berühmteste Züchter seiner Zeit Sir Edward Laverack höchst erfolgreich Englische Setter züchtete. Seine Reputation war dermaßen erlesen, dass über viele Jahre hinweg die Rasse als „weißbunte Setter“ oder schlicht als „Laverack Setter“ bekannt waren. Ein großer Verdienst Laveracks war zweifelsohne, dass er als passionierter Jäger die leistungsorientierte Seite der Hunde nicht aus den Augen verlor. Im Laufe seiner 35 jährigen Zuchterfahrung gelang es ihm, ebenso wie seinem Schüler und späteren Konkurrenten Purcell Llewellyn die Rasse zu stabilisieren und einen Typ zu festigen der reproduzierbar war. Die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts kann somit hinsichtlich der Rassengeschichte des modernen Setters mit Fug und Recht als die Geburtszeit dieser Hunde betrachtet werden. Wer jedoch nach heutigem Augenmaß die Geschichte der Laverack Setter betrachtet, wird überrascht feststellen, dass gemäß seiner eigenen Aussagen, die gesamte Zucht lediglich auf zwei(!) Hunden aufgebaut war. Das Studium der Laverack- Ahnentafeln beweist, dass alle über einen Zeitraum von fünfzig Jahren gezüchteten Hunde ausschließlich von zwei Settern, namens Ponto und Moll, abstammen. Diese Form der Inzucht war selbst in

¹⁴⁵Vgl. Symonds, *Treatise on Field Diversions*, A. By a Gentleman of Suffolk London, 1825/ Erstausgabe 1776)

Züchterkreisen höchst spektakulär und viel diskutiert. Laverack paarte völlig frei Geschwister und Elterntiere und erzielte somit eine nie vorher da gewesene Homogenität hinsichtlich eines bestimmten Typs. Die Kehrseite der Medaille ließ jedoch nicht lange auf sich warten. Über die Generationen hinweg verschob sich der Schwerpunkt immer mehr in Richtung Schönheit, die für den Jagdeinsatz unbedingt erforderliche Nasenleistung verschwand immer mehr und das Endprodukt war ein immens schönes Tier mit schwierigem Charakter und jagdlicher Unbrauchbarkeit. Diese, im ureigensten Sinne als klassische Fehlentwicklung zu bezeichnende Zuchtausrichtung ist nun in zweierlei Hinsicht interessant. Zum einen zeigt Sie klar und deutlich wie sehr zu dieser Zeit bekannte Gesetzte der Erbfolge (wissentlich?) außer Acht gelassen wurden um eine ganz bestimmten Typ nicht zu verlieren. Hier mag auch die eigene Erfahrung innerhalb der Aristokratie das ihre beigetragen haben, zumal Verbindungen innerhalb der engsten Familie usus waren- auch enge Bindungen, wie etwa zwischen Onkel und Nichte durchaus noch im gesellschaftlichen Rahmen blieben. Während die (unwissentliche) Verpaarung zwischen Geschwistern noch hochgradig tabuisiert wurde war die Verpaarung zwischen Eltern und Kinder jedoch in höchstem Masse ausgeschlossen.

Kehren wir aber zurück zu den Züchterpersönlichkeiten der frühen Phase. Als bekannteste English Setter Zuchtstätten gelten nicht zufällig jene von Edmond Castle in Cumberland, agierten die Grafen von Carlisle in Cumberland mit ihren Featherstone Setters oder jene von Naworth Castle. Weitere renommierte Züchter wie die Grafen Southesk, Seafield oder Lord Ossulston runden das Bild einer ersten Züchtergeneration ab. Der Schottische Setter, nimmt in diesem Zusammenhang eine bedingte Sonderstellung ein. Ließe man sich von dessen gebräuchlichen Namen Gordon Setter (ver)leiten auf einen züchterischen Ursprung seitens der Bemühungen durch Herzog Alexander Gordon aus Banffshire zu schließen, so muss man aber der Tatsache Rechnung tragen, dass es dreifarbige Setter – mit oder ohne Brand- schon lange Jahre vor den Bestrebungen des schottischen Herzogs im Norden der Britischen Inseln gab. Selbst in Historikerkreisen herrscht Unklarheit über die Abgrenzung zwischen Englischen und Schottischen Settern, so bemerkte etwa Idstone (Reverend T. Pearce), dass seines Erachtens nach die Unterscheidung lediglich in der Kopfform begründet lag, der Gordonsetter das Erbe der Spaniels offener in sich trug.¹⁴⁶

Interessant in unserem Zusammenhang ist Vermutung, dass Gordon im Rahmen seiner Bemühungen eine schwarze Schäferhündin einem Schäfer(!) abkaufte, zumal er dadurch die Stabilisierung der schwarzen Farbe erhoffte. Bezieht man sich auf die

¹⁴⁶ Vgl. Marr Waldemar, Englische Vorstehhunde- Setter und Pointer (Oppenheim/ Rhein, 1964) S. 159

tradierten Angabe die Hündin wurde zu einem Preis von 5 englischen Pfund gekauft- so möge man vorgenannten Preis für zwei Irish Setter in Relation ziehen.

Es gibt bis heute ein durch bestehende Quellen mäßig durchleuchtetes Für und Wieder in welchem Ausmaß Gordon der Rasse seinen unwiederbringlichen Stempel aufgedrückt haben mag- wie dem auch sei beschloss der Kennel Club die Rasse zur Ehrung seiner Verdienste umzubenennen. Dem Gordon Setter widerfuhr mit dem Ausgehenden Jahrhundert ebenfalls jene Trennung zwischen Arbeits- und Ausstellungslinien, wie wir sie bei den English und Irish Settern kennen.

Wollen wir von dieser kurzen Betrachtung ausgehend an dieser Stelle einmal den Blick auf die Zuchtsituation zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in Großbritannien werfen. Wem war es finanziell und intellektuell möglich zu züchten und in welcher Weise wurde dies dann in der Praxis umgesetzt. Mit der Beantwortung dieser Frage nähern wir uns unmissverständlich auch jener Problematik die in weiterer Folge in das Thema dieser Arbeit mündet. Die Zucht von reinrassigen Jagdhunden war untrennbar an Vermögen und Grundbesitz gebunden. Da es im frühen neunzehnten Jahrhundert, mit marginalen Ausnahmen, dem Adel vorbehalten war (dem hohen Klerus war die Hundezucht aus Ideologischen wie praktischen Gründen fremd) entwickelte sich vereinfacht folgendes Bild: Züchten bedeutete das exklusive Experimentieren mit Leben. Der Zukauf und immer öfter notwendige Import von fremden Blutlinien machte nicht nur das Vorhandensein von großen Geldmengen, die andere Schichten nie und nimmer für den Ankauf von Tieren verwendet hätten (so wurde Ende des 19. Jahrhunderts für den Ankauf zweier Irish Setter 300 Englische Pfund bezahlt!) zwingend- auch die internationalen Verbindungen des europäischen Adels und deren Interesse wie Zugang zu gemeinschaftlichen Jagden sind eine sehr schlüssige Begründung.¹⁴⁷

Zusammenfassend möchte die Varietäten der Englischen Vorstehhunde wie folgt zusammenfassen. War zu Beginn der Reinzucht das verbindende Merkmal das mehr oder weniger „sorgenfreie“ Züchten um der Arbeitsleistung willen, was nicht mehr oder weniger bedeutet, als dass sich ein kleiner Kreis vermögender Adelige für den lokalen jagdlichen Eigengebrauch spezialisierte Hunde züchteten, welche über lange Strecken keinerlei Papiere besaßen. Man war unter seinesgleichen und tauschte, schenkte oder verkaufte besonders leistungsstarke Tiere. Die Aufzeichnung von Zuchtdaten war die Ausnahme und wurde erst in späterer Zeit – vermutlich beeinflusst durch die Ahnentafeln arabischer Pferdezüchter- eingeführt.¹⁴⁸

¹⁴⁷ Marr Waldemar, *Englische Vorstehhunde- Setter und Pointer* (Oppenheim/ Rhein, 1964) S. 95

¹⁴⁸ vgl. Keller Georg, *Pointer und Setter* (Schloß Bleckede/ Elbe, o.J.) S. 4

Der Wandel vom ausschließlichen Gebrauchshund hin zum ausbalancierten dual purpose Hund markierte den Beginn einer Entwicklung, die als Quadratur des Kreises von Anbeginn zum Scheitern verurteilt sein musste.

Ähnlich wenn nicht noch extremer verhielt es im Fall der Retriever, wie kommende Betrachtung zeigt.

8.2 Der Retriever



Die Familie der Retriever, welche die Varietäten *Flat Coated*-, *Labrador*-, *Golden*-, *Curly Coated*, *Nova Scotia Duck Tolling*- und *Chesapeake Bay Retriever* umfaßt darf mit Fug und Recht als weiters Beispiel für diese Arbeit dienen. Ich habe diese Rasse weniger aus persönlichem Naheverhältnis (ich besitze und führe selbst seit mehr als elf Jahren einen definitiven „dual purpose Flat“) ¹⁴⁹, denn aus Gründen der Plausibilität gewählt.

Galt die Bezeichnung Retriever noch im achtzehnten Jahrhundert als Sammelbegriff für jene Hunde, die im Jagdverlauf das Wild apportierten (to retrieve) und traf somit auf eine Vielzahl von Hunden zu- reinrassig oder Mischling. Nancy Laughton findet in Ihrem Buch *A Review Of the Flat Coated Retriever* sehr eindrückliche Worte zu diesen frühen Apportierern

¹⁴⁹ Definition *dual purpose*: Diese Bezeichnung wird in der Fachsprache der FCI Klasse VIII als Sammelbegriff für jene Hunde verwendet, welche sowohl im Formwert, wie im Arbeitssinn entsprechend zum Einsatz kommen. Diese Hunde können demzufolge sowohl als Showhunde wie auch als Gebrauchshunde eingesetzt werden.

„ Some that dogs that werde used, such as teriers, bulldogs and beagles, with apparent succes, would not satisfy today's criteria for a good retriever.“¹⁵⁰

In weiterer Folge ist die nahe Verwandtschaft zwischen Settern und Retrievern im Allgemeinen und zum Flat Coated Retriever im Besondern Anlass zu diesem Vergleich. Charles C. Eley schreibt in seinem 1920 veröffentlichten Werk *History of Retrievers*

„ The setter and the pointer beeing not uncomonly used for retrieving in Scotland in the „sixtielat coated s and seventies“ of the last cebtury, everything points to the retrieving setter as being the forerunner of the flat- coated retriever, and in order to improve his powers as a water dog, thus bringing him to reasonable equality with his then great rival the Curly- coated retriever, there is little doubt that sportsmen crossed their retrieving setters with the small (or St. John's) Nwefoundland dog, which species , curiously enough in view of modern developments, is called the Labrador by several early writers. The result was to produce a heavy wavy- coated dog- the name flat coated was not used untl much later- with a broad , shortish skull, very heavily stopped; an animal in big bone , and frequently showing weak quarters an a rolling gait.“¹⁵¹

Diese ursprünglich als reine Jagdhunde gezüchteten Apportierer entsprachen in höchstem Maße den Vorstellungen eines Publikums welches in Form eines Jagdhundes auch das damit assoziierte Lebensgefühl des englischen Landadels zu verinnerlichen trachtete. Auf diesem Weg wurde der Retriever zunehmend aus seiner ursprünglichen Umgebung, den Niederwildrevieren Englands in die Salons und Vorgärten der urbanen Bevölkerung dies und jenseits des Kanals gebracht. Das Interesse an diesen intelligenten und sensiblen Tieren war enorm, wenn auch die Popularität der einzelnen Rassen wechselte.

Der seit der Jahrhundertwende zunehmend populäre Labrador Retriever sollte vorerst eine deutlich untergeordnete Rolle spielen. Besondere Wertschätzung fand zunächst ab etwa 1850 der so genannte Wavy Coated Retriever, ein überaus eleganter schwarzer

¹⁵⁰ Laughton Nancy, *A Review Of The Flat Coated Retriever* (London, 1980) S. 89

¹⁵¹ Laughton Nancy, *A Review Of The Flat Coated Retriever* (London, 1980) S. 92

Jagdgebrauchshund dessen Herkunft ein wenig im Dunklen liegt. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wurden Wavy Coated Retriever, Setter, Labrador- und Collieartige Rassen miteinander verpaart stets mit der züchterischen Idee einen widerstandsfähigen, wendigen wie eleganten Jagdhund zu schaffen. Ab etwa 1880 können wir in diesem Zusammenhang von einem stabilisierten Typus des Flat Coated Retriever sprechen.

Auch an Stelle der Geschichte des Flat Coated Retriever kann sehr deutlich herausgearbeitet werden, wie sehr sich die Art zu Jagen auf den Britischen Inseln von jener auf dem Kontinent unterschied. Britische Jäger waren stets versucht, den für die jeweilige Jagdart am Besten geeignete Hunderasse einzusetzen, diese allenfalls auch in höchster Perfektion zu kombinieren. Erscheint es Nichtjägern in diesem Zusammenhang ein wenig fraglich was hierbei gemeint ist, so möchte ich kurz anführen, dass die individuellen Sinnesleistungen der unterschiedlichen Hunderassen sie für die eine oder andere Jagdaufgabe mehr oder minder prädiszinieren. Selbstverständlich können diverse Rassen auch für ein Vielzahl der geforderten Aufgaben herangezogen werden, es galt (und gilt) aber als großer Verdienst der Briten sich der Reinzucht von Spezialisten verschrieben zu haben.

In diesem Zusammenhang ist aber auch die technische Entwicklung der Jagdwaffen ein interessanter Aspekt, der in der Betrachtung der zunehmenden Popularität des Retrievers nicht außer Acht gelassen werden darf. Solange die Waffe der Wahl der Vorderlader war, spielte Zeit im Sinne des Neuladens eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Treibjagden in Stile des ausgehenden Jahrhunderts waren noch Zukunftsmusik, Erfolg im Rahmen einer Niederwildjagd bedeutete Zeit und Ausdauer zu besitzen. Zum Einsatz kamen in erster Linie Spaniels, Setter und Pointer. Aufspüren, Hochmachen, Apportieren- die Jagdarbeit wurde elegant aufgeteilt zwischen genannten Spezialisten. Je mehr die Vorstehhunderassen aber für die Tätigkeit nach dem Schuss eingesetzt wurden, desto weniger herausragend wurden ihre Fertigkeiten in der eigentlichen Kernkompetenz. In diesem Zeitfenster zwischen Umstieg von Vorderlader auf Repetiergewehr, das eine grundlegende Änderung der Jagdmethode hinsichtlich der zu bejagenden Wildmenge und auch der Dauer einer Jagd mit sich brachte, fand der „Wieder- Imports“ einer Rasse statt, deren Vorläufer Jahrhunderte zuvor von Britannien ausgehend nach Neufundland gebracht wurden.

Maßgeblichen Anteil an der steigenden Popularität der Retriever hatte Lt. Colonel Hawker der bereits im Jahre 1830 mit seinem Buch *Instructions to Young Sportsmen and Guns an Shooting* eine für britische Verhältnisse geradezu leidenschaftliche

Beschreibung der Hunde Neufundlands verfasste. *Hawker*, wie auch einige andere Kapitäne brachten Hunde von ihren Reisen mit nach Britannien. In zwei regionalen Zentren, zum einen im englisch-schottischen Grenzland, jener Gegend in der auch der Border Collie seine Entstehung finden sollte, wie auch in der Grafschaft Dorset im Süden Englands wurden die importierten Hunde relativ unabgänglich voneinander in Verfeinerung reingezüchtet. Sowohl im Norden als auch im Süden standen an der Wiege dieser neuen Rasse nicht nur Setter, Pointer und Spaniels sondern mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit auch diverse Windhundartige, Collies möglicherweise sogar Foxhounds.¹⁵²

Von großer Bedeutung für die Reinzucht des Flatcoats sind nach Aufzeichnungen des berühmten Setterzüchters Edward Laverack schwarze Setter des Earl of Tankerville, des Lord Hume und des Harry Rothwell. Diesen Hinweis auf so genannte *Welsh Setter* auch *Llanidlos Setters* genannt liefert auch Clifford Hubbard in *Dogs in Britain*.

Der Punkt des äußeren Erscheinungsbildes bringt uns im Falle des Wavy Coated- des späteren Flat Coated Retrievers in eine den diversen Setterrassen ähnliche Situation. Retriever wie Setter sind ein Zuchtprodukt der Britischen Inseln. Dies ist weniger aus historiographischen Gründen von Bedeutung, denn aus sozial-historischen. Die Lebensart der Britischen Oberschicht galt am europäischen Kontinent als elegantes Vorbild. Der Lifestyle des angelsächsischen Adels wurde oftmals bis ins kleinste Detail kopiert und schmeckte fern des Ursprungs dennoch schal. Es bleibt wohl bis in unsere Tage ein Geheimnis des Vereinigten Königreichs in welcher Art und Weise Eleganz und Bohème, Schönheit und Selbstzweck natürlich kombiniert und niemals aufgesetzt wirken. Der Wavy Coated Retriever galt primär als Jagdhund. Wie es dem Britischen Lebensgefühl nun eben entsprach, sollte Nützlichkeit nicht per se ein Widerpart zur Schönheit sein. Diesen Umstand kann man im Rahmen dieser Arbeit gar nicht oft genug herausstreichen. Es ging in der Reinzucht dieser Hunde nur absolut aus ästhetischen Gründen um die Schaffung eines eleganten Gebrauchshundes- in keinsten Weise war der Hintergedanke einen Schönheitschampion zu züchten, der zur Ausnahme auch das eine oder andere Rebhuhn zu apportieren verstand. Den Gründervätern dieser Rasse war es primäres Anliegen einen Hund zu züchten der als scheinbar natürlicher Widerpart zu den Feldspezialisten Setter und Pointer seine gewissenhafte Arbeit nach dem Schuss erledigte. Die Intention war einen Jagdhund zu züchten, der in schier emotionsloser Ruhe an der Seite seines Jägers in Erwartung des Schusses verweilen konnte, einer Statue gleich. Das umtriebige Geschehen vor dem Schuss, das Treiben, das Rufen wie Schlagen, sollte an ihm abprallen. Magisch

¹⁵² Wild Rosemarie/ Yaussi Yvonne, *Flatcoated Retriever. Das große Rassehandbuch* (Cham, 2005) S. 18

angezogen folgte sein Auge dem vorüber streichenden Vogel, unmerklich durchzuckte eine kaum merkbare Erregung seinen Körper bei Schussabgabe. Gleichsam einer gespannten Feder wartete er auf sein Einsatzkommando, völlig versunken in seine ureigenste Arbeit das erlegte Federwild in direktem Lauf aufzufinden und mit überschäumendem Temperament auf kürzestem Weg seinem Jäger in die Hand zu apportieren. Wieder und wieder – mit unerhörter Ausdauer deren schönste Belohnung der Stolz des Jägers und sein lobender Kommentar waren. Die hohe Schule der Jagdarbeit erfuhren diese Hunde in Zusammenarbeit mit Settern, Pointern und Spaniels. Die Vorstehhunde wurden ihrer ureigensten Aufgabe entsprechend zum Aufspüren und anzeigen, der Retriever zum Bringen des erlegten Wilds verwendet. Die dem Retriever ureigenste und berühmte Weichmäuligkeit, das unversehrte Heranbringen des erlegten Wildes wurde schnell zu seinem Markenzeichen, gleichsam seiner unglaublichen Fähigkeit geschossenes Wild zu markieren und dieses auch nach längerer Zeit punktgenau zu apportieren. Das diese Hunde, ganz nebenbei auch prächtig aussahen war den ästhetischen Briten ein höchst willkommener Nebeneffekt, der auch keine größeren Auswirkungen gehabt hätte wäre der Höhepunkt an jagdlicher Popularität nicht genau in die Zeit der entstehenden Hundeausstellungen gefallen. Anfangs bereitete es den Besitzern dieser eleganten Jagdhunde eine wahrlich sportliche Freude ihre eleganten Jagdbegleiter auch vom Standpunkt der reinen Äußerlichkeit bewerten zu lassen. Was mit dieser Entwicklung jedoch ausgelöst wurde gleicht der Geschichte der Setter fast aufs Haar.

Wurden Wavy Coated Retriever indes fast zu Gänze jagdlich geführt und bedeutete der Showring eine amüsante Ausnahme zum Jagdbetrieb, so fand sich der maßgeblich von Sewallis Evely Shirley geförderte Flat Coated Retriever bereits auf einem Weg „weg vom Revier“. Die zunehmende Popularität des kurzhaarigen Labrador Retrievers, dessen unkompliziertes Wesen sowie seine robuste Art sich in neue Situationen einfügen drängte den eleganten Flat Coated Retriever zusehends aus dem reinen Jagdgebrauch und machte ihn für all jene interessant die einen eleganten Begleithund mit jagdlicher Konnotation suchten. Dem sensiblen Schwarzen wäre ein Schicksal dem Irish Setter vergleichbar zuteil geworden, hätte der unbändige Experimentierwille eine neue Rasse geschaffen, die alle Eigenschaften der Retriever in sich zu vereinen schien: der Golden Retriever. Intelligent und wendig, jagdlich absolut brauchbar. Tief schwarze Augen, liebenswerter Ausdruck und seidig goldenem Fell. Der Weg vom Feld in den Salon war vorgezeichnet. In rasantem Tempo stieg die Nachfrage nach den sanften Goldens und markierte den wohl vergleichslosen Weg einer Jagdhunderasse in die „goldene Gefangenschaft“ der Gesellschaft.

Wer den Ursprung und das Zuchtziel des Flat Coated Retrievers als dual purpose dog, als einem Showhund mit besten jagdlichen Anliegen versteht, hat die Geschichte der Rasse nicht begriffen.

Die Zusammenschau der Entwicklung dieser beiden Rassegruppen zeigt, dass sich sowohl die Familie der Setter als auch jene der Retriever sich bereits gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts von ihrem ursprünglichen Zuchtziel wegbewegt hatten. Diese Situation finden wir in weiterer Folge nicht nur bei Jagdhunderassen, sondern generell bei vielen Gebrauchshunderassen, wie Hüte- oder Hofhunden.

Wie weit diese Verschiebung bis zum heutigen Tage gediehen ist, zeigt der Umstand, dass im urbanen Bereich West- wie Mitteleuropas der Setter oder Retriever oftmals als reiner Begleithund verstanden(?) und geführt wird. Jene, diesen Hunde ureigenen, triebigen Fähigkeiten wurden- da hinderlich- schrittweise aus den für den humanen Lebensstil passend gemachten Linien weitgehend zugunsten eines fragwürdigen, menschlichen Schönheitsideals herausgezüchtet- was blieb ist die partielle Karikatur eines Lebewesens, dessen natürlicher Adel in seinen Fähigkeiten begründet lag.

9. Von der Zuchtschau zur internationalen Hunderausstellung

Die Bedeutung des Kennel Clubs für die Personalisierung des Hundes

Bis zur Gründung einer normgebenden Gesellschaft im Jahre 1873, dem englischen Kennel Club war die Hundezucht und der damit verbundene Profit weitgehend ungeregt. Chaos und Willkür nahmen zunehmend inakzeptable Umstände an, den sogenannten „Züchtern“, und jedermann schien sich zu einem solchen berufen zu sein, nannte er auch nur mindestens ein weibliches Tier sein Eigen, sahen in der aufstrebenden Reinzucht leichten Profit. Weiters machten die zunehmende Popularität von Hunderausstellungen, sowie *field trials* eine Verbandskörperschaft vonnöten, die weitgehend unparteiisch, die Interessen der unterschiedlichen Mitglieder einzelner Rassehundevereine koordinierte und regelte.

Die Gründung dieses Verbandes war aber auch hinsichtlich einer interessanten gesellschaftlichen Entwicklung von großer Bedeutung.

Rassehunde sollte für alle sozialen Schichten zugänglich, die Kynologie somit Steckenpferd aller Interessierten werden. Mit diesem Schritt wird erneut ein Umstand ins Spiel gebracht, welchen ich bereits an früherer Stelle im Ansatz aufgezeigt habe. Rassezucht, oder was bis zur verbindlichen Festlegung der diversen Standards auch

immer darunter zu verstanden wurde, war bis weit ins neunzehnte Jahrhundert eine Liebhaberei vermögender Oberschichten. Zugang zu exotischen Züchtungen oder klassischen Rassehunden hatten fast ausnahmslos jene soziale Schichten, welchen horrenden Anschaffungskosten kein Hindernis bedeutete und deren finanzielle Lage auch eine entsprechende Haltung dieser Tiere ermöglichte. Ausnahmen in dieser Hinsicht bildeten lediglich die Jagdhunde der im Dienste hochgestellter Persönlichkeiten stehender Jäger und Förster. Sie kamen oftmals in die Lage wertvolle Hunde zur Unterstützung ihrer Arbeit in Wald und Feld zugeteilt zu bekommen. Diese von ihrem sozialen Status aus gesehen einfachen Leute waren sich meist weniger des züchterischen Wertes dieser Tiere bewusst, dachten wenig über edles Geblüt dieser Tiere denn auf deren jagdliche Brauchbarkeit. Dennoch war es oftmals gerade diesen einfachen Menschen zu danken, dass die speziellen Talente und Fähigkeiten unterschiedlicher Rassen erkannt und gefördert wurden, Unerwünschtes in der Zucht auszuschließen versucht.

Dem Dachverband war jedoch sehr schnell klar geworden, dass einer übergeordneten Organisation aller Hundezüchter und Aussteller ohne legislativem Reglement, ein kurzes Leben beschieden sein musste. Die Zustände waren wie bereits erwähnt chaotisch, die Praxis denselben Hund unter verschiedenen Namen auf diversen Zuchtschauen auszustellen war bekannter, wenn auch verachteter usus. Weniger erfolgreiche Tiere wurden unter falschen Namen gedeckt um die für prämierte Hunde, gerechtfertigte Preise verlangen zu können. Dem unkundigen Käufer wurden somit schlechtes Zuchtmaterial verkauft und die Rassezucht geriet mehr und mehr in Verruf. Diesem Umstand wusste der Kennel Club im Jahre 1903 mit der Registrierungspflicht aller Zwinger und deren Hunde Einhalt zu gebieten. Ein auf den ersten Blick logischer und wohl überlegt Schritt jedoch mit weitreichenden Konsequenzen, in jeder Hinsicht. Die für diese Arbeit primär bedeutsame Konnotation ist sicherlich der Umstand, dass mit der namentlichen Registrierung jedes Zwingers, wie auch jeden einzelnen Hundes, erstmals in der Geschichte jedem Rassehund eine individuelle Identität, fernab vom subjektiven Besitzer- Hund- Bezug zugestanden wurde. Diese Forderung des Kennel Clubs wurde per 31.07.1904 in die Realität umgesetzt. Sie bedeutete einen Meilenstein auf dem Wege zu einer schrittweisen Akzeptanz der Individualität des Hundes, ebenso wie eine Annäherung an jene des Menschen. Mit dem Zeitpunkt des Zugeständnisses einer unverwechselbaren Daseinsform, manifestiert durch Name, Herkunft und Lebensort wird ein erster Schritt von arrivierter tierischer Gegenständlichkeit hin zum mehr und mehr geachteten Subjekt spürbar. (Als assoziativen Vergleich zur Unterstützung meiner Worte möchte ich anmerken, dass es stets ein untrügerisches

Vorzeichen nahender Katastrophen war, wurde bei Mensch wie auch Tier der subjektive Wert ihres Individuums in Frage oder gar in Abrede gestellt. Definierte Wertlosigkeit öffnet immer Willkür Tür und Tor, die Aberkennung des Subjektstatus reduziert ins Gegenständliche. Der weitere Umgang muss nicht explizit besprochen werden.)

Ich wage zu behaupten, dass wenige der im Jahre 1904 Verantwortlichen diesen Aspekt ihrer Reglements reflektiert haben, noch weniger dass dieser Motiv ihres Handels war. Die Bedeutung einer Entwicklung liegt jedoch nicht immer nur in deren ursächliche Begründung. Und somit war es auch im Falle der Registrierungspflicht nicht von ausschließlicher Bedeutung, wem diese Entwicklung mehr zu Gute kam, dem Züchter, dem Käufer oder dem Hund. Wie in vielen Fällen war es der Gemeinschaft all jener die in nur erdenklicher Form mit der Kynologie verbunden war nicht von Beginn an schlüssig. Es gab begeisterte wie ablehnende Stimmen, glühende Verfechter des Beschlusses und trotzig Verweigerer. Letztlich musste der langjährige Erfolg oder Misserfolg über den künftigen Weg den Richtstab halten; es wurde definitiv ein Erfolg für alle Beteiligten.

Der Kennel Club sah sich jedoch bei Weitem nicht am Ende seiner Reformen. Wurde die Registrierungspflicht bereits als heftiges Erdbeben wahrgenommen, sollte schon ein knappes Jahr später ein weiteres Nachbeben folgen. Mit November 1904 erfolgte, nach Beschluss der jährlichen Generalversammlung des Vereins, die unmissverständliche Weisung, dass alle abgehaltenen Hundeausstellungen von nun an ausschließlich unter der Schirmherrschaft des Kennel Clubs stattzufinden hatten.

Hatten all jene, denen die Registrierung der Hunde eine Strich durch ihre höchst individuellen, wenn nicht gar kriminellen Praktiken, bedeutete die unliebsame Neuerung nach anfänglichen Protesten zähneknirschend zur Kenntnis genommen, formierte sich bei der Reformierung der Ausstellungsregelung unerwartet hartnäckiger Widerstand. Eine kleine, aber zähe Gegenbewegung formierte sich im Raum Lancashire. Im Bemühen dem übermächtigen Kennel Club Opposition zu bieten und selbst als Veranstalter diverser Ausstellungen zu fungieren, schlug dennoch fehl. Aussteller welche Veranstaltungen des rivalisierenden Vereins besuchten durften, fortan jene des Kennel Club, die überwiegende Mehrzahl, nicht besuchen und wurden als Konsequenz aus dem Kennel Club ausgeschlossen. Der mächtige Verband zeigte dem kleinen Rivalen aus Lancashire seine Krallen. Schon bald akzeptierte dieser die Vormacht des Kennel Clubs und reuige Dissidenten wurden, unter der Prämisse fortan treu zum Club zu stehen, erneut in den Verband aufgenommen.

Dieses Beispiel macht auf eindrückliche Weise die Bedeutung des Kennel Clubs zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts deutlich. Seriösen Züchtern war es unmöglich ohne die Akzeptanz des Verbandes zu existieren, dieser wiederum konnte es sich leisten festzulegen, wen er in seinen Reihen haben wollte und wen nicht. Dem einzelnen Züchter, wie auch der Klientel der Hundekäufer wurde in anschaulicher Weise vor Augen geführt, dass nur in der Gemeinschaft aller Kynologen und Kynologieinteressierter die Stärke liegen konnte Veränderungen zu thematisieren und umzusetzen. Alle Macht sollte und ging vom Zentralverband aus. Die Bildung von derartigen Vereinen, Verbänden wie auch Massenparteien war ein typisches Charakteristika des späten neunzehnten Jahrhunderts.

Bevor wir, wie angekündigt uns nun näher der Entwicklung sogenannter Zuchtschauen widmen, möchte ich mich ein wenig eingehender mit einigen bemerkenswerten Neuerungen seitens des Kennel Clubs befassen.

9.1 Namensvergabe

Zu den nennenswerten Novitäten des Kennel Clubs gehörte die Vorschrift, dass alle Hunde, welche im Rahmen einer Zuchtschau gezeigt werden sollten, im Besitz eines Namens sein mussten, welcher innerhalb eines Zeitraumes von fünfzehn Jahren, was in etwa der Lebensdauer eines mittelgroßen Hundes gleichkommt, innerhalb seiner Rasse nur einmal registriert worden war. Dies mag auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, bei näherer Betrachtung erkennen wir jedoch bereits mehrere Implikationen. Zum einen wird damit einer Verwechslung im Showgeschäft und weiterer Folge etwaigen Täuschungen im Zuchtbetrieb vorgebeugt. Zum Zweiten, und für unser Thema weitaus wichtiger, verlagert sich mit der Eingrenzung des Namens der Schwerpunkt eindeutig in Richtung Individualität des einzelnen Hundes. Mit der Fixierung auf einen Namen und eine – in Hundejahren gemessen- lange Zeitspanne gelang dem britischen Rassehund sogar ein Privileg zu erobern, welches dem Menschen bis dato vorenthalten blieb: zu Lebzeiten einzigartig zu sein- zumindest dem Namen nach.

Die Neuregelung der Kennzeichnung machte auch das Anführen von Wurfdatum, Züchtername und den Vermerk der unmittelbaren Abstammung verpflichtend. Auch in diesem Sinne bewegte sich die Rassehundezucht in elitären Kreisen. Fortan war es nicht nur möglich, sondern Regel, die Vorfahren seines Hundes genau zu kennen, auch dies konnten nicht alle Besitzer von sich selbst behaupten. Genealogie, bis dahin eine Spezialität des Adels, wie auch des Klerus, war fortan auch Sache in kynologischen Kreisen. Wer immer auch selbst über keinen Stammbaum verfügte, sein Hund – so er von Rasse war- konnte diesen vorweisen.

Dieser mitunter belächelte Umstand führte im Laufe des späten neunzehnten Jahrhunderts in bürgerlichen Kreisen zu einem wahren Rassehundebumm. Besonders im mitteleuropäischen Raum, einem für englische Lebensart und Stil besonders empfänglichen Terrain, war der britische Rassehund Statussymbol und Objekt der Begierde. Waren es zu Beginn Mitglieder des Adels, welche Hunde innerhalb der europaweit verzweigten Dynastien als Präsente erhielten, oder diese als exotische Importe selbst ins Land brachten, breitete sich die Welle der Begeisterung, ebenso wie in im Mutterland selbst auch am Kontinent aus. Tout le monde hatte ein neues Luxusgut auf dem bürgerlichen Wunschzettel: einen Rassehund edlen Geblüts, nach Möglichkeit aus England.

Es war erklärtes Ziel des Kennel Clubs gewesen, mit seiner Gründung das ungeordnete Treiben, in erster Linie jenes rund um das neue Vergnügen Hundeausstellungen zu regeln, und in weiterer Konsequenz als Dachverband aller Rassehundeverbände auch in die Zucht maßgeblich einzugreifen. Die Heranbildung einer neuen Generation gesunder wie schöner Hunde, bestmögliche Beratung und Information rund um das Thema Hund, kann als sehr moderner Leitsatz angesehen werden.

Die Formulierung neuer Regelungen war in besonderem Maße von Bedeutung. So möchte ich etwa Regelung Nr. 17 als Beispiel heranziehen: Sie ermächtigte den Kennel Club jene Mitglieder, deren Verhalten als ehrenrührig nachgewiesen wurde, vom Verband auszuschließen. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass etwa einzelne Mitglieder andere Mitglieder des Kennel Clubs anzeigen konnten und die auch taten. Die eines „ehrenrührigen“ Vergehens Beschuldigten wurden vorgeladen und hatten die Möglichkeit ihre Unschuld beweisen. Mir erscheint diese Entwicklung als hervorzuheben, zumal die Ehrenrührigkeit fast ausschließlich im Zusammenhang mit einem groben Fehlverhalten den Hunden gegenüber geahndet wurde, und wir in diesem Zusammenhang einen weiteren Schritt im Sinne der Erweiterung der „Rechte“ des Rassehundes und seiner Lebens- und Zuchtbedingungen erleben.

Ein beachtlicher Schiedsspruch des Kennel Clubs lautete etwa

„(...) we do not consider you to be fit and proper person to take any further part in this sport“

und war gleichlautend mit einem Ausschluss aus dem Verband. Dies bedeutete eine schwerwiegende Entscheidung für den jeweils Betroffenen. Ausschluss konnte lebenslange Sperre bedeuten oder, je nach Sachlage des Vergehens, nur eine zeitliche Begrenzung haben. In Fachkreisen kam und kommt der Ausschluss aus dieser

maßgeblichen Verbandskörperschaft in gleichem Maße einem finanziellen Desaster wie einem sozialen Stigma gleich. Der Ausschluss aus dem Kennel Club bedeutete mehr als lediglich das Verbot an einer Ausstellung teilzunehmen. War ein Züchter nicht mehr in der Lage im Rahmen des Verbandes auszustellen, erhielt er folglich auch keine Papiere für nachfolgende Würfe.

Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hatte der Kennel Club eine derart bedeutende Position erreicht, dass es einem Züchter unmöglich war ohne Registrierung und Teilnahme an den offiziellen Shows sein züchterisches Auskommen zu finden.

Die sprunghafte Zunahme von Welpenregistrierungen und ein enormer Popularitätsanstieg der Hundeausstellungen gingen Hand in Hand. So erfolgten im Jahre 1901 46 Ausstellungen veranstaltet seitens des Kennel Club, 338 Ausstellungen befanden sich unter dessen Patronanz.

Die Aufgaben des Kennel Clubs waren vielfältig. Die ursprünglichen Zielsetzungen des Clubs, der Zucht und dem Ausstellungswesen zu geordneten Reglements zu verhelfen, bestehende Missstände zu beenden und sowohl das Ausstellungswesen wie auch die Zucht von Rassehunden für alle Klassen zu öffnen, wurde schon bald durch die ständig steigende Anzahl von Mitgliedern gerechtfertigt. Die Politik des Verbandes, die Kosten so gering wie nur möglich zu halten, schwankte mit der Anzahl der Neuzugänge ebenso wie der angebotenen Leistungen. Eine nennenswerte Bereicherung stellte die Einführung einer Verbandszeitschrift, der *Kennel Gazette*, dar. Erstmals besaß die kynologische Gemeinschaft ein gemeinsames Publikationsorgan. Schon bald hatte die Zeitschrift eine bedeutende Position inne.

Die Ausstellungen erfreuten sich in zunehmenden Maße enormer Beliebtheit, ein Umstand der nachhaltig durch den Umstand beeinflusst wurde, dass nicht nur unregistrierte Hunde nicht ausgestellt werden durften, sondern auch jene von einer Teilnahme ausgeschlossen waren, die an nicht vom Kennel Club genehmigten Shows teilgenommen hatten. Zur Illustration möchte ich einen Vergleich der Registrierungen anführen: Verzeichnete der Kennel Club im Jahre 1901 12.805 Einträge, so waren es im Jahre 1913 bereits 19.846. Dieses Jahr stellte nicht nur auf Grund seiner rekordverdächtigen Mitgliederanzahl eine Besonderheit dar, es kann auch als das letzte Jahr einer relativ unbeschwerten Haltung zum Thema Kynologie bezeichnet werden. Der im folgenden Jahr ausgebrochene Erste Weltkrieg brachte auch für die Länder Großbritanniens, die ja nicht im unmittelbaren Zentrum der Kampfhandlungen standen, eine völlig geänderte Situation mit sich. Waren bis zum Jahre 1916 Hundeausstellungen zulässig, setzte ein Embargo seitens der Regierung dem Ausstellungswesen bis zum Ende des Krieges im Jahre 1918 ein vorläufiges Ende. Als

einer der letzten prominenten Aussteller ist an dieser Stelle der König selbst, George V., zu nennen der anlässlich der Crufts einige seiner Labradors ausstellte.

Die zwangsweise auferlegte Pause tat der Begeisterung für die Belange von Zucht und Ausstellung jedoch keinen Abbruch- im Gegenteil! Bereits im Jahre 1920 erlebte das Ausstellungswesen einen neuen Höhenflug und anlässlich des Goldenen Jubiläums von Charles Cruft im Jahre 1936 konnte eine einzige Ausstellung 10.650 Meldungen verzeichnen.¹⁵³

9.2 Ausstellungen in Österreich – Ungarn

„ (...)vivat, florat et crescat kynologia austriacae!“¹⁵⁴

Werfen wir nun im Vergleich zum großen Vorbild England, einen Blick auf die Entwicklung des Ausstellungswesens in Österreich. Inspiriert vom Geist des Kennel Clubs fand eine erste Hundausstellung bereits im Jahre 1863 in Wien statt.

Bevor wir uns nun den Ausstellungen ein wenig näher widmen, ist es von Bedeutung die Geschichte des Österreichischen Hundewesens ein wenig im Detail anzusehen. Bereits 1852 erfolgte, gemäß diverser Erlasse zum Schutze des Jagdhundes, eine detaillierte Hinwendung zum Thema (Jagd)Hund. Rassereine Jagdhunde waren zunehmend Herzensanliegen der adeligen Jägerschaft.

Sieht man sich den Ausstellungsveranstalter ein wenig genauer an, so bietet sich bereits ein erster Rückschluss auf die Unterschiede zum Englischen Pendant an. Österreichs erste Ausstellung, am 5. September 1863, wurde von der k.u.k. Landwirtschaftsgesellschaft initiiert. Weitere Ausstellungen folgten in den Jahren 1866 und 1877 unter gleicher Leitung im Wiener Tiergarten.

Im Jahre 1876 vollzog sich unter der Patronanz des Prinzen Albrecht zu Solms-Braunfels und des Grafen Wilzeck die Gründung einer kynologischen Gesellschaft in Wien. Unter der Schirmherrschaft des Fürsten Karl Trautmannsdorff-Weinsberg fand im Jahre 1880 eine Hundausstellung in Wien statt.

Im April des Jahres 1880 veranstaltete der *I. Österreichische Geflügel- (und Hundezucht)verein* eine viel beachtete, viertägige Hundausstellung. Bemerkenswert war jedoch nicht nur der für heutige Verhältnisse kuriose Name des Veranstalters,

¹⁵³ vgl. Croxton Smith A., Dogs since 1900 (London, 1950) S. 9 f.

¹⁵⁴ Schlussworte des *Protokolls der Delegierten- Konferenz* (Wien, 1883)

sondern vielmehr die Anzahl der gemeldeten Hunde, 459 an der Zahl. Welchen gesellschaftlichen Stellenwert diese Schau in den Räumen der k.u.k. Gartenbau-Gesellschaft hatte, beweist die zahlreiche Anwesenheit des Wiener Hochadels einschließlich des Kaiserpaares. Kaiserin Elisabeth, selbst als Liebhaberin englischer Rassen bekannt, ließ auch eigene Hunde ausstellen. Man kann demnach ohne große Mühe vorstellen, welche Anziehungskraft Hundeschauen in der Folge besaßen.

Die Faszination für Hundeausstellungen hielt in den folgenden Jahren ungebrochen an. Im März des Jahres 1884 wurden die Zahlen hinsichtlich der gemeldeten Hunde zwar nicht übertroffen, aber wohl hinsichtlich der Zuschaueranzahl. Diesmal in den Räumlichkeiten der k.u.k. Gartenbaugesellschaft abgehalten, konnten sich die Veranstalter über 411 gemeldete Hunde und 12.265 Besucher freuen. Beachtlich ist die Dauer der Ausstellung, vom 23.-30. März, also insgesamt ganze sechs Tage. An den ersten drei Tagen wurden insgesamt 147 Jagdhunde ausgestellt, an den folgenden Tagen 264 nicht- jagende Hunde. Wiederum war das Interesse des Hochadels enorm, zumal die Schwiegertochter des Kaiserpaares, Kronprinzessin Stephanie, persönlich ihren Pudel ausstellte und die kaiserliche Familie annähernd vollzählig anwesend war. Dieser Umstand zeigt uns in aller Deutlichkeit welche Position Rassehunde in der Gesellschaft besaßen, wenn selbst Mitglieder der ersten Familie des Landes sich nicht scheuten Ihre prächtigen Hunde öffentlich zu zeigen! Kaiserin Elisabeth, selbst eine Liebhaberin ersten Grades, verfolgte- wie bereits erwähnt- den Verlauf diverser Schauen mit allerhöchstem Interesse und gelegentlicher Teilnahme.

Die Bewertung der Hunde unterscheidet sich in einigen Punkten maßgeblich vom heutigen System- zumal der Formwert nicht wie in diesen Tagen üblich mit „vorzüglich“, „sehr gut“, etc. taxiert wird sondern eine Vergabe von ersten Priesen alle „würdigen“ Hunde gleichermaßen erfolgen konnte. Aufzeichnungen der ersten Ausstellung zeigen auch keine Trennung zwischen Rüden und Hündinnen.

„ §1. Wer Hunde auszustellen wünscht, hat für jeden Hund, bzw.jede Meldung dieses Hundes je ein Formular auszufüllen und dasselbe vor Nennungsschluss an die bezeichnete Anmeldestelle nebst entfallendem Standgeld einzusenden. Erst nach Eingang des Betrages gilt die Meldung als vollzogen. Jedes Comité ist berechtigt, Anmeldungen ohne Angabe eines Grundes abzuweisen. Jeder Hund, welcher angemeldet werden soll, muss zuvor in das Namensregister eingetragen sein. Die Registrierung erfolgt gegen Einsendung von 50 Hellern beim General- Secretär auf einem von

*diesem zu beziehendem Formular. Auf Wunsch besorgt das Ausstellungs- Comité die Registrierung gegen Einsendung vorstehenden Betrages.*¹⁵⁵

Die Ausstellung des Jahres 1884 war aber auch in einer weiteren Hinsicht bedeutsam. Wenige Monate zuvor, am 15. Dezember 1883, wurde der *Österreichische Hundezuchtverein* als Vorläufer des späteren Kynologenverbands in Wien gegründet. Initiiert seitens Heinrich Marquis de Bellegarde und Franz X. Pleban, wurde dem Verein bereits wenige Tage später die offizielle Bescheinigung gemäß der Rechtsgültigkeit erteilt. Die Zielsetzung des Vereines kann eindeutig bereits in §2 der Statuten ersehen werden.

*„Der Zweck des Vereines ist die Förderung und Verallgemeinerung der Zucht von Race- Hunden, die Erhaltung und Ausbildung der Hunde- Racen.“*¹⁵⁶

Von erheblicher Bedeutung ist auch jener Teil des §3, welcher die Einführung eines Hundestammbuches fordert, war doch das Ergebnis dieser Forderung in weiterer Folge ein notwendiger Zusammenschluss aller österreichischen Kynologen. Österreich kam mit dieser Forderung einer bereits in einigen Ländern Europas bestehender Regelung nach, so existierten in England bereits seit dem Jahre 1858 (*Kennel Club Studbook*), in Deutschland seit 1880 (*Deutsches Hundestammbuch*) nämliche Zuchtbücher. Selbst in Ungarn war man der österreichischen Reichshälfte zuvorgekommen.

Aus diesem Anlass war bereits anlässlich der Internationalen Hundeausstellung im März des Jahres eine Delegiertenkonferenz unter der Führung von Marquis de Bellegarde, Obmann des *I. Österreichischen Geflügel- und Hundezuchtvereins* einberufen wurden. Auch an dieser Teilnehmerliste lässt sich eine gesellschaftliche Positionierung, jener mit der Thematik Hundezucht- und Ausstellungswesen befassten Personen erkennen. Als Teilnehmer protokolliert sind unter anderem Joseph Graf Hoyos, Leo Baron Gudenus, Fürst Starhemberg, Baron von Sessler oder etwa Prinz Carl Schwarzenberg. Vorgenannte kamen in deren offiziellen Funktion als Vertreter der jeweiligen Jagdschutzvereine. Den Vorsitz dieser Konferenz hatte Joseph Graf Hoyos inne. Anfänglichen Uneinigkeiten zum Trotz, kam es dennoch zum allgemeinen

¹⁵⁵ vgl. § 1 der novellierte *Ausstellungsordnung des Österreichischen Hundezuchtverbandes* (Wien, 1894)

¹⁵⁶ Österreichischer Hundezuchtverein, Statuten vom 15. November 1883 §2

Beschluss der Einführung genannten Stammbuches unter Akzeptanz bereits in vorgenannten Stammbüchern genannter Hunde.¹⁵⁷

Hinsichtlich des Reglements bleibt zu sagen, dass wohl eine Trennung zwischen jagenden und nichtjagenden Hunden gemacht wurde, nicht aber zwischen Hündinnen und Rüden. Auch eine Vergabe der Formwerte wie auch der Preise war noch nicht späterem Regelwerk unterworfen. Es erfolgte eine mehrfache Vergabe erster Preise, einzig an der Schönheit der Tiere orientiert. Erst mit dem Jahr 1894 kam es zu einer Überarbeitung bestehenden Reglements welche, unter anderem, eine Trennung der Bewerbe in Rüden und Hündinnen verlangte.

Abgesehen von den abgehaltenen allgemeinen Hundeschauen, gab es aber gegen Ende des Jahrhunderts auch eine Vielzahl von Spezial(zucht)schauen. So fand etwa 1887 eine Spezialschau der Dachshunde, 1896 eine Schau der Deutsch- Langhaar- Vorstehhunde (beide in Wien) statt. Wenngleich auch Wien als Zentrum des Ausstellungsgeschehens galt, folgten schon bald auch lokale Ableger in Wiener Neustadt und Linz (1889), Graz (1890) sowie Innsbruck, Graz und Klagenfurt (1896).

Im direkten Vergleich zu modernen Ausstellungen der Republik Österreich fallen noch einige Details ins Auge. Zum einen der Unterhaltungscharakter der Veranstaltungen. Neben Frühschoppenartigen Ambiente dienten Regimentskapellen der musikalischen Erheiterung. Auch hinsichtlich der Entlohnung des Personals wie der Ausbezahlung von Geldpreisen an die Sieger stellen wir beachtliche Unterschiede fest.

Sehr interessant ist die Feststellung, dass folgende Rassen in das erste Hundestammbuch eingetragen wurden:

1.) Jagdrassen

Österreichische Bracke, Dachshunde, Deerhound, Deutscher Vorstehhund, Foxterrier, Pointer, English- Gordon- und Irish Setter, Sussex Spaniel, etc.

2.) Nichtjagende Rassen

Bologneser, Bulldogge, Deutsche Dogge, Mastiff, King Charles Spaniel, Mops, Neufundländer, Pudel, Deutscher Schäferhund, Italienisches Windspiel.

Auch in Österreich wurde mit dem Jahre 1896 eine sehr detaillierte Regelung zur Namensvergabe der Rassehunde getroffen. Zwölf Richtlinien waren maßgeblich für die Eintragung. Die Geburtsstunde des heimischen Zwingernamenschutzes eingeläutet. Beachtlich ist die Tatsache, dass in den Jahren 1895 bis 1908 insgesamt 5.108 Hunde

¹⁵⁷ siehe §1-3 Bestimmungen zur Eintragung in das Österreichische Hundestammbuch (Wien 1883)

eingetragen wurden.¹⁵⁸ Die Eintragungsordnung schuf neben den bereits bestehenden Büchern Großbritanniens (1859) und Deutschlands (1880) nun endlich eine lokale Institution, auf welche mit großem patriotischen Stolz verwiesen wurde.

10. Hunde als Retter und Helfer

Weniger dem Hund als Gefährten und mitunter gleichwertigen Partner denn einem fast übergeordneten Hund als Helfer und letztlich Retter ist dieses Kapitel gewidmet.

Ein Kapitel im Gedenken an all jene Hunde, die ungezählte Menschenleben gerettet haben - den wenigen berühmten jedoch noch mit weit größerer Leidenschaft den ungezählten vergessenen Rettern auf vier Pfoten.

Es stellt sich zu Beginn die Frage welche Hunde kamen für die Rettung und den Einsatz am Menschenleben im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert generell in Frage? Spontan geantwortet ließe sich hier gut und gerne sagen: Jeder, der sich körperlich und geistig eignet. Aus quellentechnischen Gründen der Kontinuität und Quantität müssen wir aber eine Einteilung treffen, welche die Haupteinsatzgebiete wir folgt teilt:

Sanitätshunde

Alpine Rettungshunde

Blindenhunde

Wie natürlich erscheint uns heute – im Zeitalter zunehmender Naturkatastrophen oder terroristischer Alpträume – der Einsatz von Rettungshunden. Der Mensch des beginnenden einundzwanzigsten Jahrhunderts hat nachhaltig gelernt, dass er in vielen Dingen den übrigen Arten meilenweit überlegen ist- und dennoch in Extremen ausgeliefert ist. Lawinen, Erdbeben, Explosionen legen Tagaus Tagein Zeugnis ab, dass mitunter durch den Hund der letzte Strohalm gereicht wird Unabwendbares aufzuschieben, Unmögliches wahr werden zu lassen. Selbst in unserer Zeit die alles zu messen, alles zu verstehen meint, vertrauen wir in ausweglosen Situationen den Sinnen eines Suchhundes. Einem durch und durch „animalischen“ Ortungssystem in hoch technischen Zeiten.

Wie hat aber der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts vergleichbare Situationen erlebt? Frei von vielen Errungenschaften der Technik, die den heutigen Menschen in schier

¹⁵⁸ vgl.: 75 Jahre Österreichischer Kynologenverband 1908-1984 (Wien, 1984) S. 25

absoluter Sicherheit wiegen und dennoch erfüllt von der Allmacht naturwissenschaftlicher Neuerungen. Mit einem Fuß in einem Jahrhundert der technischen Unberührtheit und dennoch an der Schwelle zu einem Europa der Elektrizität und mechanischer Mobilisierung. Niemals befand sich eine Generation so sehr zwischen den Zeiten wie jene des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts. Tiefer Glaube an herkömmliche Systeme, religiöser wie dynastischer Natur trafen auf eine fast unbezähmbare wissenschaftliche Neugier. Linné und Darwin, Schopenhauer und Nietzsche gaben den Weg frei in eine Zeit die Alles glaubte und gleichsam Allem mißtraute.

10.1 Sanitätshunde

Im Lauf der Geschichte wurden Hunde immer wieder an Seite ihres Herrn in Kampfhandlungen einbezogen. Bereits in der Antike zogen sie mit den Kriegern auf die Schlachtfelder des alten Europa. Als Kampfhunde nahmen sie aktiv Teil am blutigen Gemetzel der Völker. Hühnenhafte Tiere kämpften Seite an Seite mit dem Menschen deren Kämpfe um Land und um Macht. Noch Jahrhunderte später waren Hunde im direkten Kampfeinsatz, diesmal vorwiegend gegen die Pferde feindlicher Truppen.

Das Augenmerk dieser Arbeit liegt aber nicht auf den tierischen Kämpfern, die Seite an Seite mit dem verwunderlich animalischen Menschen auszog um zu gewinnen- sei es um den Preis des (eigenen) Lebens. Die philosophische Frage nach der unterschiedlichen Motivation strategischen Kämpfens bei Mensch und Tier sei hier erwähnt, dennoch nicht weiter ausgeführt. Unser Fokus liegt auf der „anderen“ Seite des Kämpfens, jener des Verletztwerdens, des Sterbens- schlicht des Verlierens.

Kein Soldat rühmt sich seiner Angst vor dem eigenen Ende, kein Chronist schreibt mit Stolz vom Untergang der eigenen Truppen. Dennoch: Es geschieht. Es wird verloren, es wird gestorben. Umso beachtlicher sind jene Berichte, die von der eigenen Ohnmacht, vom Versagen – von der persönlichen Unzulänglichkeit und vom Ausgeliefertsein berichten. Wir leben heute im einundzwanzigsten Jahrhundert, einem Zeitalter der hoch technischen Kriegsführung, in einer Welt die kaum zu schockieren ist. Der Soldat unserer Zeit hat die unglaublichesten Bilder im Kopf- wenn auch nur aus seiner Ausbildung. Er ist vorbereitet auf das Siegen – aber zumindest trainiert auf das Verlieren. Spätestens der Erste Weltkrieg machte aber sezierend scharf klar, dass das Zeitalter der klaren Gewinner der schnellen Entscheidungen kalkulierbarer Opfer dahin war. Diese Klarstellung ist mir um so wichtiger als sie die unendliche Verzweiflung all jener verdeutlicht, die in mitunter unreflektiertem Patriotismus voran gestürmt waren, bar jeder Vorstellung was es bedeutete, sein Leben für Regent und Vaterland aufs Spiel zu setzten. Der erste Weltkrieg machte deutlich, dass Ränge ihren Preis hatten, dass die im Salon „erprobten“ Offiziere, ebenso von Blut und Dreck

verschmiert, die gleiche Endlichkeit besaßen. Im Ersten Weltkrieg fanden nicht nur Regime ihr Ende, zerbarsten Ideologien – er bedeutete auch das Ende der Ritterlichkeit am Schlachtfeld- er war ein grauenvolles Vorspiel seines unbeschreiblichen Nachfolgers.

Mit einer vorsichtigen Einstimmung auf das Grauen dieser Jahre zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wenden wir unseren Blick nun wieder den Hunden zu, denen dieses Kapitel gewidmet ist.

Bereits gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts hatte eine Entwicklung ihren Anfang genommen, die bewusst Hunde aus dem aktiven Kampfeinsatz entzog und ihm eine völlig geänderte Rolle zuerkannt hatte. Der Hund wechselte die Seite vom kämpfenden zum helfenden Kameraden. Dieser Entwicklung messe ich im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Rezeption des Hundes, insbesondere hinsichtlich seiner zunehmenden Sentimentalisierung große Bedeutung bei.

Die Aus- und Weiterbildung von Hunden für den Kriegsdienst fand in ihren Anfängen im Stillen statt. Als Pioniere in dieser Hinsicht gelten preußische Jägerbataillone, welche ab den neunziger Jahren im Rahmen größerer Manöver Hunde zu verschiedenen Zwecken einsetzten. Große Verdienste um die Ausbildung der Sanitätshunde erwarb Jean Bungartz, der Gründer des *Deutschen Vereins für Sanitätshunde*.

Zu den Hauptaufgaben dieser ersten Generation von Kriegshunden gehörte in erster Linie das Aufspüren des verletzten Soldaten im Feld, das Überbringen von Verbandsmaterial, oder im Falle von Schwerverwundeten, das Anzeigen der Position des Verletzten beziehungsweise das Herbeiholen von Hilfe. Ganz allgemein machte man sich die Fertigkeiten des Hundes im Zusammenhang mit Botendiensten und leichten Transportaufgaben zu nutze. Als Postenhunde übernahmen sie oftmals eine Bewacherfunktion und erhöhten somit die Sicherheit ihres Bataillons.

Vordenker im militärischen wie sozialen Bereich warnten frühzeitig vor den Auswirkungen geänderter Kampfmittel. Moderne Kriegstechniken erhöhten die Anzahl der Verwundeten, größere Projektilreichweiten erschwerten die Bergung Verletzter und Gefallener auf beiden Seiten. Anlässlich einer Sitzung der österreichischen Delegation in Wien zeigte Theodor Billroth die Bedeutung eines modernen Versorgungswesens auf und forderte eindringlich den Einsatz von innovativen Bergungsmethoden, wie es etwa den Einsatz von Sanitätshunden. Von besonderer Tragweite sollte die Eingangs erwähnte Modernisierung auf dem Gebiet der Waffenkunde darstellen. Innovationen im Bereich von Waffe und Munition stellten eine Verlängerung des Bergungsweges dar und ließen das Gesamtrisiko für alle Beteiligten dramatisch ansteigen. Zur

Verdeutlichung dieser Situation ein kleiner Auszug aus Billroths Rede, am Beispiel der Schlachten von Gravelotte und St. Privat.

„Die Schlacht begann um zwölf Uhr und war um acht Uhr zu Ende. In diesen acht Stunden waren 5000 Tote und 15.000 Verwundete. Von den Letzteren waren zwei Drittel Leicht- und ein Drittel Schwerverwundet, die zurückbehalten wurden. Für alle Leichtverwundeten waren die Sanitätszüge, mit welchen sie wegtransportiert wurden, bereits gestellt. Wenn man nun aber annimmt, dass zwei Träger mit einer Trage auf einer Distanz von fünf-, sechs-, oder siebenhundert Schritten in diesen acht Stunden zehnmal hin- und hergehen können, so kommen wir darauf, dass für die obengenannte Schlacht für die Seite der Deutschen fünfhundert Tragen und tausend Träger notwendig gewesen wären. Da nun die Schlacht siegreich war und die Deutschen alle Schwerverwundeten übernehmen mussten –etwa 10.000 Verwundete – so hätte man dafür 100 Tragen und 2000 Träger haben müssen.“¹⁵⁹

Die unzumutbare Form des Abtransports Verwundeter war für beide, Träger wie Verwundeten, welcher oftmals in Anbetracht mangelnder Kapazität stundenlang auf seine Bergung warten musste, ein medizinisches wie auch logistisches Problem.

„Die ganze Tragerei im Kriege ist absolut undurchführbar. Nach der Schlacht bei Wörth habe ich einen Transport von Verwundeten auf einem Bauernwagen gesehen; der Wagen war vollgepropft mit Verwundeten und auf beiden Seiten hingen die Waffen und Chakos derselben herunter- dass hat mich an unsere Wildwagen erinnert, in welchen das größere Wild im Wagen liege, während die Hasen auf beiden Seiten aufgehängt werden. Diese Verwundeten haben die ganze Nacht und noch einen Teil des anderen Tages auf dem Schlachtfelde gelegen; man hatte sie zuletzt gefunden und zum Glück noch einen Wagen entdeckt.“¹⁶⁰

Die eigentliche Problematik aber fortan nicht nur in der Bergung der Verwundeten sondern wurde durch die erhöhte Treffweite der Geschosse ebenso wie durch schnellere Truppenbewegungen dramatisch verschlechtert.

¹⁵⁹ Bungartz Jean, *Der Hund im Dienste des rothen Kreuzes* (Leipzig, 1892) S.6

¹⁶⁰ vgl. Bungartz Jean, *Der Hund im Dienste des rothen Kreuzes* (Leipzig, 1892) S.7

Dieser Umstand war nicht nur Kriegstheoretikern bewusst sondern durchaus auch dem einen oder anderen Soldaten mit Kriegserfahrung aktiver oder passiver Natur. Die latent präsente Angst schwer verwundet nahende Hilfe zu erkennen und von dieser nicht gefunden zu werden zehrte an fast jedem Soldaten. Die Vorstellung unendlicher Qualen eines stundenlangen Todeskampfes ließ sich nicht überall und von jedermann verdrängen.

In ihrer unbeschreiblichen Angst verkrochen sich Schwerverwundete oftmals in unzugänglichem Terrain, suchten Schutz wie verletzte Tiere unter Gestrüpp und Mauerresten. Menschliche Helfer konnten diese Soldaten nur kaum bei Tageslicht ausfindig machen, eine Rettung bei Nacht, welche die Regel für Suche nach Verletzten war, erschien unmöglich. Die Furcht vor dem eigenen, schnellen „Heldentod“ war zweifelsohne schwächer als jene vor einem langsamen Tod des verzweifelten und einsamen Soldaten. Ihm wurde auch kaum eine Zeile der in den vielen Heldengedichten und Propagandaschriften gewidmet. Ihn erlebten nur jene hautnah, deren Erzählung keiner mehr hören konnte. Der Angst vor dem Vergessenwerden, dem nicht gesehen, gehört oder gerochen werden, konnte nur einer wirksam entgegentreten- der Kriegshund.

Der Einsatz von Sanitätshunden erschien somit nicht nur als ersehnte Lösung logistischer Probleme und wurde seitens Billroths vehement unterstützt. Er diente auch einer präventiven psychischen Stabilisierung der Soldaten, gab ihnen die Sicherheit im Ernstfall leichter und schneller aufgespürt und gefunden zu werden. Dieser Faktor darf und soll nicht unterschätzt werden. Um seiner Bedeutung in vollem Umfang gerecht zu werden, bedarf es einer differenzierten Betrachtung der Ausgangssituation des ersten Weltkrieges hinsichtlich seiner Erwartungen und ersten Rezeption der kämpfenden Truppen. Der Prolog des Krieges mit seiner kollektive Hysterie und Begeisterung reduzierte sich diametral zum Kampfgeschehen. Jeder neue Tag brachte einer Vielzahl von jungen Menschen die Erkenntnis wie unendlich weit Propaganda und Realität auseinanderklafften. Europa war nur theoretisch gut vorbereitet für den Kriegsfall gewesen- aber dieser Krieg war mehr als jede bekannte Auseinandersetzung. Heftiger, grausamer, länger als alle bisher dagewesene. Lawinenartig wälzte er Leid und Tod vor sich her und riss mit sich was sich in seine Nähe begab. Zum ersten Mal begriff sich der Mensch in Mitten der tobenden Materialschlachten, geduckt unter dem Donner der Kanonen, Granaten und in Angst vor todbringenden Schrapnellen, nicht länger Individuum dass der Technik Einhalt gebieten konnte. Hier wurde er degradiert zum flüchtenden, um sein Leben kämpfendes Tier, dass sich seiner totalen Verwundbarkeit täglich aufs Neue bewusst wurde. Keine Schule, kein Militärdienst hatte auf diese

Massaker vorbereitet. Waren sich schon unverletzte Soldaten der Absurdität und mitunter Hilflosigkeit ihrer eigene Lage schmerzlich bewusst, wie groß war dann die Furcht in diesem Chaos aus Blut und verstümmelten Leibern nicht gefunden zu werden, wie „Hund zu verrecken“? Es ist ein bemerkenswerter Anachronismus, dass es gerade Hunde sein sollten, die Menschen vor dem animalischen „Verrecken“ retten sollten. Ein Wortspiel, das im Ernstfall nicht einmal ansatzweise reflektiert wird, gibt sich der Mensch doch völlig in des Hundes Obhut und ist seinem Können und Instinkt ausgeliefert. Es zeigt viel mehr, dass es im Krieg als Sondersituation menschlicher Interaktion zu einer Änderung manifester Strukturen kommt und eine Verschiebung der Mensch – Tierbeziehung, im Besonderen der Mensch- Hundbeziehung zulässt. Dieser Umstand verweist wiederum auf meine Grundaussage, dass Beziehungs(ver)änderungen zwischen Mensch und Hund in Sondersituationen begünstigt stattfinden und nach deren Überwindung gepflegt oder verworfen werden können.

Bei allem Optimismus wurde jedoch der Umstand, dass alle Ausbildungs- und Trainingsmaßnahmen in Friedenszeiten in Angriff genommen wurden, die Erprobung im Ernstfall noch ausständig war im Hintergrund belassen. Die Theorie des neu geschaffenen Sanitätshundewesens war noch nicht am Beispiel Krieg gemessen, der „Kamerad Hund“ hatte seine Einberufung noch nicht erhalten.

Es gab durchaus auch Zweifler, die einem Einsatz von Hunden im sensiblen Bereich menschlicher Lebensrettung reserviert gegenüberstanden. Diese Ressentiments hatten und haben eine zutiefst menschliche Ursache. Die eigene Rettung aus lebensbedrohender Situation impliziert einerseits das subjektive Erleben der eigenen Ohnmacht und bedingt andererseits ein mitunter ambivalentes Gefühl von Vertrauen in seinen Retter. Für beide Aspekte bedeutet der Umstand von einem Tier gerettet zu werden, eine nicht unerhebliche psychologische Herausforderung. Das Tierversständnis des neunzehnten Jahrhunderts war zutiefst geprägt von der christlichen Vorstellung menschlicher Vorherrschaft. Die Fähigkeit Vertrauen in die Leistung eines Tieres zu setzen steckte, insbesondere in Anbetracht der Gefährdung eigenen Lebens, noch in den Kinderschuhen. In Folge nimmt es nicht wunder, dass die erste Generation von Sanitätshunden in ihrer Rezeption geteilte Anerkennung erhielt, welche nicht ausschließlich darin begründet, dass deren Ausbildung noch nicht zur Perfektion gelangt war

So groß die anfängliche Begeisterung für die Kameraden auf vier Pfoten auch war, so schnell stießen Ausbilder wie Soldaten an die Grenzen beiderseitiger Belastbarkeit.

Mangelhafte Ausbildung der Hundeführer, überspannte Erwartungen gegenüber dem „Kameraden Hund“, wie auch letztlich eine nicht optimale Auswahl der geeigneten Hunderassen ließen die Euphorie der Anfangstage verblassen und einer zunehmenden Härte gegen den Hund weichen. Wie sehr dieser Umstand bereits den Pionieren der Kriegshundearbeit bewusst war, zeigt ein Zitat Jean Bungartz

„Man pflegt zu sagen: „ Die Dressur ist eine Kunst, die verstanden sein will!“ Wie nun nicht jeder Hund zu einer guten und regelrechten Dressur geeignet ist, so ist auch nicht jedermann zum Dresseur geschaffen. Nervöse, leicht erregbare, jähzornige und ungeduldige Naturen lassen am besten die Finger davon, denn sie würden sich selbst und ihren Zöglingen eine Qual bereiten und nichts oder doch nur Ungenügendes erreichen. Nur wer über große Ruhe, Geduld und Ausdauer verfügt, wird in der Abrichtung von Hunden zum Erfolge kommen (...) nur derjenige hat Talent und Beruf zum Dresseur, der befähigt ist, die Individualität des Hundes richtig zu beurteilen.“¹⁶¹

Als stärkstes Argument gegen jede Form von brutaler Härte verweist er auf den Umstand, dass gequälte, hart gedrillte Hunde in Abwesenheit ihres Führers unzuverlässig arbeiten, ihre anerzogene Pflicht nur im Angesicht des harten Ausbildners zur Vermeidung weiterer Schmerzen erfüllen und somit für ihren Einsatzzweck, freies und verlässliches Arbeiten im Feld, ungeeignet sind.

Bungartz wendet sich wiederholt gegen maßlose und ungerechtfertigte Härte gegen den Hund und spricht in diesem Zusammenhang indirekt die Würde des Tieres an.

„Auch ein gut erzogener Hund besitzt „Ehrgefühl“, wenn man es so nennen darf, und empfindet rasch den Unterschied zwischen strafenden und lobenden Worten.“¹⁶²

Wenn auch der eingebrachte Verweis eines möglichen Ehrgefühls schon durch den Umstand relativiert wird, dass Ehre ein Begriff menschlicher Moralvorstellungen ist, so zeigt uns genanntes Zitat sehr deutlich, dass die Rezeption der Stellung Hundes innerhalb der Gesellschaft so weit fortgeschritten war, dass zumindest ab und an

¹⁶¹ Bungartz Jean, Die Dressur des Polizei- und Sanitätshundes (Berlin, 1916) .9

¹⁶² Bungartz Jean, Die Dressur des Polizei- und Sanitätshundes (Berlin, 1916) .10

rhetorische Anleihen aus menschlichen Wertvorstellungen auf Hunde übertragen wurden.

Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts kamen in erster Linie Collies, Airedaleterrier und Jagdhunde zum Einsatz. Letzter Kategorie stand man seitens der Ausbildner anfangs skeptisch gegenüber, zumal der den verschiedenen Jagdhunderassen angeborene Trieb als unüberwindbares Hindernis für deren Ausbildung zum Sanitätshund erachtet wurde. Das viel zitierte Beispiel des Jagdhundes, der an Stelle der Verwundetensuche lieber einem Hasen nacheilt, schloss viele hochbegabte Hunde bereits ohne deren Erprobung vom Dienst aus. Auch dem deutschen Schäferhund begegnete die Ausbildner anfangs – hier im Vergleich zum bevorzugten Collie- mit unverhohlener Skepsis.

„Ob der deutsche Schäferhund nicht die gleichen Vorzüge in sich vereinigt, wollen wir hier nicht verneinen, halten dies sogar für sehr wahrscheinlich; aber bisher konnte kaum von einer konstanten Rasse des deutschen Schäferhundes die Rede sein. Erst in jüngerer Zeit hat man sich an die Wiederherstellung des deutschen Schäferhundes gemacht und wir wünschen- mit Erfolg. Es ist eben schwer, wirklich Hunde, welche auf diesen Namen Anspruch erheben dürfen, aufzufinden und nicht jeder Schäferfix, der den Namen „Phylax“ hat, ist deshalb ein deutscher Schäferhund. Aus diesen Gründen haben wir mit dem deutschen Schäferhund keine Versuche anstellen können.“¹⁶³

Der in späterer Zeit zum Symbol gewordene Deutsche Schäferhund, kam erst in späterer Folge, ebenso wie Rottweiler und Dobermann (zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts) ganz besonders im Ersten wie auch Zweiten Weltkrieg, zum Einsatz. In diesem Sinne hält Rupert Kurzamann, seit dem Jahre 1914 Obmann Stellvertreter der Kriegshundesektion des Österreichisch -Ungarischen Polizei –und Kriegshundevereins folgende Rassen, nach Einsatzgebieten gegliedert, als maßgeblich fest:¹⁶⁴

¹⁶³ Bungartz Jean, Der Hund im Dienste des rothen Kreuzes (Leipzig, 1892) S.16

¹⁶⁴ Kurzamann Rupert, Der Hund im Kriegsdienst (Bielefeld, 1918) S. V

Felddienst- Hunde

Airedale Terrier

Deutscher Schäferhunde und andere Schäferhunderassen

Dobermannpinscher

Rottweiler

Münchener Schnauzer

Boxer

Zughunde

Polar- und Nordlandhunde (w.e. Samojedenspitz, Laikas, Eskimohunde, Isländer)

Doggen und Doggenartige (w.e. Tibetaner Dogge, Mastiff, Bulldog, Bulldogge, Dänische Dogge, Neufundländer, Bernhardiner, Leonberger, Schweizer Sennenhunde, Istrianer Schäferhund)

Rattenfänger Hunde

Glatthaarige und rauhhaarige deutsche Pinscher

Schnauzer

Terrier (w.e. irischer Terrier, glatt- und rauhhaariger Foxterrier , Bullterrier , jedoch exklusiv dem Airdaleterrier- der unter Punkt. 1 erwähnt wurde)

Teckel

Zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts befand man sich jedoch noch im Anfangsstadium einer diesbezüglichen Entwicklung und eine militärisch straffe Organisation des Diensthundewesens steckte noch in den Kinderschuhen.

Die zu Anfangs zum Einsatz herangezogenen Hunde wurden teils aus Unkenntnis, teils aus Motiven maßloser Fehleinschätzung und auch über ihre Leistungsgrenze getrieben. Verbitterter Drill und Härte der Ausbilder machten diese Tiere oftmals nur aus Angst gefügig, selten erreichten Schläge überspannte Ziele, sondern ließen Tier und Mensch kläglich an gestellten Aufgaben scheitern.

Zu den bedeutenden Schwierigkeiten der Anfangszeit zählte sicherlich auch, dass Hunde gemäß der herkömmlichen Polizeihundeausbildung einer Spur folgend, den vermeintlichen Angreifer verfolgten und den Verletzten primär außer Acht ließen. Diese Tatsache brachte im Kriegsfall gleich zwei Probleme mit sich. Einerseits begibt sich der Hund in der Suche zweifelsohne hinter feindliche Linien, andererseits wurden auch im Schmerz um sich schlagende Verletzte von zurückkehrenden Hunden fälschlicherweise als Feinde wahrgenommen und attackiert.

Die Rezeption dieser ersten Generation „moderner“ Kriegshunde war demzufolge geteilt. Die Ruhe vor dem großen Krieg ließ noch andere Maßstäbe gelten, noch wurde einzig nach Perfektion und Leistung gemessen, noch war der Mensch nicht kriegsbedingt in seiner Existenz bedroht, auf fremde Hilfe angewiesen. Manöver inszenierten lediglich die Generalprobe zu einem fiktiven Drama, dessen unmittelbare Realität unvorstellbar war.

Europa gab sich der Illusion beständigen Friedens hin, den fernen Donner einer nahenden Katastrophe hörten nur jene, die es vermochten sich vom dekadenten Treiben einer todgeweihten Monarchie zu lösen. Der Krieg den später keiner gewollt hatte, und in dessen Arme sich dennoch Hunderttausende mit fliegenden Fahnen warfen, sollte alles bisher Dagewesene übertreffen. In gigantischen Materialschlachten, gestützt und getrieben von neuer Technologie, die jede Grenze vorstellbaren Grauens Wahrheit werden ließ, wurden Tag für Tag tausendfach Träume zerstört, Leben beendet. Wenn die Nacht endlich ihre Dunkelheit über die Schlachtfelder Europas senkte, waren es Sanitätshunde die als erste sich ihrem Weg durch das Leid und Elend bahnten. Eine Vielzahl von Berichten verletzter Soldaten zeigt eindrücklich, dass es hier zu einer Verschiebung in der Beziehung Mensch – Hund kommt, dass selbst im Wahnsinn des Krieges ein Lebewesen dem Anderen Hilfe bringt. An dieser Stelle lässt sich sehr gut eine Bruchlinie erkennen. Es wäre zu einfach zu behaupten, dass hier zwar ein Tier einem Menschen hilft, kein Soldat aber einen Hund retten würde.

Kriegsalltag verwischt Grenzen, Schlachtfelder verändern Menschen. Soldaten, die in langjähriger Kameradschaft zueinander standen, liefen schreiend davon und ließen ihren sterbenden Freund im Schützengraben liegen. Nie Dagewesenes, niemals im Alp erträumte Szenarien machten geplante Helden zu traurigen Gestalten, die später zugaben nur um ihr eigenes Leben gerannt zu sein. In dieser Ausnahmesituation tritt nun der Sanitätshund auf den Plan. Mittels harter Schulung ausgebildet zu Helfen, ohne Perspektive eines „was wäre wenn“. Hier ließe sich legitim die Frage stellen, ob der Hund einzig und allein seinem Drill folgend seine Arbeit absolviert oder sich der Mensch gezielt das spezielle Wesen dieser Art zu eigen machte, (s)einem Menschen helfen zu wollen, diesen unaufhörlichen Drang zu gefallen, geliebt zu werden. Ich für meinen Teil bin davon überzeugt, dass Ausbildung ohne letzteres Motiv in Ausnahmesituationen nicht funktioniert. Welch große Dankbarkeit überlebende Soldaten ihrem tierischen Retter gegenüber empfanden zeigt nachstehend freiwilliger(!) Bericht eines Musketiers an einen Polizeiserganten:

„ Es war am 23. Oder 24. Dezember 1914 (genau kann ich den Tag nicht angeben), wo ich mit mehreren Kameraden etwa 25km von

Sanniki in Rußland auf Patrouille marschiert war: Ohne vom Feinde etwas gesehen zu haben, bekamen wir plötzlich vom Walde Feuer. Unsere Patrouille wurde auseinandergesprengt. Ich sprang seitwärts in einen Graben und erhielt einen Streifschuß in den Nacken. Ich sprang auf und lief den Wald entlang bis zu einem Abhang. Ich hatte denselben nicht bemerkt und stürzte hinunter, wo ich erschöpft und bewusstlos liegenblieb. Dies war um etwa 3 Uhr morgens. Ich blieb nun liegen bis zum Morgen gegen 8 Uhr. Plötzlich bemerkte ich, wie ein Hund neben mir stand, mich beschnupperte, bellte und dann zurücklief. Ich war steif gefroren. Es dauerte etwa 10 bis 15 Minuten, bis Sanitätsmannschaften mit einer Bahre kamen, mich darauflegten und zum Feldlazarett brachten. Meine Rettung habe ich allein nur dem Hund zu verdanken; denn die Stelle wo ich lag, war Gestrüpp und übersichtliches Gelände. Ich hatte mich so verkrochen, dass ich ohne den Hund niemals gefunden worden wäre und einen sicheren Tod durch Erfrieren gefunden hätte. Der Hund war ein Deutscher Schäferhund.“¹⁶⁵

Dieser Bericht weist aber auch deutlich jene Schwachstelle im Sanitätshundewesen aus, welche dem Feind eine beachtliche Angriffsmöglichkeit bot. Das Verweisen des Hundes durch Bellen. Diese, besonders bei Jagdhunden ausgeprägte, Art auf einen gefundenen Verletzten hinzuweisen, ist in Friedenszeiten im Gebrauchshundewesen bis heute in Gebrauch. Im Kriegseinsatz bedeutet es jedoch unnötiges Aufsehen, welches den Gegner auf feindliche Verletzte hinwies und im schlimmsten Fall Soldat wie Hund in tödliche Gefahr brachte.

Versuchsabteilungen der verschiedenen Diensthundestellen arbeiteten fieberhaft an einer neuen Verweismethode für die Hunde. Es lief ein Kampf gegen die Zeit, da es sich nicht um die Umstellung einer Fertigungsmethode, sondern das Erlernen einer neuen Fertigkeit seitens des Hundes handelte. Dennoch kam, nach einigen Rückschlägen, bereits im Jahre 1916 die Methode des Bringselverweisens erfolgreich zur Anwendung. Diese Verweismethode sieht das Anbringen eines Lederstücks am Halsband des Hundes vor. Hatte dieser den Verletzten gefunden, wurde das Teil mittels ruckartiger Bewegung ins Maul genommen und dem wartenden Hundeführer auf schnellstem Wege retourniert. Dieser konnte nun auf lautlosem Wege sichergehen, dass der Verletzte vom Hund gefunden wurde und Hilfsmaßnahmen einleiten. Im Jahre 1916 versahen an die 2000 Sanitätshunde ihren wertvollen Dienst an allen Fronten.

¹⁶⁵ zit. in Sommer Oscar P.W., *Hunde als Helfer im Weltkrieg* In: *Der Hund. Zeitschrift für praktische und wissenschaftliche Kynologie*, Nr.4 vom 28.Februar 1934 S.84f.

Welch hohen Stellenwert die Hunde im Kriegsdienst hatten, lässt sich aus der Teilnehmerliste der Mitgliederversammlung des Deutschen Vereins für Sanitätshunde am 18. Dezember 1915 im Hotel Bristol in Berlin ablesen. So waren unter anderem der Schirmherr Großherzog von Oldenburg, seitens des Vereins Vertreter des Preußischen Kriegsministeriums, des Generalquartiermeister und Feldsanitätschef Hauptquartiers, des Königlich Preußischen Ministeriums für Inneres, des Königlich Sächsischen Ministerium für Inneres, des Polizeipräsidiums Berlin wie eine bedeutende Anzahl von Honoratioren und hochrangigen Vertretern der Ausbildung im Feld, weiters Mitglieder verschiedenster Abteilungen von Polizei und Militär anwesend. Als Schirmherr spricht Großherzog Friedrich von Oldenburg die rasante Entwicklung des Vereins ebenso wie dessen Schwierigkeiten an.

„(...) Als der Krieg begann, war der Verein gerade in einer günstigen Entwicklung begriffen, er war auf und emporgeblüht und die Geldverhältnisse hatten sich gebessert. In diesem Augenblicke wurde er vom Krieg überrascht und nun entstand eine schwierige Arbeit, um den Verein auch nur einigermaßen in den Stand zu setzen, der ihn befähigte, den an ihn gestellten Ansprüchen gerecht werden zu können. Mit 8 Hunden begann der Verein den Krieg und jetzt haben wir die Freude, 2500 ausgebildete Hunde mit ausgebildeten Führern an der Front zu haben.“¹⁶⁶

Es ist aber nicht nur der Umstand, dass in kurzer Zeit eine kriegsunterstützende Organisation aufgebaut werden konnte, die ihn beeindruckt. Ganz explizit erwähnt er ein Frontbeispiel aus eigener Erfahrung.

„Es war während der San Schlacht. Es war gemeldet worden, dass eine Schilfdeckung am San vollständig nach Verwundeten abgesucht worden wäre. Ich bat, dass trotzdem noch eine Nachsuche mit Hunden gehalten würde. Ich tat das eigentlich nur aus Interesse für mich. Es wurden die Hunde hingeschickt und es wurden noch 8 Leute gefunden. Es handelte sich um sehr dichtes Rohr, es war überall durchgegangen und abgesucht, aber diese 8 Leute waren nicht gefunden. Ebenso habe ich eine Suche der Por Schlacht mitgemacht, die an einem Nachmittag begann und sich über den Abend bis in die Nacht hinein hinzog. Es war diese einer

¹⁶⁶ Deutscher Verein für Sanitätshunde, Jahresbericht 1915/1916 und 1916/1917 S. 41f.

der schönsten Tage die ich im Felde erlebt habe. Man kann sich die Freude der Leute gar nicht vorstellen, die vorher nicht gefunden worden waren. Und nun inzwischen von Hunden gefunden wurden. Ihre strahlenden Gesichter und der Jubel, der aus ihren Mienen sprach, werden mir unvergeßlich sein.“¹⁶⁷

An dieser Stelle zeigt sich sehr deutlich wie angewiesen der kriegführende Mensch mitunter auf seinen Kameraden Hund war. Diesen Umstand konnte und wollte man auch an höchster Stelle nicht leugnen.

An anderer Stelle wurde jedoch gerne ein Mantel des Vergessens ausgebreitet. Der mühsame Kampf um Anerkennung seitens des Heeresverwaltung, ein Drängen auf die Nutzbarkeit des Hundes im Feld, das erst im Angesicht des Kriegs tatsächlich wahrgenommen und umgesetzt wurde. Erst im Frühjahr des Jahres 1914 kamen erste Hunde im Rahmen einer Übung des Gardecorps, welcher auch Vertreter des Kriegsministeriums beiwohnten, in der Suche nach Verwundeten zum Einsatz.

Der Kriegsbeginn und die schon bald stattfindenden ersten verlustreichen Schlachten beschleunigten die wohlwollende Rezeption auf höchster Ebene.

Man war sich Seitens der Verantwortlichen durchaus auch des Wertes dieser Tiere für die Truppe bewusst. So wurde etwa der Einsatz für gefährliche Arbeiten in langen Stellungskämpfen unter heftigem Artilleriesfeuer verboten. Ebenso wurden Hunde nicht in unmittelbarer Feindnähe eingesetzt, um diese nicht direkter Gefahr auszusetzen. Augenzeugenberichte sprechen vom Eröffnen sofortigen Beschusses seitens des Gegners bei Wahrnehmung eines Sanitätshundes samt Führer sowohl optisch wie auch akustisch. Die bereits angesprochene Problematik des Verbellens barg, wie gesagt, ein nicht unbeträchtliches Risiko für Hund und Mensch. Aber auch der Umstieg vom Lautgeben hin zur lautlosen Bringselarbeit konnte einen bedeutenden Faktor nicht vergessen machen. Die einseitige Fähigkeit des Hundes Schwerletzte zwar unter widrigsten Bedingungen in für Mensch unzugänglichem Gebiet ausfindig zu machen, jedoch zwischen frischen Leichen und Bewusstlosen nicht unterscheiden konnten.

Ich möchte an dieser Stelle diese prinzipielle Unterscheidungsfähigkeit nicht jedem Hund absprechen, zumal es in besonders engen Mensch- Hundbeziehungen, wie es ganz sicherlich Hundeführer-Tierbeziehungen sind, zu unglaublichen Leistungen des Hundes kommen kann. Im seltensten Falle wurden aber Verwundete von eigenen Hunden aufgespürt, demnach traf der Suchhund auf einen ihm mehr oder weniger völlig fremden Menschen, dessen Körpergeruch ihm ebenso fremd war wie all jene

¹⁶⁷ Deutscher Verein für Sanitätshunde, *Jahresbericht 1915/1916 und 1916/1917* S. 44f.

Dinge die zwischen Mensch und Tier im non- verbalen Bereich kommuniziert werden. Das Entscheidungskriterium liegt für den Hund demnach im Geruch verwurzelt. Frischer Schweiß und Blut bedeuten ihm Leben, Verwesungsgeruch und Schweißmangel des erkalteten Toten wurden nicht als rettungswürdig angezeigt.

Wir sprechen hier einzig und allein von einer für den Kriegsgebrauch antrainierten Variante der Suchhundausbildung. Die Bergung wie der Abtransport gefallener Soldaten wurde nach Maßgabe der jeweiligen Einzelsituation zwar angestrebt, durfte jedoch nicht Mensch oder Hund in unmittelbare Gefahr bringen. Somit kamen die Sanitätshunde in die Situation eines geteilten Dienstes. Einerseits war es ihre Aufgabe schnell und präzise nach Verwundeten zu suchen, bereits erkaltete Gefallene jedoch primär zu ignorieren. Wurde zu späterem Zeitpunkt auch diese Suche aufgenommen, begleiteten sie die Soldaten auf ihrem traurigen Weg ein zweites Mal. Wiederum entstand eine sehr spezielle Situation von Kriegskameradschaft. Überlebende machten sich auf ihren Weg gefallene Kameraden zu suchen, Seite an Seite mit den Suchhunden. Es waren die Hunde die diese Suche ein wenig erträglicher machten, es waren Hunde die dann stumme Zeugen menschlicher Verzweiflung waren nicht früher helfen gekonnt zu haben.

Im weiteren Verlauf des Krieges wurde an der Front dennoch die Gattung Sanitätshund zunehmend überflüssig. An beiden Seiten der Front hatten sich Soldaten in ihren Gräben festgekrallt, lange Stellungskämpfe ließen die Hunde nicht zum Einsatz kommen. Gebrauchshundearbeit ist charakterisiert durch beständiges Training. Zeit und Platz für notwendige Übung war jedoch in keinsten mehr Weise vorhanden. Eine gemäß den veränderten Anforderungen Umschulung verwendeter Hunde zu Meldehunden wäre in vielen Fällen weit zeitaufwändiger und somit unrentabler gewesen als einen Teil vorhandener, älterer Hunde zur Arbeit abseits der Front auszubilden.

Jeder Kriegstag brachte neue Verluste, neue Verwundete. Die zum Einsatz gebrachten Waffen verursachten grauenvolle Verletzungen, die Anzahl der im Kampf Erblindeten erreichte dramatische Ausmaße. Arbeitslose Sanitätshunde wurden zusehends im Bereich der Blindenhunde eingesetzt. Dem deutschem Vorbild des Vereins für Sanitätshunde mit Sitz in Oldenburg folgend wurden Sanitätshunde als Helfer für jene ausgebildet, welche die Realität des Krieges auf grausame Weise schneller eingeholt, als alle Prognosen verheißen hatten. Führend in der Ausbildung und Aufwertung der Blindenhunde war seit dem Jahr 1915 der österreichisch- ungarische Polizei-, Kriegs- und Sanitätshundeverein, in erster Linie Leopold Senefelder. Sein Verdienst war die Adaptierung bekannten Wissens an die bestehenden Kriegsverhältnisse. Von

Bedeutung für die spätere Beziehung zwischen Mensch und Hund erschien mir der Umstand, dass im Gegensatz zu heutigen Generationen von Blindenhunden, jene Kriegsblindenhunde vorzugsweise

„(...) 3 –6jährige Hunde, die als Gebrauchshunde (Polizei-, Kriegs-, Sanitätshunde) tätig waren“.¹⁶⁸

Es wird in zeitgenössischer Literatur nur mangelhaft auf die spezielle Symbolik dieses Aufeinandertreffens eingegangen. Es lohnt durchaus einen kurzen Blick auf jene Situation zu werfen, in welcher sich Mensch und Hund in Person von Kriegsinvalidem und Blindenhund (wieder)treffen. Traumatisierte Soldaten, ihrer subjektiv wichtigsten Sinneswahrnehmung, dem Augenlicht, beraubt finden sich Seite an Seite wieder mit einem Lebewesen, das fortan sein Dasein damit verbringt ihren Alltag erträglicher zu gestalten. Oftmals blutjunge Männer, deren letzter Blick auf unendliches Grauen fiel, hatten für ihr verbliebenes Leben in Dunkelheit nur die Erinnerung zur Verfügung sowie einen nicht unwesentlichen weiteren Faktor: einen ausgebildeten Hund. Vom heutigen Standpunkt aus kann die therapeutische Wirkung dieser Blindenhunde nicht hoch genug bewertet und anerkannt werden. Eine Gesellschaft, nur mangelhaft vorbereitet auf Kriegstraumata und den totalen gesellschaftlichen Umbruch, war an sich schon instabil. Um wie vieles mehr waren diese Invaliden orientierungslos und verzweifelt, von Gott und der Welt enttäuscht und allein gelassen. Viele fühlten sich als Versager, nutzloses Beiwerk einer Nation die noch versuchte das unabwendbare Ende aufzuhalten. Es war Verbitterung und Scham die zum Alptraum der Kriegsversehrten wurde, ihnen ins Dunkel der Blindheit nachschlich.

Den freigewordenen Platz an der Front nahmen nun verstärkt sogenannte Felddienst- und Rattenfängerhunde ein. Die Verwendung Letztgenannter liegt bereits in dessen Bezeichnung begründet. Hier kamen oftmals vermehrt jene Hunderassen zum Einsatz, denen sonst seitens der Gebrauchshundeführer pauschal ihre Lebensberechtigung per se abgesprochen wurde. Im besten Falle nannte man sie eine Laune der Natur und tolerierte ihr Dasein mehr oder meist minder wohlwollend. Der Krieg bot diesen Hunden nun eine unerwartete Chance ihren Kritikern vor Augen zu führen, wie fälschlich ihre tatsächlichen Leistungen eingeschätzt wurden und in welch hohem Masse sie dem Menschen an der Front dienstbar sein konnten. Es war in erster Linie der Krieg in den Schützengräben; ein unübersehbares Gewirr von Stellungen,

¹⁶⁸ Kurzmann Rupert, *Der Hund im Kriegsdienst* (Bielefeld, 1918) S. 252

Erdlöchern und Verstecken. Soldaten lagen in endlosen Stellungskriegen verhaftet tage-, wochen-, oft monatelang auf Position. Essen und Notdurft fand in unmittelbarer Nachbarschaft statt. Schon bald hatten die Truppen mit einer Vielzahl angelockter Ratten eine weitere Plage am Hals, zumal die Ratten in ihrer Futtersuche vorwiegend nachts die Schützengräben heimsuchten und auch das schon kaum mehr mögliche Mindestmaß an Ruhe zuließen. Hinzu kam aber zweifelsohne auch die Gewissheit der drohenden Parasitengefahr, welche die Verantwortlichen handeln ließ. Die Kriegshandlungen waren verlustreich und erschöpfend, eine weitere Verschlechterung der sanitären wie psychischen Verhältnisse war untragbar und musste tunlichst vermieden werden. In dieser Situation machte sich das Militär jene Hunderassen zu Nutze, deren Wesen durch einen schier unersättlichen Jagdtrieb einerseits und die Passion gejagte Opfer schnell zu töten in hohem Maße charakterisieren. Hat der Hund sein Opfer erlegt, lässt ihn sein Trieb bereits nach dem nächsten Ausschau halten. In erster Linie zählen hierzu kleine Pinscher, Terrier und Teckel. Eine nicht unbedeutende Komponente ist der Umstand, dass der als Kampfhund in England gezüchtete Bullterrier auch als „Gladiator unter den Hunden“ bezeichnet wurde.¹⁶⁹

Bedeutend erscheint mir der Umstand, dass wir hier sehr wohl ein Wertigkeitsgefälle hinsichtlich der Rezeption dieser Hunde im Vergleich zu Felddienst- und Sanitätshunden haben. Der Rattenfänger wird als nützlicher Dienstleister anerkannt, seine Arbeit geschätzt. Was hier jedoch fehlt, ist einerseits eine ausgeprägte Bindung an diese Hunde, eine Nahverhältnis im Sinne einer Sentimentalisierung. Dieser Umstand liegt in der Bedeutung dieser Hunde begründet, weniger in ihrer nicht zu unterschätzenden Schärfe. Wo vorhanden, halfen Rattenfängerhunde Schützengräben ratten- und mäusefrei zu halten. Sie brachten somit eine Erleichterung im täglichen Frontalltag, halfen die bereits vorhandenen unhygienischen Verhältnisse nicht restlos kollabieren zu lassen. Den Soldaten war dieser Umstand mehr oder weniger bekannt, er brachte diesen Hunden aber nicht jene Wertschätzung oder gar Zuneigung ein, welche ihre Artkameraden des Feld- und Sanitätsdienstes genossen. Rattenfängern verlieh man keine Orden, sie bekamen keine Auszeichnungen und blieben im Dreck des Stellungskrieges eine undefinierte Spezies untergeordneter Helfer.

Ganz anders gestaltet sich die Sachlage bei Feld- und Sanitätshunden. Dies ist in erster Linie in der Tatsache begründet, dass diese Hunde in unmittelbarem Zusammenhang mit der Rettung und Bergung Verwundeter oder Gefallener einerseits, oder mit Kriegsdiensten, welche für Menschen in dieser Ausführung nicht oder nur schwer möglich gewesen wären erlebt und assoziiert wurden. Die Greuel des Krieges verschoben annähernd alle Grenzen hygienischen bis hin zu moralischen Anspruchs.

¹⁶⁹ vgl. Kurzamann Rupert, *Der Hund im Kriegsdienst* (Bielefeld, 1918) S. 247

Das Ungeziefer des Schützengrabens war eine widerwärtige Belastung, das gerettete Leben unbezahlbar. Es liegt jedoch mehr in dieser Unterscheidung als die bloße Gegenüberstellung hündischer Verwendbarkeit. Rattenfängerhunde wurden, wie bereits erwähnt, ob ihrer spezifischen Eignung für diese Tätigkeit ausgesucht. Der Mensch machte sich in dieser Situation eine für ihn als intelligentes Wesen typische Eigenart zu nutze. Die Selektion und Instrumentalisierung eines anderen Lebewesens gemäß einem zu befriedigenden Bedarfs. Dieser Prozess, der des Menschen Vorherrschaft seit jeher zu verteidigen half und als Begründung der Dominanz des homo sapiens genannt wird, bedingt in keinster Weise ein vorangegangene Prüfung der „benutzten“ Spezies in empathischer Hinsicht a priori. Dieser Umstand macht die Nutzung von Tieren gemäß ihrer Eignung möglich, reduziert aber eine mögliche Zuneigung zu diesen auf ein subjektives Minimum. Rattenfänger blieben demnach mehr oder weniger auf dieser Mindeststufe zurück. Gemäß ihrer Eignung und Verwendung gingen sie jener Tätigkeit nach, zu welcher sie am Besten befähigt waren und die ihnen auch durchaus sichtlich Spaß bereitete: die Jagd. Dem im Schützengraben festsitzenden Soldaten bereitete dieser Umstand ein mitunter durchaus ambivalentes Erlebnis. Einerseits verfolgte er die unablässige Jagd dieser Hunde und verband damit die Reduzierung lästigen Ungeziefers. Andererseits wurde auch offenbar, dass nichts und niemand diese Hunde mehr zu faszinieren vermochte als diese Tätigkeit. Rattenfängerhunde erschienen mehr als jeder andere Hund im Kriegseinsatz in ihrer eigenen Welt gefangen, sie erweckten im seltensten Fall das Bedürfnis sie zu schützen oder den Wunsch diese Hunde als Freund zu haben.

In deutlichem Gegensatz hierzu steht der Felddiensthund. Diese Gattung hat wie sonst nur im Bereich der Jagd bekannt die Grenzen herkömmlicher Beziehungen zwischen Mensch und Gebrauchshund überschritten. Nachstehendes Gedicht gibt vorab einen kleinen Einblick in die Rezeption und Wertschätzung dieser Hunde.

*„Verstürmt ist der zornige Siegestag,
Er brüllte sein Schlachtlied bis in die Nacht
Und hat erst keuchend Halt gemacht,
Als der Feind zerschlagen im Graben lag.--
Nun steigt der volle Mond empor,
Kalt brennt sein Feuer auf die Fluren;
Und Wehelaut und Seufzerchor
Stöhnt aus des Todes harten Spuren.*

*Noch in der Schüsse fliehenden Wut
Kniet schon die Liebe sich hin zum Schmerz
Und bettet Qualen an ihr Herz
Und nimmt die Wunden mild in Hut,
Und birgt voll leis besorgter Hast
Die sterbensmatten Nachtgestalten
Und aller Bahren schwerste Last
In ihres Kreutzugs heilige Falten.*

*Doch tief bangt Not noch und Gefahr
Verborgen in der Schatten Nacht.-- --
Da weht ein Kommando: "Revieren! Gib acht!"
Und still hinaus schwärmt der Hunde Schar.
Sacht traben sie durch die Morgenluft
Mit spürender Nase und hängender Rute,
Sacht geben sie Laut, der Führer ruft:
Hier liegt ein Kämpfer in seinem Blute!*

*Und wo verlassen in fremdem Gefild
Ein Leidender schmachtet, den keiner fand,
Sie retten es heim dem Vaterland,
Der Heimat edelstes Heldenwild.
Gar mancher, der sich verloren gewußt,
Fühlt über sich die treuen Laute,
Und mancher, der ihre zottige Brust
Mit Tränen erlösten Lebens betaute.*

*Es schmückt sie kein Kreuz, das von Schlachtrum spricht,
Sie dienen dem roten im weißen Felde;
Doch singt ihr das deutsche Heldengedicht,
Vergeßt nicht, dass es von ihnen melde.¹⁷⁰*

,

Der Verfasser dieses Gedichtes, Franz Langheinrich, fasst in der für viele Kriegsgedichte des frühen zwanzigsten Jahrhunderts typischen Art einige jener Argumente zusammen, die in der zeitgenössischen Diskussion über Felddiensthunde immer wieder genannt wurden. Das Motiv des "tierischen Retters", der einen verloren geglaubten, sich selbst aufgegebenen Soldaten aufspürt und dessen Rettung ermöglicht war ein viel zitiertes. Beachtlich erscheint mir in diesem Zusammenhang das

¹⁷⁰ Langheinrich Franz, zit. in Kurzmann Rupert, *Der Hund im Kriegsdienst* (Bielefeld, 1918) S. 133

Verwischen der Grenzen Mensch und Tier in Strophe vier. Langheinrich spricht vom *edelsten Heldenwild* und bedingt somit zweierlei Interpretation. Der Soldat in der Rolle eines weidwunden Tieres ist auf dem verlassenen Schlachtfeld angewiesen von einem Hund gesucht und gerettet zu werden. Diese Strophe erscheint mir weniger im Zusammenhang mit der Wertschätzung des Vaterlandes diesen „heldenhaften“ Hunden gegenüber bedeutsam. Viel mehr möchte ich jenen Umstand hervorheben, dass dieses Gedicht beispielhaft für jene Gefühle war, die gerettete Soldaten diesen Hunden entgegenbrachten. In diesen Momenten großer Gefühle, dem unmittelbaren Wissen um die Bedingungen der Rettung, hoben sich die Grenzen zwischen Mensch und Hund nicht nur hinsichtlich der Rangposition auf, sondern wurden getauscht. Es ist der Hund der über Leben und Tod eines Menschen entscheidet- in dieser Deutlichkeit wurde diese Beziehung nirgendwo sonst bisher auf ihrer Tauglichkeit geprüft.

Erstmals findet diese unterschiedliche Positionierung Mensch- Hund in der breiten Öffentlichkeit statt. Der gerettete Soldat tritt in diesem Gedicht an eine imaginäre Öffentlichkeit und bekennt sich zu seinem Retter. Es bedurfte im Europa des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts beachtlicher Courage als Mann seine Tränen einer breiten Öffentlichkeit einzugestehen. Diese, dann noch ins Fell eines Felddiensthundes vergossen zu haben, war einigermaßen spektakulär und nur in Verbindung mit der Rettung vor dem sicheren Tod allgemein akzeptabel. Um demnach die soziale Akzeptanz ausbalanciert zu erhalten, rückt der Hund im Rahmen dieser Schilderung gemeinsam mit dem Verwundeten in den Bereich des Heldentums, welcher der Situation die realitätsnahe Schärfe nimmt.

Die Betonung, dass dem Hund jegliche militärische Ehren verwehrt blieben weist jedoch erneut auf die gefühlte Gleichstellung beider „Kameraden“ hin.

Wie euphorisch die Stimmung zu Beginn des Krieges war, welche grobe Unterschätzung hinsichtlich seiner Dauer und Härte zumindest auf Seitens Österreich - Ungarns herrschte, zeigt eine wenig beachtete Facette des Kriegshundewesens. Es gehörte in vielen (adeligen) Familien zum guten Ton, eigenen Hunde für den Dienst am Vaterland zur Verfügung zu stellen. Wie bizarr die Situation an sich war, dass sogar geliebte Spielkameraden und Gefährten „gespendet“ wurden, zeigt das Beispiel der beiden Erzherzoginnen Margarita und Maria Antonia. So stellten beide ihre Hunde gemäß den wiederholten Aufrufen zum Dienst am Vaterland zur Verfügung.

10.2 Die sanften Riesen vom St. Bernhard- Der Bernhardiner als klassischer Retter aus Bergnot

Wollen wir uns nun einem der klassischen Hunde zum Thema „Der Hund als Retter“ widmen: dem Bernhardiner. Kaum eine andere Rasse wurde eine vergleichbar intensive Assoziation als „Helfer und Retter“ zuteil wie diesen sanften Schweizer Riesen. Die Geschichte dieser Rasse ist eine überaus interessante, nicht zuletzt weil sich an Hand ihrer durchaus mystischen Entstehungsgeschichte uns die Möglichkeit bietet zu zeigen, in welcher Form und zu welchem Zweck ursprünglich Jahrhunderte Jahre lang zu einem gänzlich anderen Zweck gehaltene Hunde in den Dienst des Menschen treten können und fortan ausschließlich über diese Funktion definiert und rezipiert werden. Gemäß einer Aussage eines großen Kenners dieser Rasse, des Schweizer Professors Dr. Albert Heim kamen die ersten molossoiden Urahnen dieser Rasse bereits mit den Römern als Kampfbegleiter in das Gebiet der heutigen Schweiz. Dieser These widersprach der nicht minder berühmte Kynologe Räber vehement. Seiner Ansicht nach lägen die Anfänge der Rasse im Dunkeln, die verwandtschaftlichen Bande seien eher im verzweigten Bereich der großen Alpen-, Hirten und Bauernhunde zu suchen. Weiterführende Forschungen zur Geschichte des Schweizer Nationalhundes, wie etwa die Arbeiten der Paläontologen Studer, Keller oder Krämer ergaben nach Vermessung unterschiedlichster Knochenfunde, dass es eine offensichtliche Gemeinsamkeit zwischen so genannten Kühe- und Sennenhunden und dem Bernhardiner gäbe, folglich beide zu den doggenartigen Hunden zu zählen sind. Divergent verbleibt lediglich die Theorie, ob diese Hunde eine regionale Entwicklungsform darstellen oder aber asiatischen Ursprungs sind. Eingehende Forschungen zu beiden Theorien geben zum heutigen Tage der Asienvariante den Vorzug. Begründung hierfür ist in erster Linie die mangelnde Beweisbarkeit, sprich die fehlenden vorrömischen Knochenfunde im Bereich der heutigen Schweiz, wogegen eine Vielzahl antiker literarischer Hinweise eine enge Verwandtschaft zur Tibetdogge nahe legt. Der Urahn des Bernhardiners gelangte mit großer Wahrscheinlichkeit als Geschenk aus dem assyrischen Raum nach Europa, dennoch ist bis zum heutigen Tage eine gesicherte Beweisführung nicht zur Gänze gelungen.

Wollen wir nun den Bogen von den (vermeintlichen) Ursprüngen der Rasse hin zu jenem Ort spannen, der uns im Namen dieser Hunde bis zum heutigen Tage gegenwärtig ist: der 2469 m hoch gelegene St. Bernhardspass und dessen berühmtes Hospiz.

Bereits im Jahre 47 vor Christus gelang es den Römern einen gepflasterten Weg über diesen wichtigen Alpenpass zu befestigen. Um das Jahr 980 nach Christus dürfte das

berühmte Hospiz von einem Augustinermönch namens Bernhard von Menthon gegründet worden sein. Der Alpenübergang war zu diesem Zeitpunkt sowohl als Handelsstrecke als auch als Pilgerweg frequentiert.

Über weite Strecken hin gibt es keine schriftlichen Aufzeichnungen über eine mögliche Haltung von Bernhardinern im Hospiz.

Ab der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wurden im Hospiz große Hunde gehalten, welche zu Beginn als Wach- und Schutzhunde fungierten. Eine Aufzeichnung des Hospizes erzählt von einem vereitelten Einbruch in das Hospiz im Jahre 1787. Die imposanten wie wehrhafte Erscheinung dieser Tiere fand somit nicht nur der Erinnerung der Einbrecher, sondern auch Niederschlag in unterschiedlichsten Reiseberichten, ebenso wie in bildnerischer Darstellung. So etwa zeigt ein Bild aus dem Jahre 1695 einen Bernhardiner des Hospizes. Im Jahr 1707 besagt eine Aktennotiz

„ (...) ein Hund wurde uns verschüttet“¹⁷¹

Hatte man besagte Hunde anfangs als Schutz vor Einbrechern oder Plündern gehalten, wurden diese immer häufiger als Begleiter von Reisenden erwähnt, die des Orts Unkundigen den Weg durch Schnee und Eis wiesen, insbesondere in Zeiten als vom Nebel verhangene Passagen ein nicht zu kalkulierendes Risiko darstellten. Schon bald finden sich in besagten Auszeichnungen des Hospizes eine Vielzahl von Schilderungen über aus Lebensgefahr Geretteten.

Erste Dokumente über vielfache Rettungseinsätze der „Riesen vom St. Bernhardspass“ stammen aus dem späten achtzehnten Jahrhundert. Dies hatte auch seinen – quantitativen Grund. Zwischen den Jahren 1788 und 1800 fungierte der Große St. Bernhard als stark frequentierter Übergang für insgesamt etwa 200.000 Soldaten. Der Anteil der Armee Napoleon Bonapartes stellte im Jahre 1800 mit mehr als 30.000 Personen einen beachtlichen Faktor dar. Zehntausende Soldaten über einen Alpenpass zu führen war, unter den herrschenden tief winterlichen Bedingungen, eine schier unlösbare Herausforderung, der eine Vielzahl von Menschen zum Opfer fiel. Es wäre noch um ein Vielfaches mehr an Menschenleben zu beklagen gewesen, ohne den Einsatz der kundigen Bernhardiner. Wie müssen wir uns nun diese Situation in den Schweizer Alpen vorstellen, weshalb war das Echo der Geretteten so nachhaltig? Als Truppe – mit schwerem Gepäck in eine alpine Notsituation zu geraten, bedeutete zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts eine sehr geringe Chance auf schnelle und an Verlust arme Rettung. Bedenken wir an dieser Stelle die technischen Möglichkeiten einer schnellen Ortung von Verschütteten, vom Weg Abgekommenen oder schlicht in

¹⁷¹ Vgl. Chroniken des Hospizes am Großen St. Bernhardspass, zit. In: Geschichte des St. Bernhardshundes, St. Bernhards-Klub e.V. (Hrsg.)

Erschöpfung liegengebliebener Soldaten? Wer in diesem Falle schon resignativ durchatmet, dem sei noch der Umstand bewusst, dass es im Hochgebirge oftmals starken Wind und tief hängende Wolken gibt, die eine Ortung abgegebener Warnsignale- oder Schüsse wie von Geisterhand zu dämpfen vermag. Kein Gegner vermag die Schlinge enger und erbarmungsloser zuzuziehen, als ein unverhoffter Wintereinbruch im Gebirge. Wie mag diesen Männern, die halb erfroren auf einen schnellen und schmerzlosen Tod warteten gewesen sein, als sie plötzlich den riesigen Körper eines St. Bernhardshundes über sich vernahmen? Wer jemals auf dem Rücken liegend einen Bernhardiner mit einer Schulterhöhe von über 70 cm und einem Gewicht von mehr als 80 Kilo über sich gesehen hat, wird die durchaus ambivalente Stimmung jener verstehen, welche bewegungsunfähig und klamm vor Kälte in das intelligente Gesicht dieser Hunde geblickt haben. Mögen sich auch gute Geschichten über Hilfe bringende Hunde verbreitet haben, was nützte die beste Geschichte wenn es ums eigene Leben ging? Letztlich war es doch nur ein Hund, ein Tier, das nun über Leben und Tod zu entscheiden schien. Ein Hund, wie viele Hunde kannte man im Leben, Geprügelte Hofhunde das Nachbarn, treulose Promenadenmischungen, ihren Treiben völlig ausgeliefert jeder noch so uninteressanten Spur den Vorzug gaben... scharfe Jagdhunde, die kaum zwischen Mensch und Tier zu unterscheiden schienen... der Schoßhund einer Offiziersgattin...? Es waren bei Gott keine optimistischen Gedanken, die in den Köpfen jener Männer im Kreise liefen, als sie die ersten Bernhardiner über sich sahen. Nicht der Verstand, nicht die Logik ließ sie Hoffnung erahnen. Jenes zarte Band, das sich der Mensch zur Natur über all die Jahrhunderte der Entfremdung trotz aller Widrigkeiten bewahren konnte, ließ ihn vertrauen, ließ in glauben. In einem Moment der inneren und äußeren Kälte wurde der Hund, der sich mit seinem riesenhaften Körper über die Vermissten beugte nicht als Feind wahrgenommen, sondern wie eine Mutter die ihr verlorenes Kind heimzubringen suchte.

Nachhaltiger als die vereinzelt, schwärmerischen Berichte von und über gerettete Soldaten hat aber die Berichterstattung über einen einzigen dieser Hunde verändert.

„Barry“, 1814 im stattlichen Alter von 14 Jahren in Bern an Altersschwäche verstorben, wurde weit über die Grenzen historischer Maßstäbe berühmt. In den zwölf Jahren seines Lebens im Hospiz werden ihm mehr als 40 Lebensrettungen zugeschrieben, mit Sicherheit die Bekannteste- wenn auch nicht hundertprozentig zu beweisende- ist die Rettung eines kleinen Kindes, das durch ausdauerndes Lecken und Anstoßen zum Aufstehen aus dem, den sichern Tod bedeutenden tiefen Schnee, animiert wurde. Unzählige Zeichnungen und Bilder des kleinen Jungen, der von „Barry“ auf dem Rücken zum Hospiz getragen wurde.

War diesem „Barry“ genannten Hund auch bis zum heutigen Tage weltweiter Ruhm gesichert und kann dieser bis heute präpariert in Bern besichtigt werden, so darf dies nicht über den Umstand hinweg täuschen, dass wohl dieser eine Hund einen allgemein bekannten Namen hatte, die Rasse selbst aber – bis zum Jahre 1865 unter den unterschiedlichsten Begriffen gehandelt wurde. Historische Aufzeichnungen des frühen neunzehnten Jahrhunderts zeugen von einer großen Vielfalt der Bezeichnungen:

„St. Bernhard Mastiff“, „Heilige Hunde“, „Barryhüng“ (Kanton Bern, bis 1860).

Das Jahr 1856 brachte mit der nicht völlig gesicherten Einkreuzung von Neufundländern die ersten langhaarigen Vertreter, der bis dahin nur stockhaarigen Hunde. So unbedeutend die Reinzucht dieser Haarvarietät auf den ersten Blick im historischen Kontext auch auf den ersten Anblick vielleicht klingen mag, sollte sie dennoch von nachhaltiger Bedeutung sein. Der langhaarige Bernhardiner war, hier besteht bis zum heutigen Tage kein Zweifel, ein über die Maßen imposanter wie dekorativer Hund. Was dem Talbewohner zur Freude gereichte, war dennoch im Hochgebirge nutzlos. Die Mönche des Hospizes benötigten kräftige Hunde, deren Haarkleid robust und witterungsunempfindlich war. Hunde, die unter großer Anstrengung ihren Weg durch eisiges Gelände suchen können keine zusätzliche Last benötigen, keinen Schnee der schwer und zehrend am Körper hängt, Fell und Pfoten verklumpt wie eisiger Lehm. Fortan wurden langhaarige Hunde seitens des Hospizes an interessierte wie berühmte Persönlichkeiten verschenkt- die Chroniken des Hospizes nennen unter anderem die russische Großfürstin Anna Feodorowna und den Grafen Pourtales.

Dies wäre im herkömmlichen Kontext nicht unbedingt beachtlich, wurden Rassehunde über die Jahrhunderte immer wieder als Geschenke an Adelige übergeben. Im speziellen Zusammenhang mit der ursprünglichen Eignung und Aufgabe dieser Hunde, wie der Tatsache für welche geographischen und meteorologischen Bedingungen diese Hunde gezüchtet worden waren, sehen wir uns einer fast schon programmatischen Ähnlichkeit zu den voran genannten Hunderassen gegenüber. Es macht durchaus einen Unterschied, ob ein Hund von beachtlicher Größe und Gewicht seiner Bestimmung zur Rettung von Menschen nachgeht, in einem Gebiet wo ausreichend Platz vorhanden ist, tägliche Arbeit alle Sinne fordert und in der Waagschale reichliches Futter ein gerettetes Menschenleben wohl allemal aufwiegt. Die ersten Exemplare der „Gesellschaftsbernhardiner“ waren mit Sicherheit mehr Elefant im Porzellanladen, denn glückliche Hunde. Als imposante Statussymbole einer elitären Minderheit legten sie die Basis einer heute durchaus populären Rasse, die ihren Weg- gottlob- wieder aufs Land gefunden hat. Mitunter kann auch der Mensch sich physischen Grundgesetzen nicht völlig entziehen und musste erkennen, dass diese

Hunde nicht für den urbanen Raum taugen. Ich schätze diese Bild deshalb sehr, weil es den Bogen zur diese Arbeit beendenden Frage „Kann es ein Zurück geben?“ spannt.

Nach zuvor genannten Schilderungen sollten wir uns zum wiederholten Male , um die volle Tragweite der zeitgenössischen Rezeption dieser „Heldentaten“ zu verstehen, uns das Verhältnis Mensch – Hund zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigen. Ein Verhältnis, das (durchaus auch bis heute) starke Abweichungen in regionaler Hinsicht aufwies. Der Zugang der ländlich- alpinen Bevölkerung zum Lebewesen Hund war ein weit pragmatischerer als jener der vermögenden Adeligen auf deren Gütern oder aber den reichen Städtern. Die Trennlinie zwischen Mensch und Tier wurde im bäuerlichen Milieu weitaus schärfer gezogen. Wobei der Grad der Abgrenzung keineswegs eine Missachtung der Kreatur oder simple Rohheit darstellte, denn Ausdruck einer Einbindung in den Kreislauf der Natur, welcher in den Bergen Teil des Alltags war. Die Natur stellte den Nährboden dar, war Herrscher über Gedeih oder Verderb eines Bauern. Unwetter, an Schnee reiche Winter und Stürme zerrten an den harten Bedingungen der Bauern und ließen die Menschen eng zusammenrücken. Die bäuerliche Gesellschaft kannte den Haushund als Teil der Hofes, Beschützer und Freund. Mit Sicherheit war er kein Partner oder Gefährte. Die Trennlinie zwischen Mensch und Tier verlief scharf- gerne gab man ihm Heim und Nahrung, stets vorausgesetzt, das alle andere zuvor versorgt waren. Dem Hofhund wurde ein Mindestmaß an Anerkennung teil, Liebe oder gar Sentimentalität war ihm nur in Ausnahme fällen zuteil. Im Normfall wurde er als Tier gehalten und auch als solches beachtet. Der Landbewohner im Allgemeinen – und „der Bergler“ im Besonderen- waren frei jeglicher Romantik in Bezug auf Landschaft und Hund. Der alpine Lebensraum war sein durch Geburt zugeteiltes, so gut wie immer lebenslängliches Umfeld. Hier kann gut und gerne eine Parallele zwischen Landschaftsempfinden und Mensch- Tierbeziehung angeführt werden. Theodor Adorno formuliert knapp hundert Jahre später in seiner *Ästhetischen Theorie* noch immer überaus treffend:

„ Für den agrarisch arbeitenden Menschen ist die Natur Arbeitsobjekt. Bauern haben, wie man weiß, wenig Gefühl für Landschaft.“¹⁷²

Eine sehr spezielle Variante der ländlichen Beziehung zum Hund finden wir im Verhältnis Jäger –Hund. Diese Sonderform einer Beziehung zum Gebrauchshund

¹⁷² Adorno Theodor W., *Ästhetische Theorie* (Frankfurt, 1970) S. 101

heben wir uns zuvor gewidmet. Auch hier handelt sich um eine Relation zwischen zwei Lebewesen, die stark von der Determinante Natur geprägt wird. Nähe und Verständnis ja, Wissen um die Leistungen und Schwächen des anderen Verwischung der Grenzen – nein.

Ich halte diese stark verkürzte Darstellung der beiden gebräuchlichsten Lebensformen insofern für bedeutend, da sie klar festlegt wie und wo Grenzen zwischen Mensch und Tier abgesteckt werden und zu welchem Zweck.

Kehren wir nun wieder in Thematik Hunde als Retter- im Speziellen zu den St. Bernhardshunden zurück.

Ihre Präsenz lag über der Region wie ein schützendes Geheimnis. Viele Berichte und Mythen rankten sich um sie in einer Zeit, fern jeglicher Massenkommunikation. Gerettete legten emotionales oder sprödes Zeugnis ab, so unterschiedlich wie Menschen eben waren und sind. Wer begab sich denn in ungastlichen Jahreszeiten zwingend auf den Weg über die Alpen? Welche Menschen waren es die ihr Leben riskierten um einer Natur zu trotzen der sie so offensichtlich unterlegen waren? Die Antwort auf diese Frage gibt uns ein Blick in die verschiedensten Eintragungen der Hospize und Gästehäuser entlang der Alpenstraßen. Handelsreisende, Pilger, Soldaten und immer wieder Privatpersonen, die in Bewunderung der Natur und deren schroffer Schönheit das Abenteuer Winterreise auf sich nahmen. Je intensiver die Berichterstattung über die Schönheiten der Natur ihren Weg vornehme Kreise fand, je deutlicher „der Berg alle jene rief“, deren Fuß bis dato nur allzu selten den Weg in die ungesicherte freie Natur gefunden hatte, desto häufiger kamen Rettungshunde zum Einsatz. Der ersten Schritte des Europäischen Alpinismus brachte nicht nur eine Fülle Kundiger ins Gebirge, sondern auch jene Abenteurer, denen die „Eroberung der Natur“ jene Abwechslung bot, die ihnen die Eintönigkeit der Salons nicht mehr zu bieten im Stande war.

Ein detailliertes Verständnis für jene Menschen, die sich nun mehr und mehr aufmachten die Welt des Hochgebirges zu erkunden, bringt uns unweigerlich dazu einige Worte zu den Kindertagen des mitteleuropäischen Alpinismus zu verlieren. Wer waren nun diese Personen, die es in die ungastliche Welt des Hochgebirges zog. In allererster Linie machte sich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Vielzahl hoch motivierter Naturforscher auf den alpinen Weg. Geographen, Geologen und Physiker. Horace Bénédicte de Saussure ist der wohl bekannteste Vertreter des achtzehnten Jahrhunderts welcher die Alpen zu seinem gänzlich Forschungsinhalt macht. Bemerkenswert ist der Umstand, dass er im Jahre 1760 selbst einen Preis für

die Erstbesteigung des Mont Blancs aussetzt, eine Meisterleistung die erst sechs Jahre später gelingen sollte.¹⁷³ Was de Saussure für den Bereich der Westalpen, war Belsazar Hacquet für die Ostalpen. Seine Forschungen auf dem Gebiet Geographie etablierten den Arzt Hacquet als würdigen Kollgen de Saussures. In den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts unternimmt er zahllose Erstbesteigungen in den Julischen Alpen und gibt 1779 anlässlich eines Besuchs des Pasterzengletschers die Anregung zur Erstbesteigung des Großglockners, welcher im darauffolgenden Jahr durch Kardinal (!) Altgraf von Salm- Reifferscheid bezwungen wird.¹⁷⁴ Die Besteigung des Großglockners läutet einen wahren Sturm ins Hochgebirge ein, ein Wettrennen um die Alpengipfel das bis ins letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts andauern soll und mit der Besteigung des Matterhorns seinen Abschluss findet. Der Forschungsdrang des achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhunderts fand bereits zur Mitte des Jahrhunderts in den Westalpen eine eigentümliche Variante. Hier fanden zunehmend englische Adelige zu einem Freizeitsport, der sie in Scharen in die Berge trieb. Als Erstbesteiger diverser Viertausender in der Schweiz lockte Sir Leslie Stephen eine beachtliche Anzahl seines Standes genossen in die Alpen, die er als *playground Europe* bezeichnete.¹⁷⁵

Was aber zog jene Adelligen und Bürgerlichen in die Berge, waren sie doch weder an Forschung noch sportlichen Extremen orientiert? Wir hatten bereits eingangs festgestellt, dass das neunzehnte Jahrhundert als Zeitalter des großen Auf- und Umbruchs gilt. Die große Vielfalt der Reise- und Forschungsberichte faszinierte in erster Linie das Bildungsbürgertum und Teile des intellektuellen Adels. Vorbei waren die Zeiten der adeligen Cavalierstouren, als Teil der gesellschaftlichen Konvention. Die neue Form des Reisens war keine rein gesellschaftliche „tour“ sondern in erster Linie das Erleben und Festhaltenwollen einer sich mehr und mehr zurückziehenden, entfremdenden Natur.

Das Sich- Begreifen in unberührter Landschaft, die Sinnlichkeit der Natur erreichte unglaubliche Popularität. Basierend auf den neuesten Erkenntnissen von Darwin, Brehm oder Humboldts, oder den Reiseberichten eines Kardinals Salm- Reifferscheid fanden mehr und mehr Menschen ihren Weg ins alpine Gelände. Die Flucht ins Gebirge bedeutete die Gegenbewegung zum durchreglementierten bürgerlichen Dasein. Das „Vergnügen der Entgrenzung“, wie es Rainer, Almstädter in seiner *Gesellschaftsgeschichte des Alpinismus* so treffend präzisiert, gibt auch klare Antwort weshalb der Ruf der Berge so ungleich lauter seitens des Bürgertums vernommen wurde, man sich förmlich nach dem Schwindel der verblassenden Erkenntnis sehnte.

¹⁷³ vgl. Almstädter Rainer, *Gesellschaftsgeschichte des Alpinismus* (Diss., Wien 1995) S. 32ff.

¹⁷⁴ vgl. Almstädter Rainer, *Gesellschaftsgeschichte des Alpinismus* (Diss., Wien 1995) S. 33

¹⁷⁵ Almstädter Rainer, *Gesellschaftsgeschichte des Alpinismus* (Diss., Wien 1995) S. 54ff.

„ O der vernichtenden Aussicht. Ich sass am Kreuze, das ich fest umschlungen hielt mit meinem Arme, und zitterte als ich den haben Erdball unter mir sah; mir schien das Kreuz zu wanken und der ganze nadelförmige Gipfel, auf dem ich sass; ich glaubte zu fühlen, wie die Erde sich drehte.“¹⁷⁶

Während der Adel die jahrhundertealte Tradition einer vornehmen Selbstbestimmung pflegte, deren Spielregeln auf einem ebenso feinen wie ungeschriebenen Konvolut der Ausnahmen von den Regeln basierte, war das Bürgertum innerhalb seiner selbst geschriebenen Normen völlig zu Erstarrung gelangt. An dieser Stelle wird deutlich, welche Schicht der Schlachtruf zur Eroberung der Natur anzog. Interessierte, belebte Großbürger deren unbändiger Wunsch „Natur zu erleben“ nur zu verständlicher war. Meist führten die Touren zu bereits beschriebenen Aussichtsplätzen, zu gesicherten Plateaus. Wer aber einmal den Keim des Abenteuers in sich fühlte, dem schien harmloses „Nachwandern“ zu wenig. Wildromantische Verklärung und grobe Fahrlässigkeit brachte eine Vielzahl völlig unerfahrener Bergtouristen in die Alpen und ein erklecklicher Anteil der Abenteurer in feinem Zwirn fand ein tragisches Ende. Es wären noch weitaus mehr Opfer zu beklagen gewesen, hätten nicht treue Hunde wie die vorgenannten Bernhardiner ihren Beitrag geleistet.

Die alpinen Abenteurer, die ihr Seelenheil in der unberührten Natur suchten, traten auch jenen Tieren, denen sie begegneten mit offenen Sinnen gegenüber. Hatte man dem alten Hund des Nachbarn bis dato nicht wahrgenommen, so übte ein in freier Natur beobachteter Vertreter der gleichen Art nachhaltigen Zauber aus. Um so tiefer grub sich eines dieser Tiere in ihr Erinnern ein, dass nicht nur ob seiner imposanten Statur sondern viel mehr weil er der Rettung verheißende Helfer war, dem sich der in Not Geratene anzuvertrauen hatte.

¹⁷⁶ Schultes Joseph August, Reise auf den Glockner, zit in : Almstädter Rainer, *Gesellschaftsgeschichte des Alpinismus* (Diss., Wien 1995) S.51

11. Menschen und ihre Hunde

*„Kein zweiter lebt im ganzen Tiergeschlechte,
Der so wie er des Menschen Schicksal teilte
Und Kamerad ihm wurde, nicht nur Knecht...
Der überall im weiten Erdenrund
Bis in den Tod stets hilfreich bei ihm weilte
Zum Dank gebraucht der Mensch als Schimpfwort: Hund...“¹⁷⁷*

In diesem Kapitel möchte ich eine Anzahl unterschiedlichster Charaktere vorstellen, deren Lebensweg wie Einstellung zum Hund beispielhaft für meine Thesen sind. Die ausgewählten Biographien weisen trotz unterschiedlichsten Verlaufs wie Positionen ihrer Darsteller mitunter erstaunliche Parallelen auf und zeigen deutlich in Richtung einer sentimentalisierten Sicht des Hundes.

11.1 Emil Ilgner (1859- 1942)/ *Meldehunde im ersten Weltkrieg*

En passant einer Vielzahl anspruchsvollster Romane, Erzählungen, Lyrik wie Prosa über des Menschen liebsten Begleiter, nahm mit Ende des neunzehnten Jahrhunderts auch eine Entwicklung ihren Lauf, die ein bereits bestehendes Nahverhältnis zwischen Mensch und Hund belegt- die literarische Subspezies der *kynologischen Erinnerungen*. In diesem Sinne fragt Emil Ilgner, Major a.D. im Jahr 1924

„Kynologische Erinnerungen an die Öffentlichkeit zu bringen, dürfte bisher als eine Neuheit anzusehen sein. Ich sehe aber nicht ein, warum damit nicht einmal der Anfang gemacht werden soll. Staatsmänner, Diplomaten, Soldaten, Schauspieler, Pferdesportsmänner usw. Schreiben ihre Erinnerungen. Warum soll da der Hundemann zurückstehen?“¹⁷⁸

Ilgner, im ersten Weltkrieg führend in der Ausbildung von Kriegsblindenhunden, zeichnete verantwortlich für Schaffung der Kriegshundesammelstelle Düsseldorf. Bereits seit dem Jahr 1890 als internationaler Preisrichter im speziellen der Rasse der Dachshunde verbunden, kombinierter in seinen Aufzeichnungen zweierlei. Persönliche

¹⁷⁷ Schubart Artur, zit. in: Kurzmann Rupert, *Der Hund im Kriegsdienst* (Bielefeld, 1918) S.7

¹⁷⁸ Ilgner Emil, *Kynologische Erinnerungen* (Mannheim 1924), S.4

Erinnerungen und Anekdoten aus seiner Leidenschaft zur Kynologie mit detaillierten Beschreibungen der mittel- und nordeuropäischen Situation der Hundzucht- und Haltung zur Jahrhundertwende.

Als durchaus klassisch kann sein Zugang zum Hundewesen bezeichnet werden. Von seiner Tätigkeit als junger Soldat im Deutschland der späten achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts unerfüllt, wendete er sich mit großem Interesse der Jagd zu. Sein Weg führte ihn als Leser diverser Jagdzeitschriften letztlich auch einem Blatt namens „Der Hund“ zu.

Ilgners Schilderungen über die Erziehung seiner jungen Hunde, lassen vor dem Hintergrund seiner militärischen Verwendung mitunter einen amüsanten Kontrast erkennen. Wie sonst wäre der Umstand zu werten, dass ein Offizier des 2. *Westfälischen Infanterie Regiments Prinz Friedrich der Niederlande nr.15* samt seinem Fähnrich eine Zugfahrt von Bielefeld nach Minden im Packwaggon absolviert, da der eben erworbene junge Neufundländer für das Hundeabteil zu groß war, Ilgner ihn aber nicht alleine im Packwagen reisen lassen wollte. Der Beziehung war dennoch nur ein kurzes Leben beschieden, da sich Ilgner umgehend von „Mohr“ trennte, als dieser nachts ruhelos in seinem Kasernenzimmer umherwanderte. Der Umstand, dass Ilgner diese Tatsache ohne nennenswerte Reue bekanntgibt, ja sogar eingesteht die Trennung wäre „kurz und schmerzlos“ geschehen, muss in Zusammenhang mit seiner lebenslangen Schwäche für jagdliche Gebrauchshunde, im Speziellen den Dackel, gesehen werden. Es weist aber in erster Linie klar darauf hin, dass Ilgner, im Umgang mit Hunden noch unbedarft, keinerlei Vorstellung hinsichtlich der Haltung von Neufundländern hatte. Das völlige Fehlen eines entschuldigenden Kommentars lässt Rückschlüsse hinsichtlich einer untergeordneten Bedeutung des Tieres zu. Was Ilgner damals wirklich bewogen hatte sich vom Tier zu trennen und in welcher Art und Weise diese Trennung tatsächlich aufgearbeitet wurde, kann an dieser Stelle jedoch nicht ausreichend geklärt werden, zumal die moralische Reife junger Offiziers nicht nur im Umgang mit Tieren oftmals kritisiert wurde.

Umgehend wandte Ilgner sich jener Rasse zu, welcher in Zukunft all seine Liebe galt – dem Dackel. Dennoch gesteht er rückblickend ein, wiederum keine besonders sorgfältige Auswahl getroffen zu haben; sein erster Dackel war offensichtlich ein Mischling mit deutlichem Brackeneinschlag. Ausschlaggebend war wohl der niedrige Preis, zumal er in seiner Position als Leutnant nur beschränkte finanzielle Möglichkeiten hatte. Generell muten Ilgners militärische Anfangsjahre durchaus munter an, betrieb er nebenher auch eine Kanarienvogelzucht, die er durch eigenhändige Mausejagd sicherzustellen trachtete.

Bereits im Jahr 1893 beginnt Ilgner seine journalistische Tätigkeit. Als Verfasser verschiedenster Artikel diverser Fachzeitschriften wirbt er um Anhänger hinsichtlich der Reinzucht von Hunden. Stark geprägt von seiner Arbeit als Richter finden wir in seinen Erinnerungen oft das Wort *Hundematerial*, welches deutlich von einer gewissen Distanzierung gegenüber jenen Hunden spricht, welche seiner Verantwortung als Beurteilender unterstellt waren. Weiters treffen wir wiederholt auf ein, in Züchter- wie Richterkreisen durchaus verbreitetes, Muster einer ambivalenten Beziehung zum Lebewesen Hund. Ich möchte am Beispiel Emil Ilgner kurz darauf eingehen um für weitere Exempel diesbezüglich bereits Grundlegendes gezeigt zu haben.

Ich habe für dieses besondere Verhältnis zwischen Mensch und Hund das Wort *Zwei-Ebenen Beziehung* gewählt. Charakteristikum dieses Verhältnisses ist die unterschiedliche Akzeptanz und Bewertung eines Lebewesens abhängig von persönlicher Wertung wie subjektiver Rangposition. Typische Vertreter dieser Beziehungssituation sind in erster Linie Züchter, Formwert- wie Leistungsrichter, Veterinäre, sowie das Gros der Berufshundeführer. Die Affinität zum Lebewesen, welche Motiv der Beschäftigung mit dem Tier ist, einerseits und eine (berufs-) notwendige Distanz zum Wirtschafts- oder Leistungsfaktor Hund andererseits, bilden die beiden Pole dieser Beziehung, die sich durchaus auch zeitgleich auf zwei Ebenen abspielen kann, insbesondere sobald ein oder mehrere eigene Hunde ins Spiel kommen, welche keinerlei Art einer leistungsbedingten wie formwertorientierten Beurteilung unterliegen. Einerseits verwendet Ilgner das Wort *Hundematerial* und bringt somit deutlich seine Distanz zu einer indifferenten Gruppe von Caniden zur Sprache, andererseits verweist er immer wieder auf seine enge Beziehung zu seinen Hunden.

Oftmals ist diese Bindung an besonders begabte Hunde dennoch nicht eng genug um im Fall eines lukrativen Angebots diese nicht an einen anderen Führer abzugeben, wie das Beispiel der beiden Dackel Schnapphahn und Junker Erdmann zeigen.

„(...)An dieser Stelle will ich dann auch gleich bemerken, dass Schnapphahn mich bald verließ. Dem hohen Gebot eines Amerikaners, Mr. Padelford, in Philadelphia konnte ich nicht widerstehen. Der Kaufpreis von 1500 Reichsmark war in damaligen Zeiten ein kleines Vermögen. Auch Junker Erdmann war schon im Vorjahr in die gleichen Hände gegangen.“¹⁷⁹

¹⁷⁹ zit. Ilgner Emil, *Kynologische Erinnerungen* (Heilbronn, 1925) S. 10

Der Faktor Wertanlage hat für das Lebewesen Hund stets eine bedeutende Rolle gespielt und sollte insbesondere in der Bewertung einer gemischt ökonomisch- privaten Beziehung nicht außer Acht gelassen werden.

Ilgner's Erinnerungen zeichnen ein lebendiges Bild einer sozialen Gruppe, die verbunden durch ihre Leidenschaft zum jagdlichen Gebrauchshund, ehrenamtlich verschiedenste Vereinstätigkeiten ausübten und auch darüber hinaus einander nahe standen. Es erscheint mir an dieser Stelle jedoch angebracht auf den Umstand hinzuweisen, dass die Haltung und Zucht jagdlicher Gebrauchshunde im neunzehnten Jahrhundert keineswegs ein Betätigungsfeld aller sozialen Gruppen war. Die Haltung der von hochqualifizierten Gebrauchshunden war überwiegend ein Privileg sehr vermögender Schichten, dessen Begründung definitiv im Aufwand der Ausbildung und der jeweiligen Abstammung lag- in diesem Fall gültig für Mensch wie Hund.

Ilgner beschreibt wiederholt den deutschen Eigenweg der Reinzucht und seinen Erinnerungen zufolge wird deutlich dass eine Vielzahl der heute registrierten Jagdhunderassen zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland kaum bekannt und noch weniger im Gebrauch waren. Vielmehr lag das Interesse auf wenigen heimischen Rassen, wie etwa dem Dackel oder Deutsch Kurzhaar.

Der Schwerpunkt wurde unverhältnismäßig stark auf Leistung denn auf den Formwert gelegt, wie ein Zitat von *Schmiedebergs*, dem Redakteur einer renommierten Berliner Jagd- und Hundezeitschrift aus dem Jahr 1889 anlässlich der Primere von Lemgoern bei einer Ausstellung in Kassel einer zeigt:

„Die Hunde sind zu schön um deutsch zu sein.“¹⁸⁰

Wie sehr die deutsche Hundezucht unter dem Eindruck stand nur heimische Züchtungen wären zur Jagd geeignet und deshalb bis weit über die Jahrhundertwende hin zahlenmäßig schwächelte, bezeugt ein Zitat von Kleemann aus dem Jahr 1931

„ Wie man glaubte, sich zur Bekräftigung eines echten Deutschtums nur in altdeutschen, mit Butzenscheiben verdunkelten Trinkstuben als altdeutscher Zecher bestätigen zu können, so wollte man nur mit dem Hunde auf Jagd gehen, mit dem unsere Vorfahren gejagt

¹⁸⁰ zit. Ilgner Emil, *Kynologische Erinnerungen* (Heilbronn, 1925) S. 10

hatten. In Wahrheit zum Teil nur zugesehen hatten, wenn ihre Fürsten sich vergnügten. Es hätte nur gefehlt, dass man auch zum Hühnerschießen die Steinschloßflinte als echt altdeutsch verlangt hätte. Anstatt nun aus den in Deutschland damals zur Niederjagd benutzten Hunden die besten und tauglichsten für die ganz anders gearteten Bedürfnisse der Niederjagd auszuwählen und damit weiterzuzüchten, versteifte man sich auf das Vorhandensein unwesentlicher Äußerlichkeiten. Man übersah

Besagte Ausstellung in Kassel kann als Beispiel für jene Rassehundeausstellungen dienen, welche besonders aufwendig geplant und ausgeführt wurden. Höhepunkte waren Schleppjagden zu Pferd unter Beteiligung verschiedener Hundemeuten ebenso wie das Durchreiten diverser Straßen der Stadt. Beides erwies sich als höchst anziehend für anwesende Besucher der Ausstellung. In diesem Punkt ließe sich durchaus von einer frühen Form eines zielgruppenorientierten Veranstaltungsmarketings sprechen.

Wie nun zuvor erläutert, lag Illgners großer Verdienst zweifelsohne im Bereich des Diensthundewesens.

Gerade in diesem speziellen Bereich der Gebrauchshundebildung und -verwendung treffen wir mit eindeutiger Verzögerung auf den Faktor einer graduellen Sentimentalisierung. Die Gründe hierfür liegen mehr oder weniger auf der Hand. Gebrauchshunde begleiten ihren Führer, mit Ausnahme der Behindertenbegleithunde, aus beruflichen Gründen. Sie stellen somit einen „tierischen Kollegen“ dar, welcher Seite an Seite mit dem Hundeführer seine Arbeit ausführt. Dieser Umstand führt uns erneut zu einem der Hauptunterscheidungskriterien einer Mensch– Hund Beziehung. Die Freiwilligkeit einer Partnerwahl auf Basis eines bestehenden Bedürfnisses.

Für den Bereich Diensthundewesen können wir diesen Faktor zu einem Grossteil als untergeordnet erachten. Motiv ist hier weniger eine Bedürfnisbefriedigung des Hundeführers denn ein Berufszweck, welcher in besonderem Masse vom Hund, auf Grund seiner besonderen Veranlagungen, erfüllt werden kann und er den Mensch in positiver Weise partnerschaftlich unterstützt.

Zum Leidwesen vieler Diensthundegenerationen wurde jedoch erst sehr spät auf den Umstand geachtet, dass es sich hierbei nicht um „tierisches Gerät“ handelt, sondern um hoch spezialisierte Lebewesen mit ausgeprägtem Gefühlsleben.

„(...)bei vermenschlichender Auffassung der seelischen Vorgänge im Tier bleiben die wirksamen Reize verborgen, die vom Abrichter auf den Hund ausgehen (...) hierdurch wird dem Tier das Lernen erschwert (...) ist bei der vermenschlichenden Auffassung des Tieres eine, dienstlichen Anforderungen genügende Ausbildung von Fachpersonal nicht durchführbar.“¹⁸¹

Häufig treffen wir auf die Forderung nach einem „Ende der Vulgärpsychologie“ und eine Rückkehr zu rigiden Ausbildungswegen eng an Richtlinien und messbaren Prüfungsparametern orientiert. Die mitunter heftig geführte Debatte wurde stark geprägt durch die jeweilige Vereinszugehörigkeit der Hundeführers.

„(...) dass in Fragen dienstlicher Fachausbildung Vereine maßgebend sind? Heute ist der, in Beziehung auf tierpsychologische Fragen noch völlig im Laientum steckende und überdies in dauernden Parteifehden lebenden Sport der eigentliche Führer des Polizeihundewesens.“¹⁸²

Die Trennung zwischen Gefühl und Distanz wird tausendfach beschworen um für den Ernstfall gerüstet zu sein. Wie sonst bringt es der Hundeführer des zweiten Weltkrieges fertig seinem Tier eine Mine umzuschnallen und es als lebende Waffe auf eine Reise ohne Wiederkehr gegen feindliche Panzer zu schicken?

Wurde in der Hundeausbildung des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts auch jegliches Übermaß an emotioneller Zuwendung oder gar Sentimentalisierung eines Diensthundes seitens der an der Ausbildung und Führung des Tieres beteiligten Personen vermieden, war man sich doch latent des Umstandes bewusst, dass hier ein Tier nicht einzig seiner Ausbildung wegen Gehorsam, Ausdauer oder Tapferkeit bewies, sondern dass es im Wesen des Hundes liegt, seinem Herrn zu dienen und sein Wohlgefallen zu erreichen. Dass aber auch in diesem Sektor eine Vermenschlichung des Kameraden Hund stattgefunden hat, mag sich aus verschiedenen Äußerungen hinsichtlich hündischer Pflichterfüllung ableiten lassen. Hier muss nun die legitime Frage nach der Möglichkeit einer Pflichterfüllung gestellt sein, zumal der Hund ja definitiv von der Last menschlichen Moralvorstellungen entbunden, Pflicht weder kennt noch deren Erfüllung anstreben kann.

¹⁸¹ Most Konrad, *Verhängnisvolle Fehler in der Handhabung des Diensthundewesens* zit. in: *Der Hund* Nr.18, 25.09.1926, S15f.

¹⁸² Most Konrad, *Verhängnisvolle Fehler in der Handhabung des Diensthundewesens* zit. in: *Der Hund* Nr.18, 25.09.1926, S16

11.2 Arthur Schopenhauer (1788-1860)

*„Je mehr ich den Menschen kenne,
desto mehr liebe ich den Hund.“*

Arthur Schopenhauer, zweifelsohne einer der prägenden Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts, lieferte durch seine vitalistische Philosophie die Grundlage zu einer veränderten Sicht der Mensch – Tier Beziehung. Es war ihm nicht einsichtig, weshalb Mensch und Tier, verbunden durch die Tatsache ihrer beider irdischer Endlichkeit, ideologisch getrennt werden sollten unter dem Deckmantel der Unvereinbarkeit alles Animalischen im krassen Gegensatz zum Vernunftwesen Mensch. Schopenhauer ging vor allem mit jenen hart ins Gericht, die größtmöglichen Nutzen aus der Ausbeutung der Tiere zogen und dies auch moraltheologisch als gerechtfertigt ansahen. Der Kantsche Ansatz den Tieren jedoch in christlichem Sinne Erbarmen anteilig werden zu lassen, stieß auf herbe Kritik Schopenhauers, es sei nicht legitim und demaskierte den Übungscharakter dieser Forderung als unakzeptabel und nicht angebracht.

„(...) Also bloß zur Übung soll man mit den Tieren Mitleid habe, und sie sind gleichsam das pathologische Phantom zur Übung des Mitleids mit Menschen (...)“¹⁸³

Die Stellung des Tiers – insbesondere jene seiner geliebten Hunde, waren dem großen Theoretiker Schopenhauer ein sehr persönliches Anliegen. So attackierte er in sehr direkten Worten die Ethik des Christentums hinsichtlich seiner Positionierung zum Tier, da es

„(...) in widernatürlicher Form den Menschen losgerissen hat von Thierwelt, welcher er doch wesentlich angehört, und ihn nun ganz allein gelten lassen will, die Thiere geradezu als Sachen betrachtend. (...) man möchte wahrlich sagen: die Menschen sind der Teufel der Erde und die Thiere die geplagten Seelen.“¹⁸⁴

Streitbar und kompromisslos unversöhnlich wie in kaum einer anderen Thematik, opponierte er gegen die christlich- jüdische Tradition dem Tier bereits mit der Genesis

¹⁸³ zit. Meyer Heinz, *Der Mensch und das Tier* (München 1975) S. 121

¹⁸⁴ Schopenhauer Arthur, *Sämtliche Werke*, Band 2 S.393f. (Wiesbaden, 1961)

jeglichen Rechtsanspruch auf eine auf partnerschaftliche Positionierung im Rahmen der Schöpfungsgeschichte abgesprochen und die Aufrechterhaltung dieses Unrechts bis in die Neuzeit tradiert zu haben. Die „Überantwortung der Tierwelt“ unter die Herrschaft des Menschen im ersten Kapitel des Alten Testaments kritisiert Schopenhauer wie folgt:

„(...) damit er über sie herrsche, also mit ihnen tue, was ihm beliebt; worauf er ihn im zweiten Kapitel noch überdies zum Professor der Zoologie bestellt durch den Auftrag, ihnen Namen zu geben, die sie fortan führen sollen; welches eben wieder nur ein Symbol ihrer gänzlichen Abhängigkeit von ihm, das heißt ihrer Rechtlosigkeit ist.“¹⁸⁵

Ein besonderes Ärgernis war ihm, wie eingangs erwähnt, die christliche Positionierung hinsichtlich eines allgemeinen Tierschutzes. Schopenhauer mochte die Bigotterie und Scheinmoral in dieser Frage nicht kritiklos hinzunehmen und zeigt seine Ablehnung schonungslos in diesem Anliegen. Theologisch verbrämte Forderungen nach aktivem Tierschutz ließ er nicht gelten, da es in diesem Fall nicht um den Schutz des Tieres um seiner selbst willen sondern um religiöse Pflichterfüllung im Rahmen eines bigotten Verhaltenskanons ging. In seiner Rage ließ er jedoch den Umstand außer Acht dass gerade christliche Organisationen den Tierschutz in Europa vorantrieben und in Großbritannien bereits zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts erste Schutzgesetze verabschiedet wurden.

Viel eher ist das Verständnis seiner aktiven Gegnerschaft zu theologischer Positionierung zu verstehen, bedenkt man den Umstand, dass Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Papst Pius IX. Aktiv gegen die Gründung eines italienischen Tierschutzverbandes opponierte und die mit der Ansicht begründete der Mensch wäre dem Tier in keinsten Weise verpflichtet, alles andere sei theologischer Irrtum.¹⁸⁶

„(...) man müsse an allen Sinnen blind oder durch den foetor Judaicus völlig chlorofomiert seyn, um nicht einzusehen, dass das Their im Wesentlichen und in der Hauptsache durchaus das Selbe ist, was wir sind, und dass der Unterschied bloss im Accidenz, dem Intellekt liegt, nicht in der Substanz, welche der Wille ist.“¹⁸⁷

¹⁸⁵ Schopenhauer Arthur, *Sämtliche Werke. Band V* S.438, Hrsg. Von Frh.von Löhneysen, W. (Frankfurt, 1987)

¹⁸⁶ vgl. Landmann M., *Das Tier in der jüdischen Weisung* (Heidelberg, 1959) S.120

¹⁸⁷ Schopenhauer Arthur, *Die Welt als Wille und Vorstellung* 2.Bd in Schopenhauer Arthur, *Sämtliche Werke* 2. Bd (Wiesbaden, 1961) S.395ff

Arthur Schopenhauer war zeit seines Lebens ein bekennender Hundefreund. Seinen Wachtelhund Atma, dessen Name im Sanskrit mit Seele übersetzt werden kann, rief er – wann immer er sich über ihn ärgerte homo (sic!).¹⁸⁸

Der durchgeistigte Denker konnte förmlich in Rage geraten, sprach man ihn auf den schlechten Umgang mit Tieren- insbesondere Hunden- an. Besonders hart ging er mit der christlichen Sicht des Tieres um und der Mahnung sich der dieser „minderen“ Kreaturen zu „erbarmen“. Schopenhauer war nicht gewillt eine Sicht der Welt zu akzeptieren, die dem Tier einen gerechte und würdevolle Behandlung zuteil werden ließ, einzig aus der Erkenntnis, dass der Mensch nur dann als gut gelten könne, wenn er anderen Lebewesen nichts Böses angedeihen ließe. Diese Ansicht implizierte dass man dem anderen (Tier) nur seiner selbst willen positiv begeben würde, in weiterem Sinne ein Verhaltensschablone um seiner selbst willen mit Leben erfüllt. Schopenhauer war aus innerster Überzeugung der Ansicht, dass der Mensch dem Individuum Tier ehrliche und direkte Anerkennung schuldig war – des Tieres Willen. Er wurde nicht müde die Scheinheiligkeit des Umwegmodells zu kritisieren und hielt somit Kirche und Tierschutz einen bitterbösen Spiegel vor. Schopenhauer macht in seinen Aussagen klar, dass wie dem Tierschutz des neunzehnten Jahrhunderts, aus heutiger Sicht aus, nicht bedingungslos Lob zollen sollten. Die Bewegung zum Schutze der Tiere war, wie ambitioniert sie auch immer in diesen Tagen war, ein Kind ihrer Zeit. War es für das gerettete Tier damals wie heute völlig gleichgültig aus welchen Motiven man seine Qualen beendete, Schopenhauer war es das nicht. Für ihn warf es einen entlarvenden Blick auf die Selbstgefälligkeit jener, die sich in christlicher Tradition in caritas übten, denen aber nicht bewusst zu sein schien, dass es sich hierbei nicht um einen zu gewährende Mildtätigkeit handeln sollte, sondern um ein tief empfundenes Miteinander.

„ Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs. „Erbarmt!“ – igit ein Ausdruck! Man erbarmt sich eines Sünders, eines Missetäters, nicht aber eines unschuldigen treuen Tieres, welches oft der Ernährer seines Herrn ist und nichts davon hat als spärliches Futter. (...) Der Schutz der Tiere fällt also den ihn bezweckenden Gesellschaften und der Polizei anheim, die aber beide gar wenig vermögen gegen jene allgemeinen Ruchlosigkeit des Pöbels, hier, igit sich um Wesen handelt, die nicht klagen können, und wo von hundert Grausamkeiten kaum eine gesehen wird, zumals auch die Strafen zu gelinde sind. In England ist kürzlich Prügelstrafe vorgeschlagen worden, die mir auch ganz angemessen erscheint. Jedoch, was soll

¹⁸⁸ vgl. Flössl *Der Hund*

*man vom Pöbel erwarten, wenn es Gelehrte und sogar Zoologen gibt, welche, statt die ihnen so intim bekannte Intimität des Wesentlichen in Mensch und Tier anzuerkennen, vielmehr igot und borniert genug sind, gegen redliche und vernünftige Kollegen, welche den Menschen in die betreffende Tierklasse einreihen, oder die große Ähnlichkeit des Schimpansen oder Orang-Utans mit ihm nachweisen, zu polemisieren.*¹⁸⁹

Schopenhauers Einsatz für ein ehrliches Miteinander zwischen Mensch und Tier war, wie so viele seiner Arbeiten, ihrer Zeit um ein Vielfaches voraus. Seine Position wider die kirchlichen Institutionen auf der einen Seite und all jene, welchen Tierschutz nur als Vehikel zur Befriedigung des eigenen Schuldgefühls diene, stieß erwartungsgemäß auf wenig Verständnis. Selbst in unseren Tagen gelten diese harten Worte Schopenhauers vielen als überzogen, ist die Entwicklung eines fortschrittlichen, der modernen Zeit angepassten, Tierschutzes in ihren Kinderschuhen stecken geblieben. Im Sinne Schopenhauers muss sich der Mensch des dritten Jahrtausends die Frage stellen weshalb das Wort Tierschutz nicht bereits der Vergangenheit angehören darf, es nicht zu einer dem hochentwickelten Menschen angepassten Toleranz des Miteinanders gekommen ist. Vielleicht ist der Mensch jenem Individuum, von welchen er sich täglich aufs Neue abzugrenzen sucht, doch näher als ihm erträglich ist. Oder um es mit Schopenhauer auszudrücken

*„Wundern darf es mich nicht, dass manche die Hunde verleumden,
Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der Hund.“*

11.3 Kaiserin Elisabeth von Österreich

Habe ich der exzentrischen österreichischen Kaiserin und ihrem ebenso exaltierten Sohn im Rahmen der vergangenen Kapitel mehr Platz eingeräumt als allen anderen, so hat dies durchaus seine Berechtigung. Beide, Mutter wie Sohn stellen ein Paradebeispiel für diese Arbeit dar. Während die Mutter sich dem Individuum Hund in überspannter, kompensatorischer Weise näherte, war dem Sohn die artgerechte, jagdliche Verwendung Herzensanliegen. Beide hatten zeitlebens eine sehr enge Beziehung zu Ihren Hunden, wenn auch in grundverschiedener Art und aus stark unterschiedlichen Motiven.

¹⁸⁹ Löhneysen W. Freiherr von, Hrsg.), *Schopenhauer Arthur, Gesammelte Werke* (Frankfurt 1987), Band V. S. 439f.

Elisabeth, eine gebürtige Wittelsbacher Prinzessin wuchs in für aristokratische Verhältnisse, recht ungezwungenen Umfeld auf. Ihr unkonventioneller Vater Herzog Max in Bayern ermöglichte den Kindern sowohl in der Münchener Wohnresidenz als auch im Landdomizil Possenhofen am Starnberger See einen sehr naturverbundenen Lebensstil.

Elisabeth fand von frühester Kindheit an großen Gefallen an jeweiligen Aktivitäten in freier Natur, liebte den Umgang mit Hunden und Pferden, denen sie Zeit ihres Lebens die Treue halten sollte. Die Kindheit und Jugend der Wittelsbacherin Elisabeth ließ mit Sicherheit nicht auf eine Verbindung mit dem Österreichischen Kaiser schließen. Zu wenig wurde auf all jenen Fertigkeiten Wert gelegt, die ihr das Leben und Lieben an der Seite des Monarchen hätte erleichtern können. Einziges Band welches beide einte war die Liebe zur Natur- doch auch hier zeigt sich die Unterschiedlichkeit sehr deutlich: Elisabeth war fasziniert von der Vielfalt der Lebendigkeit- edlen Pferden, treuen Hunden liebreizenden Vögeln- Franz Joseph konnte all den Schönheiten der Natur meist nur im Rahmen seiner Lieblingsbeschäftigung – der Jagd- etwas abgewinnen. Schon hier zeigt sich sehr deutlich ein Grundkonflikt- während dem einen die Lebendigkeit Freude bereitete – konnte der andere eher dem Gegenteil etwas abgewinnen.

Elisabeth und die Liebe zu ihren Hunden wäre gut und gerne ein Thema für viele, viele Seiten. Es gäbe eine Unzahl von Möglichkeiten sich dieser Liebe zu nähern. Die mit Sicherheit profundeste wäre jedoch die psychologische- ein Grund weshalb ich im Rahmen einer historischen Arbeit nur einen grobe, interdisziplinäre Beleuchtung vornehmen möchte.

Nach einer pädagogisch wie bildungsmäßig unbeschwerten Jugend stolperte Elisabeth in eine Ehe auf die sie (und Franz Joseph!) nicht im Mindesten vorbereitet war. Alle Mühen, die Seiten einer Heerschar von Bediensteten auch geleistet wurden konnten nicht von einem vorhersehbaren Fiasko ablenken.

Bereits vierzehn Tage(!) nach ihrer ebenso glanzvollen wie gespenstischen Trauung in der düsteren Augustinerkirche schrieb sie folgendes Gedicht in ihr Tagebuch

„ (...) Ich bin erwacht in einem Kerker,
Und Fesseln sind an meiner Hand,
Und meine Sehnsucht immer Stärker-
Und Freiheit! Du mir abgewandt! (...)“¹⁹⁰

Mochte sich die junge Kaiserin anfänglich auch noch so mühen, moderne Psychologen hätten dieser Ehe von Beginn an wenig Chance gegeben. Elisabeths freisinniger Geist

¹⁹⁰ zit. Hamann Brigitte/ Hassmann Elisabeth (Hrsg.), *Elisabeth. Stationen ihres Lebens* (Wien, 1998) S.15

konnte und wollte sich dem Zeremoniell nicht unterordnen. Was in heutiger Zeit mit Sicherheit in einer Trennung geendet hätte war in einem katholischen Erzhaus des neunzehnten Jahrhunderts undenkbar. Elisabeth fand sich somit schon bald nach ihrer Eheschließung und drei Geburten innerhalb von drei Jahren in der Situation wieder, all ihrer Illusionen beraubt ein Leben in einem goldenen Käfig zu fristen. Hätten ihre Kinder ihr möglicherweise den gesuchten Sinn im Leben bieten können, so musste sie sich ganz entgegen ihrer eigenen Kindheit damit abfinden, schon sehr früh von ihren Kindern getrennt zu werden, sowie den Tod der erstgeborenen Tochter im Alter von zwei Jahren zu verarbeiten. Elisabeths kurzweiliger Triumph über die grundverschiedene Schwiegermutter ihre Kinder mit sich auf Reisen zu nehmen, endete mit dem Tod der kleinen Sophie, die ebenso wie ihre Schwester Gisela an Durchfall und Fieber erkrankt und in Folge dessen verstarb. Elisabeth kapitulierte von Schuldgefühlen geplagt und überließ ihre Kinder fortan der Obhut von Kinderfrauen und der Kaiserinmutter.

In diese Zeit können wir mit großer Bestimmtheit jene Zäsur legen, die Elisabeth – zumindest bis zur Geburt ihrer Tochter Marie Valerie im Jahre 1868, seit welcher sich Elisabeth mit weitaus größerer Intensität ihren Hunden und Pferden zu widmen beginnt als ihren Kindern oder ihrem Mann.

Das letzte Drittel des Jahrhunderts galt in Großbritannien die Hochblüte der Hundezucht. Täglich dringen Nachrichten über edle Neuzüchtungen nach Österreich. Elisabeth aber hat ihr Herz an exzentrische Riesen verloren. Ihre Liebe gilt, mit Ausnahme eines Pudels, ganz unterschiedlich zu den Vorlieben ihrer bayrischen Verwandten Windhunden und Doggen. Gelten Abbildungen von Elisabeth im Kreise ihrer Kinder eher als Seltenheit, so finden wir in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts eine Vielzahl von Lithografien und Fotografien der Kaiserin mit diversen Hunden. In logistisch abenteuerlichen Expeditionen nahm sie ihre Hunde sogar auf Seereisen mit, während ihre Kinder zu Hause zurück blieben. Welcher Art war nun die Beziehung der Kaiserin zu ihren Hunden? Die Kaiserin hat ihre Lieblingshunde wie beispielsweise *Shadow*, *Horseguard* und *Moro* ausschließlich als Begleithunde gesehen. Keiner jener Lieblingshunde wurde beispielsweise jagdlich geführt oder hatte sich in einem anderen Leistungsbereich zu beweisen. Elisabeth fühlte sich im Beisein ihrer Hunde wohler als in Gemeinsamkeit mit ihrer Familie. Ihre Zuwendung zu Hunden und den Trost den sie aus diesem Zusammensein empfand, machen deutlich wie sehr sie den Sentimentalisierungstendenzen des ausgehenden Jahrhunderts nachgab. Galt der Pudel schon seit geraumer Zeit als Damenhund, so war es dennoch neu mangelnde Liebe an der Seite eines auf Sicht hetzenden Jagdhundes oder eines jahrhunderte alten Kriegshundes zu kompensieren. Elisabeth hielt Irische Wolfshunde und Doggen mit Sicherheit auch aus Gründen der optischen Extravaganz,

dennoch zeigt ihre Bindung sehr deutlich eine zunehmende Entfremdung dieser Hunde von ihrer ursprünglichen Verwendung.

Elisabeth war eine frühe Meisterin der Selbstinszenierung. Sie überließ keine Abbildung ihrer Person dem Zufall- eine Vielzahl von Retuschen erzählen hier eine lebendige Geschichte. Wann immer es den nachfolgenden Generationen vergönnt ist eine Ahnung von der Tiefe ihrer Gefühle zu errahnen, dann durch jene Bilder, die sie im Kreise ihrer Hunde zeigt.

Wie anders näherte sich doch ihr Sohn Rudolf seinen vierbeinigen Begleitern. Die Unterschiedlichkeit der beiden, in vielen Belangen so ähnlichen Habsburger, hat mit Sicherheit ihren Ursprung in der Kindheit. Elisabeth, ungezwungener Wittelsbacher Wildfang mit erst „postmatriomonialer Ernüchterung“ hatte einen sehr ungezwungenen Zugang zur Natur, zeigte offenkundig eine tiefe kindlichen Liebe für die Natur. Erst durch ihre Ehe und die in Wien subjektiv empfundenen Kränkungen und ihr lebenslang beklagtes Gefühl der Einkerkierung verschob sich die Beziehung durchaus einseitig zugunsten ihrer Hunde und Pferde, während sie ein oftmals fast krankhaftes Interesse an den Absonderlichkeiten der Natur, Missbildungen und Psychosen zur Schau stellte. Elisabeth die Wittelsbacherin liebte die freie Natur in der für das neunzehnte Jahrhundert schwärmerischen Form. Jede Form der nüchternen Betrachtung oder einen unbändige Leidenschaft für die Jagd war ihr in frühen Jahren eher fremd. Wohl nahm ihre Familie an Jagden teil, galten sie doch als fixer Bestandteil adeliger Lebensform, Elisabeths Interesse galt aber der persönlichen Zuwendung zu ihren Tieren, das kleine Mädchen ritt wie der Teufel und verzärtelte die familieneigenen Hunde und zahmen Wildtiere.

11.4 *Kronprinz Rudolf von Österreich*

Wie anders verlief doch die Kindheit ihres einzigen Sohnes Rudolf. Der kleine Kronprinz, der bereits im Alter von zwei Jahren(!) als Oberst eine Abordnung seines Regiments auf einem Spielzeugpferd am 22. Dezember 1860 in der Wiener Hofburg „befehligte“¹⁹¹, verlebte seinen dritten Geburtstag in Reichenau an der Rax. Dort wurde dem kleinen Prinzen ein Miniatur- Hochstand errichtet. Ist dies bis heute im ländlichen Raum als Spielplatz durchaus üblich, sollte dies für den kleinen Habsburger aber durchaus real sein.

¹⁹¹ Vgl.: Pester Lloyd, 5.2.1889

Bereits als achtjähriger schoss Rudolf, angetrieben durch die seinen Erziehern bekannte Jagdleidenschaft seines kaiserlichen Vaters zur Übung auf Eichhörnchen und Kaninchen in der kaiserlichen Fasanerie. Welch eklatanter Unterschied zu seiner Mutter Elisabeth. Rudolf, das gedrillte und vereinsamte Kind, dessen frühe Liebe ähnlich seiner Mutter der Natur gehörte, fand sich sehr für auf einem Scheideweg, der dem Kind mit Sicherheit nicht bewusst war. Die Jagdleidenschaft, das präzise Töten des Wildes war dem Kind dennoch nicht in die Wiege gelegt. Rudolfs Jagdpassion hat viele, allesamt unnatürliche Wurzeln. Zum einen wollte, ja musste, der kleinen Prinz den Ansprüchen seines jagdverliebten Vaters entsprechen. Die Liebe und Anerkennung der fernen Mutter war ihm Zeit seines Lebens unerreichbar, der Vater war ihm gegensätzlicher als kaum möglich. Rudolf schoss als Kind bereits mangelhaft, seine Erfolge beschränkten sich meist auf die (halb)zahmen Tiere des Kaiserlichen Tiergartens, wo er im Alter von neun auf alles schoss was sich einigermaßen vor seiner Flinte bewegte. Wie widersprüchlich seine dem Vater zur Schau gestellte Begeisterung für die Jagd war spiegelt eine Aussage an seine Großmutter Sophie vom 24.11.1868 wider.

„ Großmama, bedaure nicht die Vögel, die ich geschossen habe; denn es waren ja Elstern, Krähen und Falken, und die Letzteren zerreißen kleine Vögel, daher bin ich der Beschützer der Gimpel und Finken.“ ¹⁹²

Die selektiv sentimentale (!) Trennung von Vögel in „schützenswerte“ und „gerecht“ zu bejagende ist wenig waidmännischer Ansatz, der dem kleinen Kronprinzen mit Sicherheit nicht erläutert wurde. Die Liebe und Anerkennung seines Vaters trieb den kleinen Bub also an und bescherte ihm schon früh einen inneren Konflikt zwischen Hegen und Töten des Wildes.

Seinen in späteren Jahren ausgiebigen wenn auch selektiven Jagden auf seltene Vogelarten und Bären, zeigten ein starkes naturwissenschaftliches Interesse, galt doch dem Zerlegen, Erforschen und Präparieren des Erlegten ebenso große- wenn nicht größere Aufmerksamkeit, als der Bejagung selbst. Auch hier tritt wiederum der eher unnatürlicher Jagdzugang zu Tage.

Als letztes Kapitel der unseligen Beziehung „Rudolf und die Jagd“ tritt seine exaltierte Passion gegen Ende seines Lebens zu Tage. Die letzten Jahre im Leben des Kronprinzen waren geprägt durch eine, der Mutter ähnlichen, Rastlosigkeit. Jagdtage verliefen getrieben und maßlos setzte sich über jegliche Jagdregel- und Ethik hinweg. Er bejagte seltenste Tiere ohne Rücksicht auf Schonzeit und Treffsicherheit. Seine Jagden glichen

¹⁹² Ofen, 24.11.1868 zit. in: Hamann Brigitte, *Kronprinz Rudolf. Ein Leben.* S. 53

eher einer verbitterten Vernichtung jener Natur, die er Zeit seines Lebens so bewundert hatte.

Wie verhielt es sich nun aber mit seiner Liebe zu Hunden? Wie bereits im Verlauf dieser Arbeit erwähnt war Rudolf von frühen Kindheitstagen ein durch und durch „verplantes“ und instrumentalisiertes Kind. Die engen Vertrauten seiner Kindheit, Schwester Gisela und Kinderfrau von Welden mussten früh von seiner Seite weichen, ersetzt durch zuerst tyrannische Erzieher wie Graf Gondrecourt, später gelockert durch den freundschaftlich verehrten Grafen Latour. Was Rudolf mit Sicherheit als Grundgefühl seiner frühen Kindheit in sein Jugendleben mitnahm, war eine tiefe Verunsicherung in der Bindung zu Menschen und eine schmerzlich empfundene Leere. Diese wenig kaiserlichen Attribute begleiteten ihn ein kurzes Leben lang. Umso auffälliger war seine enge Bindung an seine Hunde. Rudolf entwickelte bereits früh eine außerordentliche Liebe zu Jagdhunden. Dies mag durchaus darin begründet liegen, dass die Hundegattung sich durch eine enge Beziehung an seinen Besitzer charakterisiert, die ihm im (Jagd)alltag abverlangt wird und beiden Teilen zugute kommt. Wohl kommt Rudolf bereits in früher Kindheit mit den Hunden seiner Mutter in (bedingten) Kontakt. Begeistert zeichnet er etwa die Rettung des Pudels Moro aus einem Bach und gibt mit dieser kindlichen Zeichnung eine vage Idee von der Bedeutung und Position der diversen Hunde innerhalb der kaiserlichen Familie. Dennoch mangelt es Rudolf an der Faszination für jene riesenhaften Hunde der Kaiserin. Die Begründung für die sehr divergente Rassenwahl ist für sich eine kleine kynologische Exkursion in die Psyche von Mutter und Sohn. Elisabeth bevorzugte Zeit ihres Lebens riesenhafte Hunde. Ihre Liebe galt in erster Linie Windhunden und molossoiden Rassen. Beide von der Kaiserin bevorzugte Hunde zeichnen sich durch Ihre imposante Darstellung und kraftvolle Eleganz aus- sind somit vom optischen(!) Standpunkt aus gesehen absolute Respräsentationshunde. Auf den zweiten Blick fällt jedoch auf, dass sowohl Irish Wolfhounds, Greyhounds und Doggen Hunderassen sind, die in ihrem Gefühlsleben eher sparsam in Ausdruck keine offenkundig zu Schau getragene Anhänglichkeit leben, wenn dies auf den ersten Blick auch anders erschienen mag. Die Ursprüngliche Verwendung dieser Hunde, als selbstständig arbeitender Sichthetzer (Windhunde) oder Wach- und Kampfhunde (Molosser) machten eine emotionale Distanz zwischen Mensch und Hund notwendig oder in anderen Worten, wir sprechen bei diesen Rassen von sehr selbstbewussten, autonomen Hunden denen die Bindung an ihren Menschen zwar vorgegeben ist, deren emotionale Tiefe sich von jener anderer Rassen (bedeutend) unterscheidet. Betrachten wir also nochmals die Kaiserin und ihre Hunde, so fällt ein wenig in Auge, dass Elisabeth von Österreich von Zeitgenossen stets als imposant und majestätisch aber in ihrem Ausdruck sparsam, ja kühl beschrieben wurde. Die umtreibige Wittelsbacherin umgab sich noch mit kleinwüchsigen Hunden, wie Spitzten und Pudel- Als

Kaiserin zur eigenen Legende vor dem Tod erstarrt, umgab sie sich mit genau jenem Typ Hund, der ein Spiegel ihrer selbst war. Die riesenhaften Hunde suggerierten der instabilen Kaiserin Schutz und jenen anlehnbare Schulter, die sie im Leben so sehr vermisste, derer sie sich aber auch vehement entzog. Wie eng sich die ewig suchende Elisabeth wirklich an ihre Hunde band und ob ihr erst spät bewusst wurde, wie ihre tierischen Spiegelbilder lediglich eine optische Übereinstimmung bedeuteten können wir nur erraten. Auffällig ist lediglich, dass der alternden Kaiserin peu à peu ihre Hunde abhanden kamen.

Rudolf hatte bereits als Kind einen anderen Weg genommen. Schon die vom Vater verordnete Nähe zur Jagd, wie auch seine eigenen Neigung zur Erforschung der Natur brachten ihn früh in Kontakt mit den kaiserlichen Jagdhunden. Diese waren um nur eine kleine Auswahl zu nennen meist Hunde für die Baujagd (Dachshunde und Terrier), Schweißhunde (Bracken, Hannoverscher und Bayrischer Gebirgsschweißhund) oder Hunde zur Vogeljagd (Vorstehhunde und frühe Retriever). All diesen Hunden gemein, wenn wir hier auch von den verschiedensten Hunderassen mit unterschiedlichsten Anlagen sprechen, war eine sehr enge Bindung an den Hundeführer. Als relative Ausnahme mögen vielleicht die Gruppe der Dachshunde und Terrier gelten, die auf Grund ihrer selbstständigen Arbeitsweise über ein gutes Maß an Individualität und Selbstbestimmung verfügen müssen (Ein Dachshund unter Tage ist ohne Eigenverantwortung im direkten Kampf mit Dachs und Fuchs hilflos). Rudolfs Jagdbegleiter waren folglich treu ergebene Hunde, deren Loyalität und Zuwendung über die Pirsch hinaus gingen. Schon bald wollte der Kronprinz seine Freizeit nicht ohne seine Hunde verbringen, ausgewählte Lieblinge begleiteten ihn sogar bis an seinen Schreibtisch in den kaiserlichen Residenzen. Einer der erklärten „Lebenshunde“ des Kronprinzen war mit Sicherheit der Jagdhund Blak- Rudolf ließ diesen mit seinem Halsband, welches ihn zeitlebens als Hund des Kronprinzen erkenntlich machte und das neben dem Namen auch die Eintragsnummer und den –ort Prag dokumentierte, nach dessen Tode präparieren. Jagdhunden gehörte die tiefe Zuneigung des Kronprinzen. Nicht nur dass diese ihn veranlassten als Züchter aktiv zu werden, erwähnte Rudolf in zwei Testamentsversionen seinen Hunde namentlich. In welcher Weise der Kronprinz Hunden gegenüberstand, zeigt sich auch darin, dass dieser seiner zukünftigen Gattin Stephanie von Belgien einen Pudeln als Willkommenspräsent schenkte. Der Umstand dass Rudolf die Ankunft in einem fremden Land unter Fremden intuitiv als bedrückend empfand und aus diesem Grund einen Hund schenkte zeigt sehr deutlich wie tief er die Beziehung zu Hunden in seinem eigenen Leben als tröstlich empfunden haben mag.

11.5 *Adolf Hitler oder: Warum er kein Beispiel ist*

Im Zusammenhang mit der zeitlichen Abgrenzung habe ich eingangs erwähnt weshalb ich die selbst gewählte Zäsur mit dem Ausbruch des zweiten Weltkriegs , respektive mit dessen Ende , der eine Neuzeichnung Europas nicht nur in geografischer Sicht, sondern viel mehr noch in philosophisch- theologischer Sicht bedeutete. Der Zweite Weltkrieg, der in durch die Nummerierung uns eine Form der Fortsetzung „von Teil1 „ suggeriert, ist in Wahrheit der Südenfall der modernen Welt schlechthin. Die Pervertierung jeglicher sozialer Ordnung durch die Neueinteilung in ein klares Für oder Wider den Nationalsozialismus bedeutet für meine Einschätzung das Ende jahrhunderte alter gesellschaftlicher Normen. Weshalb habe ich dann im Rahmen dieser Arbeit Abstand davon genommen jene Persönlichkeit, die mehr oder weniger für diesen Flächenbrand verantwortlich zeichnete und deklariert Hundefanatiker war zu betrachten. Nun, ich gebe zu ich hatte mit mir gerungen und möchte in Kürze ausführen, weshalb ich mich dagegen entschieden habe.

Die Begegnung mit menschlichen Abgründen führt uns immer wieder an unsere eigenen Grenzen und fordert Erklärungen ein. Die Beziehung von Adolf Hitler zu Tieren im Allgemeinen und zum Hund im Speziellen erinnert mich an das natürliche Spiel von Licht im Schatten. Es ist die unglaubliche Schizophrenie menschlicher Empfindsamkeit die hier als Beispiel einer verzerrten Entwicklung dient, deren Folgen für die Beziehung Mensch- Hund von großer Bedeutung blieb. Die Betrachtung des Privatmenschen Hitler ist eine überaus problematische, weil zu Lebzeiten kaum erwünschte. Sein Anspruch als kollektives Eigentum einer Volksgemeinschaft deren Führung übernommen zu haben, erhöhte ihn subjektiv über alles Plebiszitäre. Diese Überhöhung löschte schrittweise die Privatperson aus dem allgemeinen Bewusstsein und war Teil der Inszenierung eines pseudo-religiösen Führerkults.

Die propagandistische Dramaturgie des „*Führers aller Deutschen*“ gewährte den privaten Einblick höchst selten, war niemals dem Zufall überlassen. Das deutsche Volk war offiziell in kollektiver Verehrung einem Menschen verbunden, dessen Privatleben annähernd unbekannt, weil mythisch verbrämt und demnach Gewöhnlichem gezielt entrückt. Die offiziellen Vorlieben und Abneigungen des Reichskanzlers waren durch sein Werk *Mein Kampf* hinlänglich jedermann bekannt, Persönliches ließ sich im Besten Falle erahnen. Dieses inszenierte Vakuum persönlicher Nähe, ließ ausreichend Spielraum für Interpretationen und Spekulationen. Aus diesem Grund ist eine

Auswertung zeitgenössischer Berichte überaus kompliziert und mit allerhöchster Skepsis zu bewerten. Faktum est: nur eine verschwindend geringe Zahl von Menschen hatten Zugang zu den privaten Räumlichkeiten Adolf Hitlers, noch weniger Menschen genossen sein Vertrauen. Verschiedenste Aussagen persönlich im täglichen Kontakt mit ihm stehender Personen geben Anlass zur Vermutung, dass er engen zwischenmenschlichen Beziehungen abwartend gegenüber stand, emotionaler Bindung nur bedingt fähig war. Ich halte die Frage nach der Plausibilität dieser Ansicht und deren Auswirkungen für eine zentrale in der Beurteilung Adolf Hitlers als privaten Menschen. Eine Person scheinbar unvereinbarer Widersprüche, Unterzeichner der Nürnberger Rassengesetze ebenso wie einer vorbildlichen Tiergesetzgebung.

Jener Mann der millionenfach keine Gnade kannte war im Privaten überaus tierlieb, ein passionierter Gegner der Jagd und überdies überzeugter Vegetarier. Kein politischer Schachzug, kein militärischer Erfolg, nicht einmal die Anwesenheit seiner Partnerin Eva Braun vermochten ihm jenen Gesichtsausdruck abzuverlangen wie im Spiel mit seiner Schäferhündin *Blondie*. Ja es gäbe Raum und Material um dieser Frage nachzugehen, doch ich bin mir sicher dass die Konzentration auf das Phänomen Hitler den Rahmen dieser Arbeit beim weitem sprengen würde und die Gewichtung auf den Ausgang der gewählten Periode die Ausgewogenheit der Arbeit außer Balance bringen würde.

12. Abschied

*„But the poor dog, in his life the
firmest friend, The first to
welcome, the foremost to defend“
(Lord Byron)*

Konrad Lorenz hat sich in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sehr intensiv, mit durchaus persönlichem Bezug, mit diesem Thema auseinander gesetzt und dem um seinen Hund trauernden Menschen die sehr direkte Frage gestellt

„ Als Gott die Welt schuf, muss er wohl unerforschliche Gründe gehabt haben, dem Hunde eine etwa fünfmal kürzere Lebensdauer zuzumessen als seinem Herrn. Es gibt im menschlichen Leben genug des Leides, wenn wir von einem geliebten Menschen Abschied nehmen müssen und die Zeit dafür herankommt sehen, unabwendbar durch die Tatsache vorherbestimmt, dass jener ein paar Jahrzehnte früher gebohrne wurde als wir selbst. Da könnte man sich wirklich fragen, ob es klug gehandelt sei, unser Herz an ein Wesen zu hängen, bei dem schon Altersschwäche und Tod eintreten müssen, ehe ein am gleichen Tage wie dieses Wesen geborener Mensch auch nur seiner eigentlichen Kindheit entwachsen ist (...) es ist eine traurige Mahnung an die rasche Vergänglichkeit des Lebens (...) ich gestehe, dass das Altern eines geliebten Hundes stets einen Schatten auf meine Stimmung geworfen hat, dass es unter den dunklen Wolken der Sorge, die jedes Menschen Blick in die Zukunft verdüstern, eine erhebliche Rolle gespielt hat.“¹⁹³

Lorenz zieht in seinem Vergleich zwischen Mensch und Tier den wenig schmeichelhaften Schluss, dass der Mensch Trauer leichter verarbeite, den nächsten Hund mehr der weniger in jene Position bringt, die einem Nachfolger gleichkommt. Den erfahrenen Trost kommentiert Lorenz ein wenig bitter

„ Dieser Trost kann unter Umständen so schnell und vollkommen sein, dass man etwas wie Scham über die Treulosigkeit gegenüber dem alten Hunde empfindet. Auch hier wiederum ist der Hund treuer als der Mensch, denn wäre der Herr gestorben, sein Hund

¹⁹³ Lorenz Konrad, *Die Treue und der Tod* In: *So kam der Mensch auf den Hund* (München, 1965) S. 120

*hätte im Laufe eines halben Jahres bestimmt keinen Ersatz
gefunden, der ihn tröstete!“¹⁹⁴*

Bereits im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts wurde in zunehmendem Maße die Trauer um den Verlust seines Hundes zur akzeptierten Verhaltensform. Die Sentimentalisierung der Beziehung machte einen pragmatischen Umgang mit dem Ableben ungemein schwierig. Zugelassene Emotionen konnten nicht mehr hinter pseudo-rationalen Erklärungen versteckt werden. Mit einer breiteren Basis gesellschaftlichen Verständnisses konnten all jene rechnen, welche über den Tod hinaus ihrem Hund Treue und Liebe zusicherten.

Als einer der herausragenden Personen sei hier *Lord Byron* erwähnt.

Neufundländer Boatswain (*Mai 1803 Neufundland/ † 18. November 1809 Newstead Abbey)

*Am Eichenbaum ist er oft mit mir gesessen,
In stiller Nacht mit mir allein;
Alard ich will dich nicht vergessen
Und scharr dich ein.
Wo du mit mir oft saßt, bei unsrer Eiche,
Der Freundin meiner Schwärmerei.-
Mond scheine sanft auf seine Leiche!
Er war mir treu.¹⁹⁵*

*„Hier ruhen die Überreste eines Wesens , das Schönheit besaß ohne
Eitelkeit, Kraft ohne Überhebung, Mut ohne Wildheit, alle
Tugenden des Menschen ohne seine Laster.“¹⁹⁶*

*„Der jetzt hier ruht,
Er war ein Freund von mir,
Ich kannte einen nur
Und der liegt hier.“¹⁹⁷*

¹⁹⁴ Lorenz Konrad, *Die Treue und der Tod* In: *So kam der Mensch auf den Hund* (München, 1965) S. 120

¹⁹⁵ Cludius Matthias, *Sämtliche Werke* (Berlin/Darmstadt, 1964) S.44

¹⁹⁶ Grabinschrift für Boatswain, Newstead Abbey

¹⁹⁷ *ibid.*

Als eine der herausragenden Erscheinungsformen und mit Sicherheit als schlagender Beweis eines geänderten Mensch- Hund Bildes können wir die Zunahme an Beisetzungsstätten für Hunde sehen. Hatten geliebte Hunde schon seit Jahrhunderten den Platz an der Seite eines verstorbenen Aristokraten gefunden, so wurden Hunde im neunzehnten Jahrhundert zunehmend in eigenen Friedhöfen bestattet. So galt der Hundefriedhof von Paris als einer der ersten dieser Art. Bereits Königin Victoria von England hatte ihren geliebten Begleitern eine private Beisetzungsstätte errichten lassen und auch selbst an der Gestaltung der Grabstätten mitgearbeitet. An vielen Orten Europas wurde nun das menschliche Bedürfnis seinem treuen Begleiter ein Denkmal über die Zeit hinaus zu setzen realisiert. Eine vorerst als Exaltiertheit des Adels mit beißendem Spott versehene Eigenart machte nun auch bei all jenen Schule, die sich auf eine tiefere Beziehung zum Lebewesen Hund eingelassen hatte. War es den vielen neuen Hundebesitzern nicht möglich ihre verstorbenen Tiere auf einem herrschaftlichen Anwesen zu begraben, so erwuchs die Idee auch in großen Städten einen Platz zur Beisetzung der Tiere anzubieten. Die Gestaltung von Grabstätten wie auch die Form der Trauer erreichte zur Jahrhundertwende einen makaberen Höhepunkt, der auch die Geistlichkeit mit wachsender Sorge auf diese für sie seltsame Form der Tierbestattung hinwies.

Wiederum erweist sich die Quellensituation in Britannien wie Westeuropa als zugänglicher. Hundegräber gehörten auf englischen Gütern zum Regelfall- sie stellten einen würdevollen Ort der Erinnerung dar, in deren Umgebung sogar knapp zwei Jahrhunderte später eine über alle Massen bis hin zur Legende verehrte Prinzessin ihre letzte Ruhestätte finden sollte.¹⁹⁸ Transferierte man diese Beisetzung in den hiesigen Raum, so wäre die Beisetzung eines Mitglieds der Regentenfamilie (wenn auch geschieden so immerhin die Mutter des Thronerben) auf einem ehemaligen Hundefriedhof als Beleidigung und Taktlosigkeit ohne Beispiel bezeichnet worden. An diesem bis in die heutige Zeit aktuellen Beispiel lässt sich die nachhaltige Bruchlinie der Kulturen sehr anschaulich darstellen.

War der Katholischen Kirche schon die überschwängliche Liebe und literarische Verherrlichung eines Tieres ungeheuer gewesen, so stand sie dem Phänomen der Erhöhung eines in ihren Augen wertvollen, dennoch dem Mensch nicht ebenbürtigen Lebewesens mit enormer Skepsis gegenüber. Die einer christlichen Bestattung nachempfundenen Beisetzung von Hunden auf einem tierischen Gottesacker rief mitunter scharfe Kritik der Geistlichkeit hervor. Dies mag ein Grund sein weshalb

¹⁹⁸ Anmerkung: Das Grab der 1997 verstorbenen Prinzessin von Wales, Exfrau des britischen Kronprinzen Charles befindet sich auf dem Familienanwesen der Familie Spencer, Althorp Castle. Prinzessin Diana wurde auf einer Insel in einem kleinen See bestattet- der ehemals als Hundefriedhof diente.

besonders in nicht- katholischen Ländern die Anzahl der Tierfriedhöfe prozentuell weitaus höher war und ist.

Von nachhaltiger Bedeutung ist aber in jedem Fall, dass wir mit Errichtung von Begräbnisstätten für Hunde einen gewaltigen Schritt hinsichtlich der Annäherung von Mensch und Tier hinter uns lassen. In nur wenigen Belangen ist der Mensch – quer durch alle Kulturen- derart sensibel wie in der Form und Tradition der Bestattung seinesgleichen. Wenn also der Mensch sich dazu entschließt einem tierischen Freund eine ehrenvolle Form der Beisetzung- dem Menschen gleich- zu gewähren, darf mit Fug und Recht von einer nachhaltigen Verschiebung der Wertigkeiten zwischen Mensch und Hund gesprochen werden.

Wie auch immer die Trauer um einen verstorbenen Freund artikuliert wurde, sie zeigt dass nach einer Phase der emotionalen Annäherung zwischen Mensch und Hund, es zu einer nahezu sprunghaften Beziehungsvertiefung auf breiter Basis kam. Entkoppelt von der starren religiösen Trennung zwischen Mensch und Tier, im steigenden Ich - Bewusstsein eines Freudschen Zeitalters sollte Liebe zunehmend als solche gelten dürfen und auch betrauert werden. War das Korsett des Zwischenmenschlichen noch nicht in allen Belangen gelockter- zumindest in der Trauer um den verlorenen Freund durfte die Enge der Etikette und Moral vergessen werden. Die Bestattung der Hunde und die damit zur Schau gestellte Erhöhung eines Tieres auf menschenähnliches Niveau kann durchaus als großer Schritt in Richtung eines gesamtgesellschaftlichen Umbruchs verstanden werden, in welchem nicht Herkunft und Position sondern Zuneigung und Nähe als Maßstab gelten dürfen. In dieser Hinsicht stellt die (pseudo-)religiöse Trauer um den Partner Hund weniger Exaltiertheit denn einen emanzipatorischen Schritt in Richtung Selbstbestimmung dar.

13. Resumee: Die Auswirkungen der geänderten Maßstäbe- oder „Was hat's gebracht für Herr & Hund?“

Betrachten wir nun die beiden Spannungsfelder Adel - Bürgertum auf der einen – das Verhältnis Mensch - Hund auf der anderen Seite und betten diese Fragestellung dann in einen gemeinsamen Kontext eines Vergleichs Westeuropa- Mitteleuropa so ergeben sich meiner Ansicht nach folgende Aussagen:

- 1.) Die Sentimentalisierung der Mensch – Hund Beziehung im neunzehnten Jahrhundert geht eindeutig von den Britischen Inseln (Sonderfall Irland) aus.
- 2.) Die Zuwendung zum Lebewesen Hund folgt einem starken Gefälle- protestantisch-katholisch/ Nordwest- Südost.
- 3.) Es herrscht ein signifikantes mitunter reziprokes Gefälle Mann- Hund/ Frau – Hund
- 4.) Hunde nehmen in den geschilderten Exempeln die Position eines Menschen ein- ja sie werden in überhöhter Darstellung diesem sogar übergeordnet.
- 5.) In der Freundschaft zum Hund überwindet der Mensch die Grenzen der Natur und manifestiert sich als Teil einer selbst bestimmten Neuordnung der Welt.

War für das neunzehnte Jahrhundert der Aspekt des Auslotens zwischenmenschlicher Beziehungen von größter Bedeutung und wurden diese wie gezeigt durch intensivierte wie sentimentalisierte Mensch – Hund Beziehungen erprobt und gelebt, ist eines der zwingenden Motive hinsichtlich ständig ansteigender Hundehaltung im Mitteleuropa des zwanzigsten Jahrhunderts ist definitiv der unaufhaltsam akzelerierende Fortschritt in Wissenschaft und Technik. Dieses auf den ersten Blick scheinbare Paradoxon läßt sich jedoch mit wenigen Worten einleitend begründen. Mögen auch Schulausbildung, Religion und Philosophie dem Menschen Beistand leisten, sich einer hoch technischen und global vernetzten Welt zu Recht zu finden, verbleibt dennoch ein Rest an Unsicherheit und Furcht in jedem Individuum sich wandelnden Anforderungen nicht gewachsen zu sehen. Das unaufhaltsame Streben nach Perfektion in allen Fachbereichen bedingt jedoch ein Zurückdrängen der Natur und eine Substituierung dieser in vielen Bereichen. Der Mensch des zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhunderts sieht sich zunehmend verlassen als Mensch umgeben von Hochtechnologie und Fortschrittsdruck. In seiner nicht eingestandenen, weil vom sozialen Kollektiv nicht akzeptierten, Existenzangst sucht der Mensch nun nach dem

verlorenen Stück Natur. Geben sich viele mit ausgedehnten Reisen und abenteuerlichen Naturerlebnissen, wenn auch oft aus zweiter und dritter Hand, zufrieden so steigt doch die Anzahl jener Menschen, denen Natur auf Abruf oder gar aus der Konserve zu wenig sind. Erst der unmittelbare Kontakt zu einem intelligenten Tier, wie es der Hund in hohem Masse verkörpert, vermag diese als schmerzhaft empfundene Lücke zur scheinbar verlorenen Heimat Natur ein wenig zu schließen. Vom heutigen Standpunkt der Erkenntnis erscheint und die Nähe des Menschen zur Natur und seine latente Sehnsucht danach oftmals als veraltet und romantisiert. Dies mag zu einem gewissen Prozentsatz stimmen, wer aber generellen Zweifel an der Richtigkeit dieser Behauptung hat, dem sei ein Besuch eines Hundeabrichtplatzes ans Herz gelegt. Wenn Wirtschaftsgrößen am Boden robben und rassenspezifische Trainings bei strömendem Regen tiefe Zufriedenheit aller Teilnehmer hervorrufen, ist die Frage eines „Warum“ wohl mehr als legitim.

Die tägliche Beschäftigung mit dem Haustier Hund über seine primäre Haltung als animalischer Zeitgenosse im Familienverband hinaus gehört zu soziologisch interessantesten Phänomenen der Geschichte des Privaten.

In der Betrachtung über die grundsätzliche und Namen gebende Thematik Sentimentalisierung erscheint es mir abschließend von großer Bedeutung auch ein klares Wort zum Thema der Rolle der Frau in der Hundezucht die eine oder andere Bemerkung anzustellen. Verfolgen wir – im speziellen Falle am Beispiel der genannten Rassen Setter und Retriever- den schier unaufhaltsamen Trend weg vom Jagdhund hin zu einer eigentümlichen Melange eines Begleithundes mit jagdlicher Freizeitgestaltung, so darf unausgesprochen weibliche Solidarität nicht verbergen, dass die weibliche Hand in der Jagdhundezucht Vieles gebracht, aber auch Vieles nachhaltig verändert hat. Es liegt in der Natur des Weiblichen nebst Leben zu schenken auch dieses zu behüten und nach Möglichkeit keiner unnützen Gefahr auszusetzen. Es waren die Frauen, denen die Aufzucht und Pflege der „neugeschaffenen“ Hunde oblag- und Männer deren Pioniergeist den scheint es schöpfenden Akt des Züchtens vollzog. Das Zuchtwesen stellte somit eine direkte Spiegelung der gelebten Rollenverteilung dar. Auf der einen Seite der Mann als Zeugender- ihm gegenüber gestellt der sorgende und pflegende weibliche Widerpart. Wir wollen an dieser Stelle nicht ins Spekulative abdriften, dennoch behaupte ich, dass das wesentliche Element, das in diesem Falle Sache der Mutterhündin war, Leben zu geben- Auslöser dafür war, dass sich im Zuchtgeschehen involvierte Frauen der Unausgewogenheit der Aufgabenverteilung

zusehends bewusst wurden und vermehrt den Anspruch auch auf die Auswahl des Zuchtmaterials stellten.

Gehen wir von der hinlänglich bekannten Tatsache aus, dass Frauen in verschwindender Anzahl im aktiven Jagdgeschehen involviert waren, so erklärt sich frei jeder Wertung deren relative Distanz zum Thema Jagdgebrauchshund. Das Wissen um eine Listung hervorragender Jagdqualitäten eines Hundes alleine ergibt in keinsten Weise auch die verständliche Anwendung dieses Wissens, was in weiterer Folge zu einem Auseinanderdriften von Anforderungsprofil und Zuchtziel bedeutete. Um diesen Umstand ein wenig ins Plakative zu rücken, möchte ich gerne einen zeitgenössischen Vergleich zeihen. Die Faszination der Montur ließ viele Damen der Gesellschaft in hohem Masse vergessen, dass die so elegant getragene Uniform Ausdruck einer beruflichen Position waren, deren Erlangung in keinsten Weise immer durch Mitgefühl erreicht wurde. Die Anzahl unglücklicher Affären, geopfert am imaginären Altar des Vaterlandes, sprechen eine deutliche Sprache. Wenn es also eine weibliche Tendenz zur Verdrängung von Kausalzusammenhängen in dieser Hinsicht gab, so ist es durchaus keine Spekulation zu behaupten, dass eben diese Frauen auch den Jagdhund seiner ursprünglichsten Verwendung zu entziehen suchten um ihn, ob seiner Eleganz und Kraft einem ungewissen Ziel zuzuführen. Die ersten Schritte der Hundezucht in weiblichen Händen stellen somit, für mich, eine höchst interessante Facette der Emanzipation dar. Das Formen und (Um)lenken eines männlich besetzten Terrains.

Stellen wir an dieser Stelle die simplifizierte Frage nach dem nachhaltigen Nutzen, so kann diese mit Sicherheit nur in einer sarkastischen Antwort enden, deren in vielerlei Hinsicht Bitterkeit zu denke geben sollte. Bedenken wir, dass die Reinzucht eines Gros der genannten Rassen ihren Höhepunkt zu einer Zeit erreicht hatte, als sich der Mensch nachhaltig als schöpferisches Abbild Gottes im Rahmen der Natur betätigte, in seinem Wissenschaftsdrang und Pioniergeist schier unerschöpflich zu sein schien, entstanden all jenen Rassen, deren Daseinsberechtigung in deren Verwendung begründet lag. Einen Jagdhund für den Salon zu züchten lag in ebenso ferner Vorstellung wie die Zerstörung des vorindustriellen Zeitgefüges.

Wie begegnen wir nun, über hundert – so Vieles relativierende- Jahre dieser Aussage? War der Hund in überzeichneter Form schlichtweg ein williger Katalysator weiblichen Emanzipationsstrebens? Wurde er nach Jahrhunderte dauernder (Be)Nutzung durch den Mann ab dem ausgehenden neunzehnten Jahrhundert nun auch durch das vermeintlich sensiblere Geschlecht ebenso missbraucht? Die Antwort kann in diesem Fall bestenfalls eine Frage sein. War sich den Mensch- hier wollen wir einmal zur Ausnahme das Geschlecht bei Seite lassen- jemals genau bewusst wie viel oder wenig ihn vom diesem Lebewesen trennt dessen Geschichte er so resolut in seine Hände

nahm? War dem Individuum Mensch das Ausmaß dieses einzigartigen Projekts bekannt und wenn ja, wann hat er begriffen das die scheinbar so leichtfertig übernommene Verantwortung eines „Schöpfenden“ niemals endet?

Viele Fragen und wenige Antworten legen ein bedrückendes Zeugnis ab für den sehr menschlichen Versuch sich am anderen zu versuchen, zu reiben, zu heilen. Zum heutigen Tage fehlt die letzte Antwort auf die philosophische Frage nach dem „Wohin?“- dennoch verlangt sie nach Antwort wie nach dem letzten Ton des Akkords. Die Annäherung an das Lebewesen Hund hat eine lange Wegstrecke hinter sich gebracht- eine Reise mit vielen Wirrungen und Rückschlägen. Doch je besser der Mensch diesen ihm so vertrauten tierischen Partner kennenlernt, desto größer wird die Chance seiner gerecht zu werden ... wenn dies auch noch einige Zeit dauern mag.

In diesem Sinne soll ein Zitat des dritten Jahrhunderts vor Christus aus jenem Buch Mut für die Zukunft schaffen, dessen Interpretation Jahrhunderte lang durchaus mitverantwortlich für die mangelnde Akzeptanz alles Animalischen, im Besonderen des Hundes, war

*„ Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel
gibt es einen bestimmte Zeit.“¹⁹⁹*

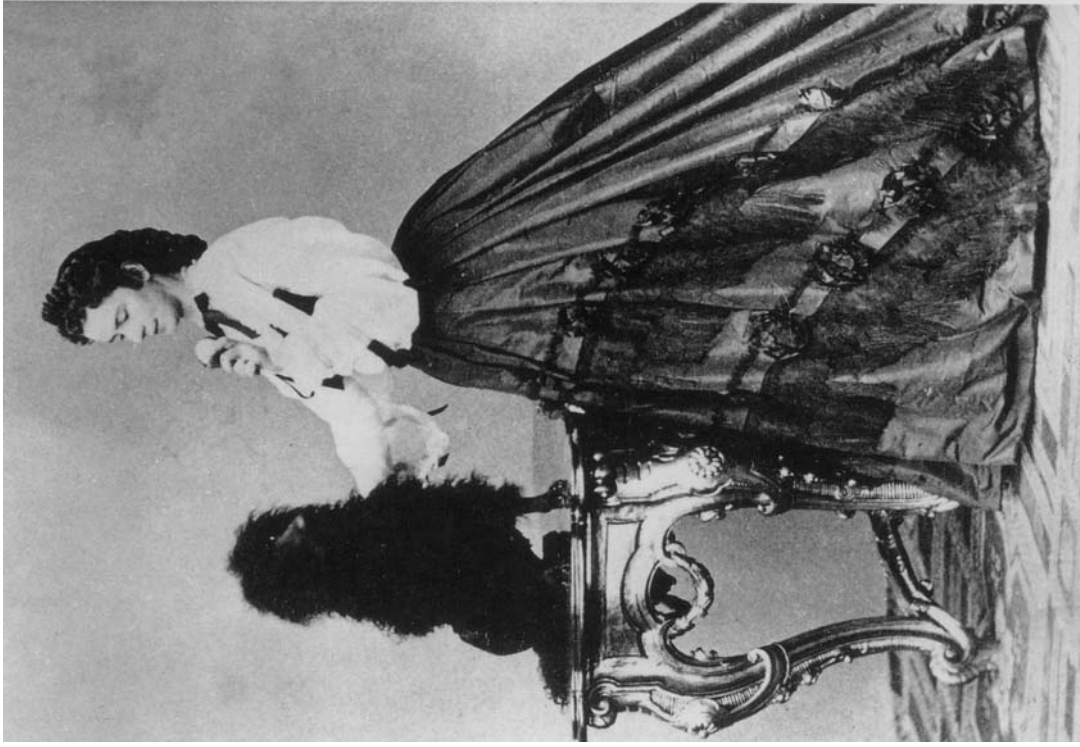
14. Epilog

Die Aufarbeitung eines sehr ambivalenten Aspekts der Mensch- Tier- Beziehung, nämlich der Sentimentalisierung bis hin zur Vermenschlichung des Hundes, war mir ein sehr persönliches Anliegen, gab doch die langjährige tiefe Beziehung zu meinem eigenen Jagdhund den thematischen Anstoß zu dieser Arbeit. Ich hätte mir sehr gewünscht Karah hätte gleichsam den ersten Zeilen dieser Arbeit auch bei den letzten Worten ihren Kopf an meinen Füße gelegt. Doch wie hat Konrad Lorenz nicht so überaus treffend geschrieben

*„ (...) aber ihr Geist trabt und schnüffelt noch immer auf meinen
Spuren.“²⁰⁰*

¹⁹⁹ Buch Kohelet 3, 2 *Die Bibel* (Stuttgart, 1980) S. 720

²⁰⁰ Lorenz Konrad, *Die Treue und der Tod* In: *So kam der Mensch auf den Hund* (München, 1965) S. 121f.



Kaiserin Elisabeth mit ihrem Pudel „Moro“,
Fotografie aus den 1860er Jahren

Kinderzeichnung von Kronprinz Rudolf
anlässlich der Rettung von „Moro“ aus dem
Eis eines Baches, frühe 1860er Jahre.



Uffir ist Rom ein Lüdling und dreier bekender seiner Frau von die
besen raberzengel seht in die einpruchen. Am 19. September in
diesem Jar. Es wahr ein schwarzer Bället aber mibelsdabsfessel
und rudes Barack von einen dinstverdingen dinst aus den
Wasser geredet.



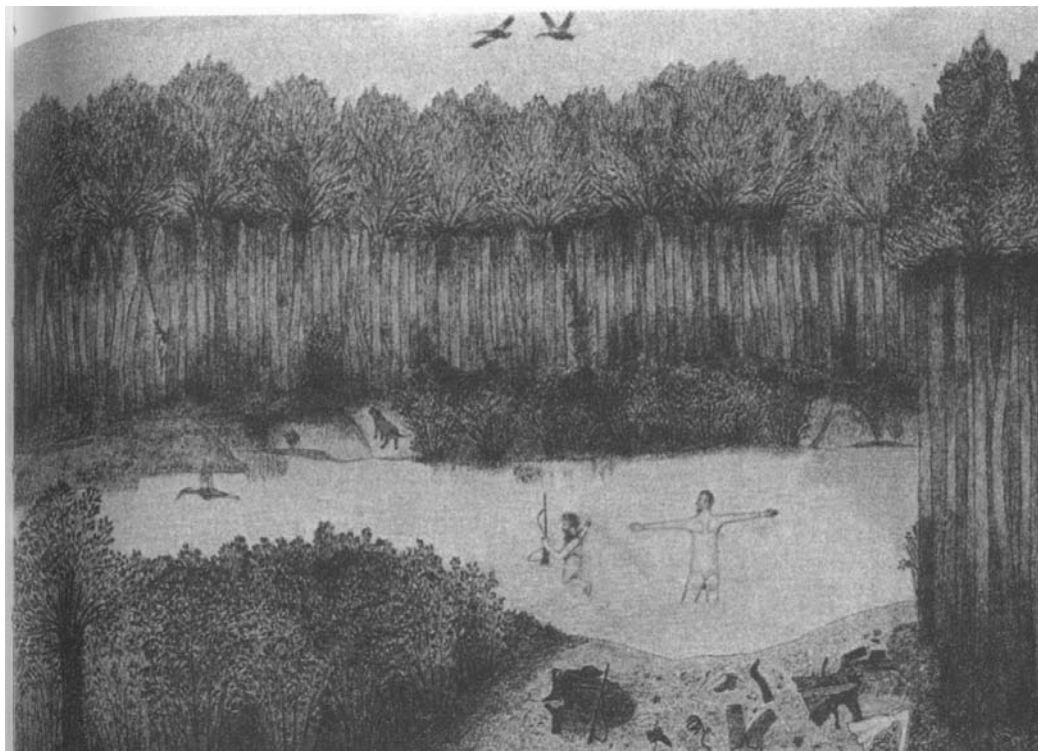
Ludovika Wilhelmine Herzogin in Bayern mit ihrer Enkelin Amalie Maria Herzogin in Bayern mit einem Volpino italiano (Italienischer Zwergspitz).

Maximilian Herzog in Bayern vor Schloß Berg im Beisein eines Irish Setters und eines Mastiffs.





Kinderzeichnung des Kronprinzen Rudolf



Kronprinz Rudolf und Leibjäger Püchel im Hofjagdrevier
Mühlleiten, Bleistiftzeichnung von Rudolf Püchel 1884



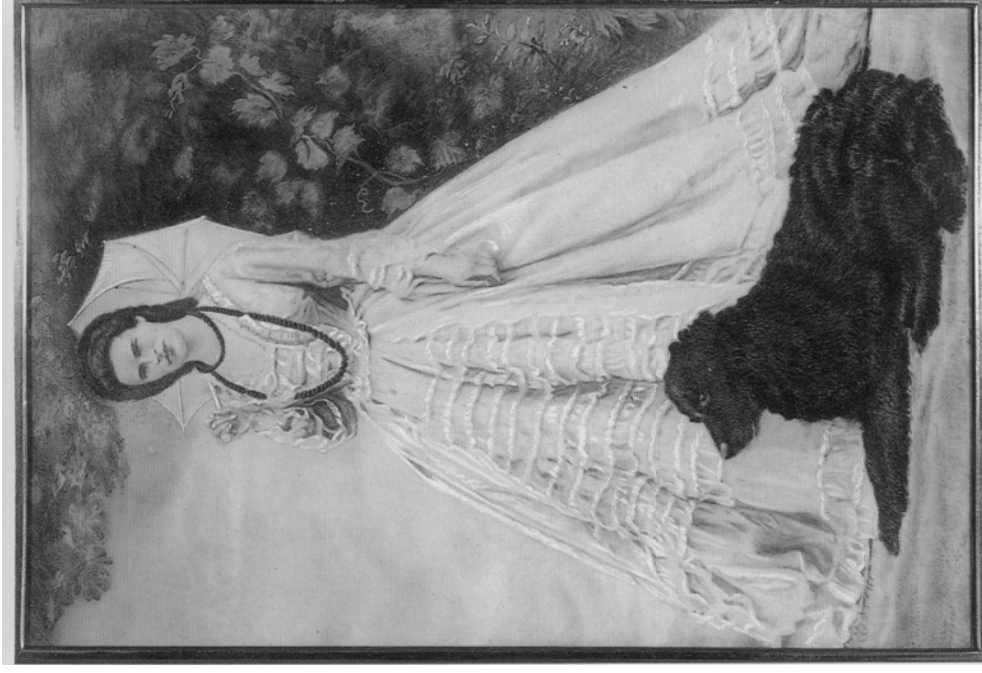
Kronprinz Rudolf im Alter von 3 Jahren auf einem Spielzeugpudel, Photo L. Angerer 1862

Das Kaiserpaar und seine Kinder als Bürgerliche Familie, frühe 1860er Jahre





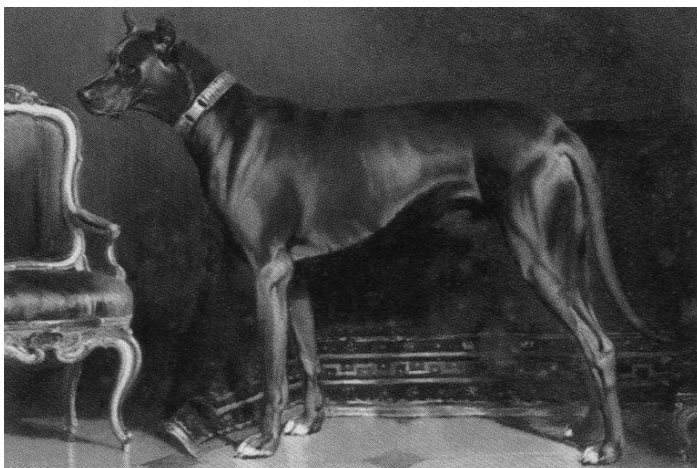
Sophie Herzogin in Bayern, spätere Gemahlin von Ferdinand Prinz von Orléans, Herzog von Alençon mit einem Retriever und einer Dogge (?) auf einem Foto um 1860



Helene Herzogin in Bayern, Gemahlin des Maximilian Anton Lamoral Erbprinz von Thurn und Taxis mit einem Wavy Coated Retriever



Kaiserin Elisabeth und ihre Lieblingsdogge auf der Terrasse des Archilleion in Korfu, gemalt in den achtziger Jahren von Joszi Arpád Baron von Koppay



Kaiserin Elisabeths Dogge nach einem Gemälde von Karl Reichert um 1873.

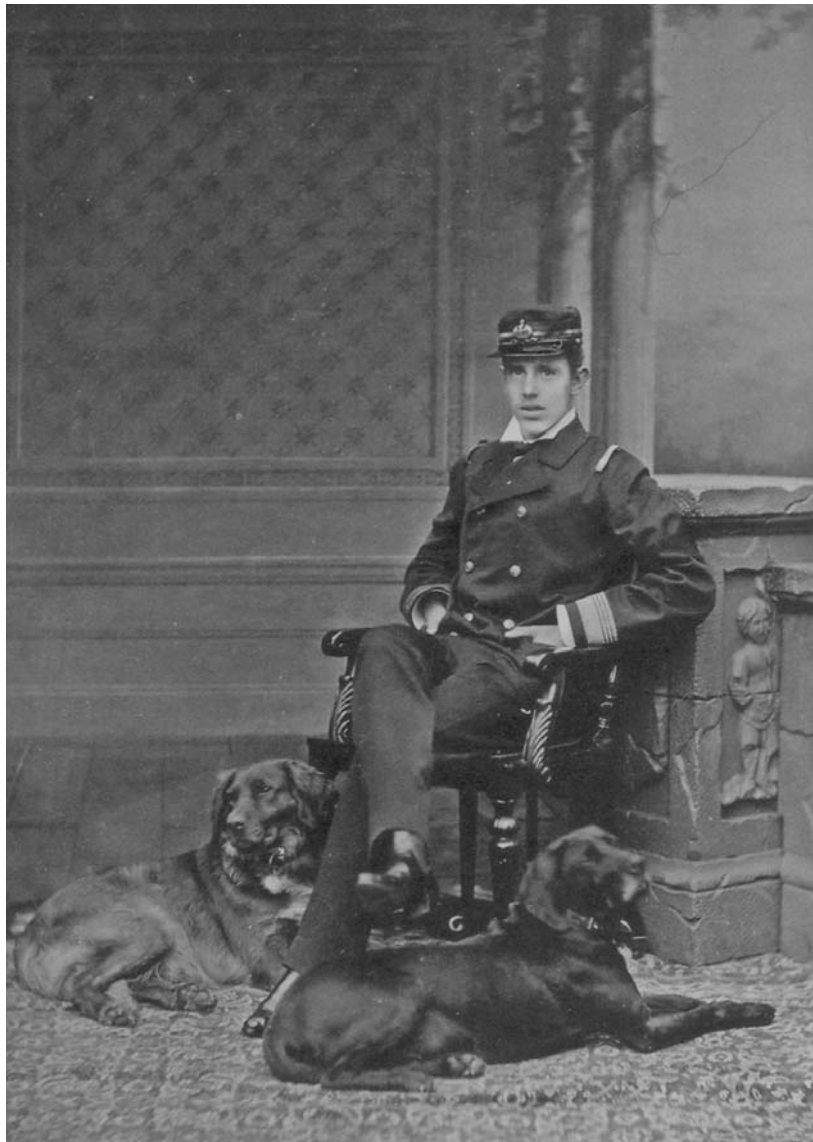


Kaiserin Elisabeth und einer ihrer Lieblingshunde, der Irish Wolfhound Shadow



Zwei Lieblingshunde der Kaiserin in einem Aquarell von Kriehuber, links vermutlich „Lady“, rechts „Shadow“

Rudolf im Beisein zweier seiner Jagdhunde, 1878



Das „Türkische Zimmer“ des Kronprinzen, Wilhelm Gause 1885



Präparat eines der Lieblingshunde des Kronprinzen, NMW





Präparat eines der Lieblingshunde des Kronprinzen, NMW St. 1287

Ausschnitt Kopf mit Originalhalsband, inklusives Marke



Seitenansicht mit Originalhalsband, inklusives Marke





Der Österreichischer Offizier in zeitgenössischer Darstellung und Karikatur
aus István Deák, *Der K.(u.)K. Offizier 1848-1918* (Wien, 1991)



		1868	1907	
Rang- klasse	Rang	Grundsold pro Jahr	Index für 1868 (*)	Index für 1907 (min.-max.)
XI	Leutnant	600	1,0	1
X	Oberleutnant	720	1,2	1,3-1,4
IX	Hauptmann II. Klasse	900	1,5	
IX	Hauptmann I. Klasse	1.200	2,0	1,8-1,8
VIII	Major	1.680	2,6	2,6-2,4
VII	Oberstleutnant	2.100	3,5	3,2-3,1
VI	Oberst	3.000	5,0	4,3-4,4
V	Generalmajor	4.200	7,0	6,8-6,5
IV	Feldmarschall- leutnant	6.300	10,5	8,3-8,0
III	Feldzeug- meister oder General der Kavallerie	8.400	14,0	10,0-9,0
II	(+)	-	-	11,9-10,0
I	Feldmarschall	10.000	17,5	14,3-12,0

Ausgabenkategorie	Kosten in Kronen
Uniformierung	20
Musik	6
Bibliotheksbetrag	1
Offizierskasino	3
Offiziers-Darlehensfonds	2
Menage (Mittagstisch)	30
Abendessen	30
Frühstück	6
Beleuchtung	6
Beheizung	6
Wäsche	6
Diener-Zulage (Bezahlung des Offiziersburschen)	6
Vergnügungen, ferner Auslagen für Seife, Zahnpulver, Friseur, Bad, eventuell Rauchen für unvorhergesehene Ausgaben	15 3
Gesamt	140

Ursprung des Adelspatents	Zahl	Prozentsatz
erhielt den Titel selbst	23	35,9%
Vater oder Großvater		54,6 %
erhielt den Titel	12	18,7% Dienstadel
alter niederer Adel	16	25,0%
alter hoher Adel	13	20,3% Altadel

Tabelle 10.6. Nationalität der Reserveoffiziere in der k.u.k. Armee im Jahre 1910
(Prozentsätze)

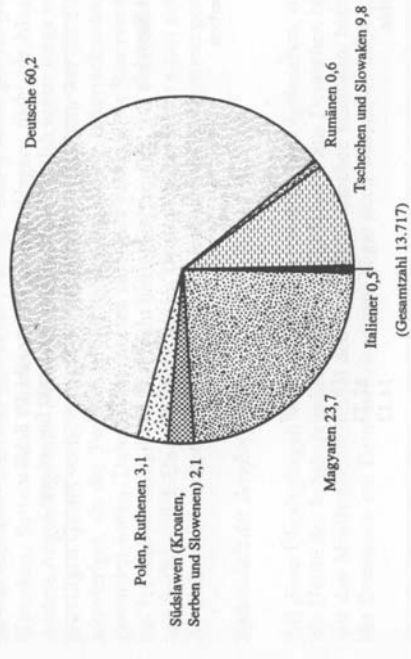
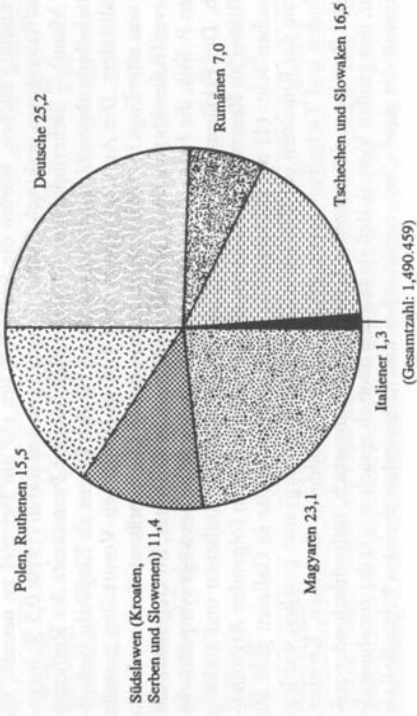


Tabelle 10.7. Nationalität der Mannschaft in der k.u.k. Armee im Jahre 1910
(Prozentsätze)

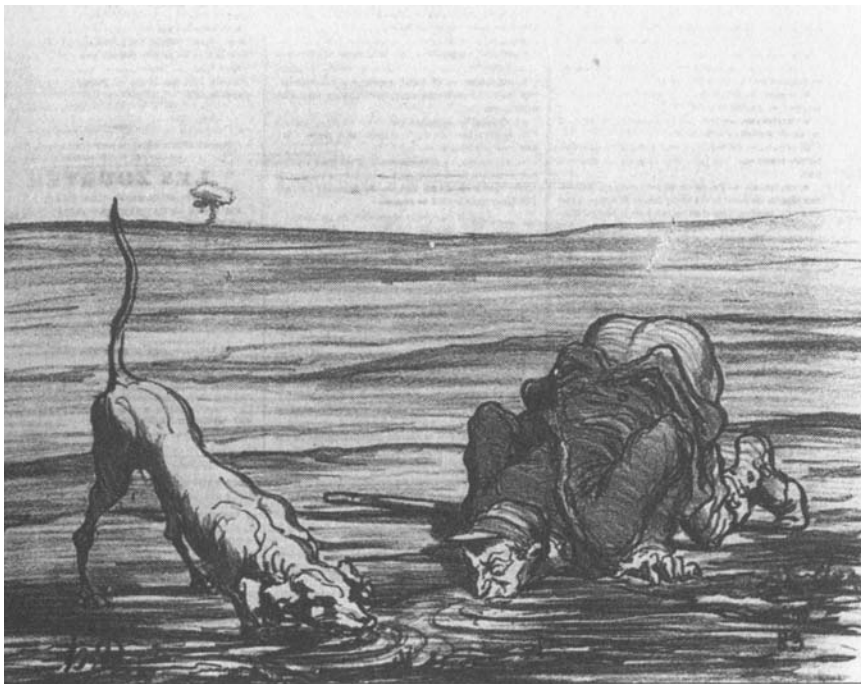


Religions-gemeinschaft	Bevölkerung allgemein	Mannschaften	Reserve-offiziere	Berufs-offiziere
römisch-katholisch	65,9	66,2	68,2	86,0
griechisch- u. armenisch-katholisch (unierte)	10,6	10,9	1,2	1,0
griechisch- und armenisch-orientalisch	8,7	9,1	1,7	2,7
evangelisch	3,5	4,3	8,6	7,8
Augsburger Konfession	5,4	5,5	3,0	1,8
evangelisch Helvetische	?	0,2	0,1	0,1
Konf. (Calvinisten)	?	-	0,1	-
Unitarier	4,4	3,0	17,0	0,6
andere Christen	1,2	0,8	-	-
Israeliten	?	-	0,1	-
Mohammedaner				
konfessionslos				
Insgesamt	100,0	100,0	100,0	100,0

Nationalität	Bevölkerung allgemein		Mannschaften aktiv und in der Reserve	
	Absolutzahl (in 1.000)	Prozentsatz	Nationalität	Prozentsatz
Deutsche	12.007	23,4	375.015	25,2
Magyaren	10.056	19,6	344.210	23,1
Tschechen, Mährer und Slowaken	8.410	16,3	245.046	16,5
Polen	4.968	9,7	118.168	7,9
Ruthenen	3.998	7,8	113.931	7,6
(Ukrainer)				
Kroaten und Serben	4.381	8,5	134.019	9,0
Slowenen	1.256	2,4	36.361	2,4
Rumänen	3.224	6,3	103.814	7,0
Italiener	768	1,5	19.510	1,3
andere	2.314	4,5	385	-
Insgesamt	51.390	100,0	1.490.459	100,0



Olaf Gulbransson, Der vornehme Hund
(Simplicissimus, 1908)



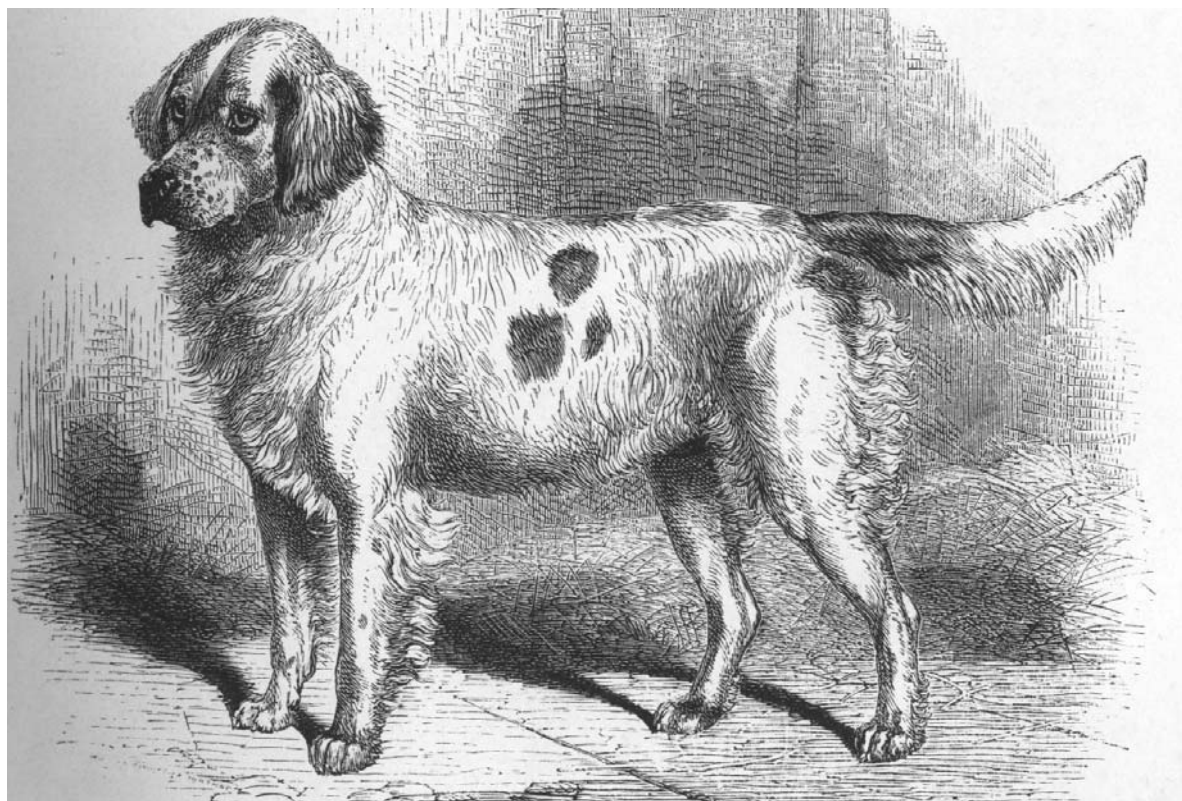
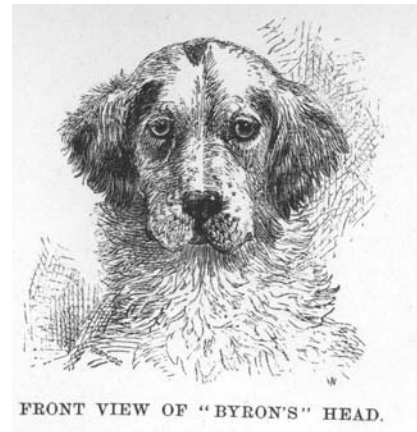
Honoré Daumier,
Deux chasseurs altérés, 1859



Frühe Retriever Setter Studien aus den 1870er Jahren in Stonehenge's „Dogs of the British Islands“, links Wavy Coated, rechts Curly Coated Retriever



Frühe English Setter Studien aus den 1870er Jahren in Stonehenge's „Dogs of the British Islands“

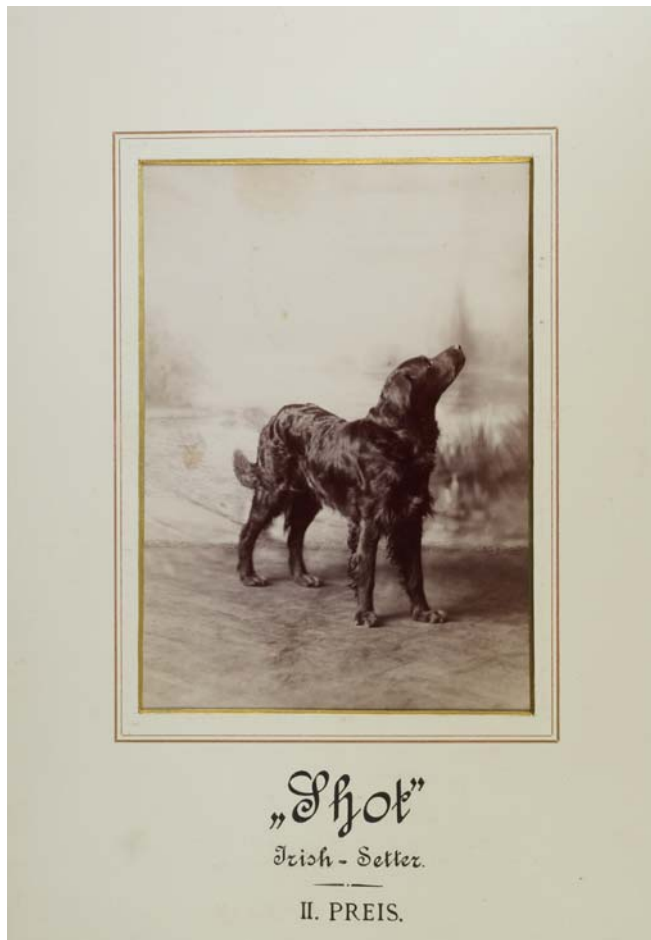




Gordon Setter aus den 1870er Jahren
in Stonehenge's „Dogs of the British
Islands“



Früher Typ des Irish Setter aus den
1870er Jahren, Stonehenge's „Dogs
of the British Islands



Ursprünglicher Typ des
Irish Setter Ende des neunzehnten
Jahrhunderts

Maud Earl, Re. R. O'Callaghan's Irish Setter Ch. Shandon II und
Ch. Geraldine II (ca. 1890)





„Flush“, zeitgenössische Fotografie ohne Datum



Denkmal zu Ehren "Barrys",
Pariser Tierfriedhof Asnières

Hyde Park Pet Cemetery, London



Bildnachweis:

- I. links: Elisabeth mit ihrem Pudel „Moro“, Foto um 1865, Bildarchiv der ÖNB, Wien (509,458,BR)
rechts: Votivbild gemalt von Kronprinz Rudolf von Österreich (Privatbesitz)
- II. Ludovika Wilhelmine Herzogin in Bayern mit ihrer Enkelin Amalie Maria Herzogin in Bayern, Photo um 1880, Privatbesitz
unten: Maximilian Herzog in Bayer als Zitherspieler, Galvanographie nach einer Zeichnung von Leo Schöninger, Stadtmuseum München
- III. oben: Kinderzeichnung des Kronprinzen Rudolf, Haus- Hof- und Staatsarchiv Wien
unten: Kronprinz Rudolf und Leibjäger Püchel im Hofjagdrevier Mühlleiten, Bleistiftzeichnung von Rudolf Püchel 1884, Privatbesitz Gabriele Praschl- Bichler
- IV. oben: Kronprinz Rudolf im Alter von 3 Jahren auf einem Spielzeugpudel, Photo Ludwig Angerer, 1882 Nationalbibliothek, Bildarchiv
unten: Bürgerliches Familienbild um 1860, mit Gisela und Rudolf. Österreichische Nationalbibliothek, Portraitsammlung
- V. links: Sophie Herzogin in Bayern mit einer Dogge und einem Retriever Photo Privatbesitz
unten: Helene Herzogin in Bayern, mit einem Wavy Coated Retriever Hofbibliothek , Schloss Regensburg
- VI. oben: Kaiserin Elisabeth von Österreich mit einer deutschen Dogge, Ölgemälde von Joszi Árpád Baron von Koppay, Privatbesitz , Photo: Ditta Girogio Laurati, Florenz
unten: Kaiserin Elisabeths Dogge nach einem Gemälde von Karl Reichert, Dogge (1873) Historisches Museum der Stadt Wien
- VII. oben: Kaiserin Elisabeth, Photographie nach Emil Rabending, 1865/66, Nationalbibliothek, Portraitsammlung
unten: Zwei Hunde der Kaiserin Elisabeth von Österreich, Aquarell von Kriehuber, Privatbesitz
- VIII. oben: Rudolf in Marienuniform mit seinen Hunden, Photo: Atelier Adele, 1878 Sammlung Alfred Kruspel, Poysdorf
links unten: Das „Türkische Zimmer“, Wilhelm Gause, 1885 , Wien Museum Karlsplatz
rechts unten: Pöparat eines der Lieblingshunde des Kronprinzen im NMW, Photo Katja Wolf (2007)
- IX. Archivbeschilderung und Teilansichten des Hundes des Kronprinzen im NW NMW, Photo Katja Wolf (2007)
- X. oben: Offizier bei der Lagebesprechung, Aquarell von Alfons Mayrbach um 1910 in: Deak Istvan, Der k(u.)K Offizier 1848-1918, Wien 1989
unten: Karikatur von Fritz Schönpflug, 1908 in: Deak Istvan, Der k(u.)K Offizier 1848-1918, Wien 1989
- XI. Deak Istvan, Der k(u.)K Offizier 1848-1918, Wien 1989
- XII. Deak Istvan, Der k(u.)K Offizier 1848-1918, Wien 1989
- XIII. oben: Gulbransson Olaf, Der vornehme Hund, Simplicissimus, 1908, Olaf Gulbransson Museum Tegernsee
unten: Honore Daumiere, Deux chasseurs alteres , 1859 Olaf Gulbransson Museum Tegernsee
- XIV. Stonehenge, Dogs of the British Islands, London 1873
- XV. Stonehenge, Dogs of the British Islands, London 1873
- XVI. Stonehenge, Dogs of the British Islands, London 1873
- XVII. oben: Photographie Irish Setter, 1889 Privatbesitz
unten: Maud Earl, Re.R. ,Callaghan's Irish Setter Ch.Shandon II und Ch. Geraldine II um 1890), The Kennel Club , London
- XVIII. Flush, der Spaniel von Elisabeth Barret Browning, Photo ohne Datum, Privatbesitz In: Woolf Virginia, Flush. A Biography (London, 1933)
- XIX. oben: Denkmal zu Ehren „Barrys“ am Pariser Tierfriedhof Asnières, Photo: Torbjörn Karvang, 2003
unten: Hundegrabstein am Hyde Park Cemetery, London Photo: Torbjörn Karvang, 2003

Namens- und Sachverzeichnis

A) Namensverzeichnis

Aeskulap.....	90
Altenberg, Peter.....	112
Anubis	9
Aquin, Thomas	10
Aristoteles.....	10, 90
Avenarius, Ferdinand.....	112, 113
Bacon, Francis.....	10, 86
Barret-Browning, Elisabeth	111
Bauernfeld, Eduard.....	48, 49
Bellegarde de, Heinrich Marquis	150
Billroth, Theodor.....	155, 156
Boerhaave, Herman.....	79
Bourgelat, Claude	92, 93, 95
Braganza, Marie Jose	62
Broughams, Lord	102
Byron, Lord	74, 197, 198
Castelli, Ignaz Franz	109
Chiron	90
Chotek, Rudolf Graf	94
Cicero	10
Cruft, Carles	148
Darwin, Charles	22-26, 74, 84, 86, 87, 115, 116, 117, 153, 178,
Daumier, Honore	116
Descartes, René	14-16, 115
Doderer von, Heimito	114
Dudley, Robert	133
Ebner-Eschenbach, Marie	111
Eichbaum, Friedrich	90-92, 98, 99
Elisabeth, Kaiserin von Österreich	35, 40-43, 59, 61, 63, 64, 76, 111, 117, 149, 189-194
Erskine, Thomas	100
Feodorowna, Anna	174
Ferdinand Karl, Erzherzog von Österreich	39
Fontane, Theodor	112
Fournier, August	49
Franz Joseph I, Kaiser von Österreich	33, 36, 41, 42, 63, 69, 70, 97, 126, 128, 189
Fugger, Nora.....	31-33, 57, 64
Galenus, Claudius	91
George IV, König	100
Gisela, Erzherzogin von Österreich.....	43, 190, 193
Glaser, Hermann	49, 50, 62,
Gordon, Alexander	135, 136,
Groß-Hofinger, Anton	60
Gudenus, Leo	150
Gulbransson, Olaf	117
Gurlt, Ernst Friedrich	98
Hacquet, Belsazar	177
Haeckel, Ernst	24, 116
Hegel, Friedrich	26
Heim, Albert	171
Hekate	9
Heller, Joseph	94
Hippokrates	90
Hitler, Adolf	195, 196
Hobbes, Thomas	10, 18
Howe, Lorna	7
Hoyos, Joseph Graf	36, 150, 151

Hubbard, Clifford	140
Huxley, Thomas	23, 24
Ilgner, Emil	120, 121, 179-182,
Isis	9
Johann, Erzherzog	126
Joseph II, ...	95, 127, 128,
Kant, Immanuel	18, 19, 22,
Kiepling, Rudyard	3
Lamartine de, Alphonse	2
Larisch, Marie-Louise Gräfin	31
Laverack, Edward	133-135, 140
Leo XIII, Papst.....	12
Linneé, Carl	84, 153
Lobkowitz, Fürst	32
Lorenz, Konrad	197, 204
Luther, Martin	11, 12, 14
Macchiavelli, Niccolo	13
Maria Theresia, Kaiserin von Österreich	93-95, 126, 127
Marie Valerie, Erzherzogin von Österreich	43, 190
Martin, Richard	100, 101
Maximilian I, Kaiser von Österreich	126
Menger, Carl	55
Mengmann, Eduard	94
Mommsen, Wolfgang J.	54
Montaigne de, Michael	14
More, Hannah	53
Morus, Thomas	13
Murner, Thomas	13
Newton, Isaak	86, 87
Nietzsche, Friedrich	26, 153
Oberländer, Adolf	117
Offray de la Mettrie, Juilien	16
Oldenburg, Friedrich Großherzog	97, 163
Plautus	10
Pleban, Franz Xaver	150
Plutarch	12
Pythagoras	10
Quetzalcaotl	9
Räber, Urs	171
Röhrs, Hermann	6
Rorarius	13
Rothwell, Harry	140
Rousseau, Jean –Jaques	17, 18, 25, 50,
Rudolf, Kronprinz von Österreich	34-38, 41, 43, 61, 69, 76, 94, 191-195,
Rumpold, Horace Sir	38
Saussure de Horace Benedict	177
Schopenhauer, Arthur	22, 26, 47, 153, 185-188
Schwarzenberg, Carl Prinz	30, 32, 151
Scott, Walter Sir	134
Scotti, Ludwig	93-95
Sessler, Baron	150
Sewallis , Evely Shirley	141
Sidonie, Prinzessin	42
Sieder, Reinhard	44, 46, 50
Sophie, Erzherzogin von Österreich	42, 61-63, 190,192
Spinoza, Baruch	16, 23
Starhemberg, Fürst	150
Stephanie, Kronprinzessin von Österreich	41, 149, 195,
Taafe, Eduard Graf	57
Theodor, Carl	62
Trautmannsdorff- Weinsberg, Karl Fürst	149
van Swieten, Gerhard	79, 94

<i>Vegetius</i>	90, 91
<i>Viktoria, Königin von England</i>	46, 100, 101
<i>Wallace, Alfred Russell</i>	22
<i>Wechsler, David</i>	21
<i>Wolstein, Johann Gottlieb</i>	93, 95, 96
<i>Woolf, Virginia</i>	75, 116
<i>Youatt, William</i>	99

B) Sachverzeichnis

<i>Adel</i>	24, 25, 27, 29-34, 36-50, 52, 54-56, 58-60, 62, 63, 65-69, 72-74, 76-78, 81-85, 100, 103, 104, 109, 114, 115, 118, 122, 124, 126-130, 132, 134, 136, 138, 140, 142, 145, 146, 148, 149, 170, 174, 175, 177, 178, 181, 191, 199, 201
<i>Alpen</i>	129, 131, 171-173, 176-178
<i>animal intelligence</i>	20
<i>Antropozentrismus</i>	10
<i>Bernhardiner</i>	160, 171-175, 178
<i>Bildungsbürgertum</i>	45-49, 51, 52, 73, 77, 119, 177
<i>Bürgertum</i>	29, 36-38, 42, 44-49, 51-53, 56, 69, 71, 73, 77, 78, 81, 118, 119, 122, 128, 130, 177, 178, 201
<i>Caritas</i>	109, 187
<i>Christenpflicht</i>	33
<i>Christentum</i>	27, 128, 185
<i>Crufts</i>	148
<i>Deutsche Dogge</i>	120, 151
<i>Dynastie</i>	39, 42, 50, 146
<i>Ehe</i>	39, 41, 46, 47, 51, 52, 56-63, 66, 71-73, 83, 86, 111, 189-191
<i>Evolution</i>	6, 19, 24, 105
<i>Felddiensthund</i>	169, 170
<i>Fleiß</i>	48, 69, 77, 97, 127
<i>Gebrauchshund</i>	5, 29, 40, 41, 74, 78, 107, 117, 118, 120, 122, 123, 129, 131, 137, 139, 140, 142, 162, 165-167, 169, 176, 180, 182, 183, 203
<i>Geistlichkeit</i>	23, 38, 55, 129, 199
<i>gentry</i>	54-56
<i>Großbritannien</i>	27, 54, 63, 66, 70, 79, 81, 121, 136, 148, 152, 186, 190
<i>Hundehaltung</i>	29, 33, 37, 40, 41, 43, 46, 77, 122, 201
<i>Hundekämpfe</i>	25, 101
<i>Hundemeute</i>	100, 183
<i>Infertilität</i>	85, 86
<i>Intelligenz</i>	14, 15, 19-22, 50, 65
<i>Irish Wolfhound</i>	40, 64, 193
<i>Jagdhund</i>	5, 8, 22, 33, 34, 37, 40, 41, 63, 65, 74-76, 78, 79, 84, 111, 112, 114, 115, 121-124, 129-132, 136, 138-142, 148, 149, 159, 162, 173, 182, 191, 193, 194, 202-204
<i>Jagdrecht</i>	124-129
<i>Kennel Club</i>	79, 136, 142-148, 150
<i>Kynologie</i>	25, 79, 80, 88, 121, 122, 130, 143, 144, 145, 147, 180
<i>Luxushund</i>	35, 46, 74, 107, 118-121, 123, 133
<i>Meldehunde</i>	166, 179
<i>Mesalliance</i>	57, 84
<i>Mystik</i>	5

<i>Nationalsozialismus</i>	195
<i>Natur</i>	4, 5, 7, 9, 10, 12-19, 21-28, 35, 36, 38, 41, 43, 50, 51, 58, 63, 71, 74-78, 80, 84-89, 91, 110, 111, 115, 119, 122, 123, 125, 126, 131, 132, 152, 153, 156, 158, 167, 173, 175-178, 189, 191-194, 201-203
<i>Naturalismus</i>	10
<i>Neigungsheirat</i>	51
<i>Nobilitierung</i>	30, 48
<i>Ordnung</i>	11, 30, 38, 65, 69, 74, 77, 81, 92, 93, 94, 127, 152, 192, 195, 201
<i>Österreich</i>	29-34, 36-44, 49, 55-59, 61, 66, 69-73, 76, 92, 94-97, 104, 108, 122, 123, 128-131, 148-152, 154, 160, 166, 171, 189, 190, 192, 194, 28, 46, 47, 183, 186
<i>Partnerschaft</i>	55, 56
<i>Peerage</i>	4, 27, 79, 80, 82, 83, 88, 109, 118, 119, 122, 123, 142, 143, 145-147, 149, 151, 174, 183
<i>Rassehund</i>	79
<i>Rassestandard</i>	166-168
<i>Rattenfängerhund</i>	24, 25, 27, 34, 77, 118, 122, 129, 132, 134, 136, 139, 140, 142, 174, 181, 182, 203
<i>Reinzucht</i>	7, 9, 14, 20, 26-28, 48, 63, 69, 107, 117, 201
<i>Religion</i>	8, 108, 123, 129, 132, 137-142, 194, 202
<i>Retriever</i>	97, 152-154, 156, 157, 159, 161-167
<i>Sanitätshund</i>	97, 153-155, 161, 170
<i>Schlachtfeld</i>	3, 5, 8, 26-28, 44, 45, 47, 60, 74-77, 105, 108, 131, 154, 167, 183, 184, 198, 201, 202, 204, 41, 120, 123, 129, 130, 132-136, 138-142, 151, 202
<i>Sentimentalisierung</i>	44, 74, 111, 121, 129, 130, 132, 135, 139-141, 151
<i>Setter</i>	10, 14, 43, 85, 89, 100, 102, 103, 104, 106-109, 186-188
<i>Spaniel</i>	14
<i>Tierschutz</i>	25, 35, 44, 71, 85, 88, 99, 102, 103, 106, 110, 114, 124, 127, 156, 161, 162, 168, 170, 173, 179, 190, 194, 197, 198,
<i>Tierspsychologie</i>	10
<i>Tod</i>	12, 46-48, 53, 69, 77, 198
<i>Transmigrationslehre</i>	47
<i>Tugend</i>	3, 10, 11, 13, 15, 18, 19, 21, 22, 46-48, 52, 57, 58, 74, 76, 185
<i>Tugendhaftigkeit</i>	57
<i>Vernunft</i>	5, 87, 89, 90, 92, 93, 95, 96, 98
<i>Vernunftfehe</i>	97, 147, 153, 154, 156, 179
<i>Veterinärmedizin</i>	3, 159, 184, 195
<i>Weltkrieg, 1.</i>	101, 102, 118, 160
<i>Weltkrieg 2.</i>	
<i>Zughunde</i>	

Bibliographie

1. Primärquellen

§ 1 der novellierte Ausstellungsordnung des Österreichischen Hundezuchtverbandes (Wien, 1894)

§1-3 Bestimmungen zur Eintragung in das Österreichische Hundestammbuch (Wien 1883)

Buch Kohelet 3, 2 Die Bibel (Stuttgart, 1980)

Deutscher Verein für Sanitätshunde, Jahresbericht 1915/1916 und 1916/1917

Nachlass DDr. Emil Hauck, Österreichischer Kynologenverband

Nachlass des Kronprinzen Rudolf, Kt. 12.22.8 1867

Österreichischer Hundezuchtverein, Statuten vom 15. November 1883 §2

2. Jahrbücher, Festschriften:

75 Jahre Österreichischer Kynologenverband 1908-1984 (Wien, 1984)

Tierärztliche Hochschule in Wien (Hsg.), 200 Jahre Tierärztliche Hochschule in Wien (Wien, 1968)

ÖKV/ Veterinärmedizinische Universität Wien (Hsg.) Mensch und Hund. Heute und Morgen. Skriptum zum Internationalen Kynologischen Symposium am 7. und 8. Mai 1986 an der Veterinärmedizinischen Universität Wien (Wien, 1986)

3. Sekundärliteratur:

Adorno Theodor W., Ästhetische Theorie (Frankfurt, 1970)

Aldington Eric H.W., Von der Seele des Hundes (Weiden, 1986)

Almstädter Rainer, Gesellschaftsgeschichte des Alpinismus (Diss., Wien 1995)

Almstädter Rainer, Gesellschaftsgeschichte des Alpinismus. Die kulturelle, ökonomische und politische Dimension des Alpinismus; Die alpinen Vereinigungen Österreichs und Deutschlands im Kontext der Sportgeschichte (Diss., Wien 1995)

Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (Hrsg.), Jagd einst und jetzt. Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung 1978 Schloß Marchegg (Wien, 1978)

Anonymus/ Schneider Josef (Hrsg.), Kaiser Franz Joseph I. und sein Hof (Wien, 1984)

Aufsatz über den Darwinismus In: Hamann Brigitte (Hrsg.) Kronprinz Rudolf. "Majestät ich warne Sie...". Geheime und private Schriften (Wien, 1998)

Avenarius Ferdinand, Der Hund In: Stapel Wilhelm, Avenarius Buch. Ein Bild des Mannes aus seinen Gedichten und Aufsätzen (München, 1916)

- Baur Otto, *Bestiarium humanum. Der Mensch- Tier - Vergleich in Kunst und Karikatur* (München, 1974)
- Beckmann Gudrun/ Beckmann Susanne, *Vom aufrechten Menschen zum Hundehalter. 500.000 Jahre Ko- Evolution und Kulturgeschichte von Mensch und Hund* (Giessen, 1994)
- Berger Caroline, *Eine Fragebogenuntersuchung über die Bedeutung von Hundehaltung für das eigene psychische Wohlergehen* Innsbruck 1996, Dipl. Arbeit
- Bernhardt Joseph, *Die unbeweinte Kreatur* (München, 1961)
- Bernhart Joseph, *Die unbeweinte Kreatur. Reflexionen über das Tier* (München, 1961)
- Beyersdorf Peter, *Der Spaniel. Der Cockerspaniel und die Varietäten* (Köln, 1977)
- Bindtner Josef (Hrsg.), *Bauernfeld Eduard. Erinnerungen aus Alt- Wien* (Wien, 1923)
- Birke Adolf M., *Die Revolution von 1848 und England* In: Birke Adol M./ Kluxen Kurt (Hrsg.) *Viktorianisches England in deutscher Perspektive* (München, 1983)
- Brackert Helmut/ van Kleffens Cora, *Von Hunden und Menschen . Geschichte einer Lebensgemeinschaft* (München, 1989)
- Brehm Peter, *Dein Hund im Recht* (Köln, 1980)
- Brehm Peter, *Schäferhunde. Der deutsche Schäferhund* (Köln, 1977)
- Brehm U.E., *Die Haushunde* (Leipzig, 1923)
- Breßler Hans- Peter, *Ethische Probleme in der Mensch- Tier-Beziehung. Eine Untersuchung philosophischer Positionen des 20. Jahrhunderts zum Tierschutz* (Frankfurt, 1996)
- Bungartz Jean, *Der Hund im Dienste des rothen Kreuzes* (Leipzig, 1892)
- Bungartz Jean, *Der Luxushund. Anleitung zur Kenntniss, Auszucht und Abrichtung aller nicht zur Jagd benutzten Hunde* (Berlin, 1888)
- Bungartz Jean, *Die Dressur des Polizei--und Sanitätshundes* (Berlin, 1916)
- Burtscher H., *Die Veterinärmedizinische Universität Wien. Ein geschichtlicher Überblick* (siehe www.vu-wien.ac.at)
- Chroniken des Hospizes am Großen St. Bernhardspass*, zit. In: *Geschichte des St. Bernhardshundes, St. Bernhards- Klub e.V.* (Hrsg.)
- Claudius Matthias, *Sämtliche Werke* (Berlin/Darmstadt, 1964)
- Coren Stanley, *The Pawprints of History, Dogs and the Course of Human Events* (New York, 2002)
- Croxton Smith A., *Dogs since 1900* (London, 1950)
- Csáky Moritz, *Adel in Österreich* In: *Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs . Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung 1984* (Wien, 1984)
- Darwin Charles, *Die Abstammung des Menschen* (Stuttgart 1982)
- Darwin Erasmus, *Zoonomia. Of the Laws of Organic Life* (London, 1794)
- de Montaigne Michel, *Essais Buch II, Kapitel XII* (1580)
- Deák István, *Der K.(u.)K. Offizier 1848-1918* (Wien, 1991)

Der Hund (Berlin, 1925) Nr.19 vom 10.10.1926, Jahrgang 1926

Descartes Rene, *Discours de la Méthode* (1637), 5.Teil

Descartes Rene, *Méditations Métaphysiques- Cinquièmes Objections faites par Monsieur Gassendi contre les six Méditations*

Deutsche Jäger Zeitung (Hsg.), *Hegewalds Schriften über den Gebrauchshund* (Neudamm, 1911)

Döcker Ulrike, *Die Ordnung der bürgerlichen Welt* (Frankfurt, 1994)

Ebner Eschenbach von Marie, *Krambambuli* (Wien ??)

Eichbaum Friedrich, *Grundriss der Geschichte der Thierheilkunde. Für Thierärzte und Studirende* (Berlin, 1885)

Erfahrungswissenschaften und Technik (Frankfurt, 1987)

Floessl, *Der Hund, ein Mitarbeiter an den Werken des Menschen*(// zit in Schranka Eduard Maria, *Buch berühmter Hunde* (Frankfurt/ Main, 1913)

Fournier August, *Erinnerungen* (München, 1923) S. 121 zit. in: Bahremann Gabriele, „Bürgerliche Werte“ im Wiener Bürgertum des 19. Jahrhunderts (Wien, 1997)

Franke E., *Gestaltungen der Tierdichtung, Dissertation* (Bonn 1934)

Freiherr von der Goltz Colmar, *Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegsführung in unserer Zeit* (Berlin, 1899)

Fugger, Fürstin Nora, *Im Glanz der Kaiserzeit* (Wien, 1932)

Gaus M., *Das Idealbild der Familie in den moralischen Wochenschriften und seine Auswirkungen auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts* (Rostock, 1936) S. 32ff. zit. nach Rosenbaum H, *Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen* (Frankfurt, 1978) S. 265 zit. in: Sieder Reinhard, *Sozialgeschichte der Familie* Wien, 1987)

Glaser Hermann, *Bildungsbürgertum und Nationalismus. Politik und Kultur im Wilhelminischen Deutschland* (München ,1993)

Grössing Sigrid Maria, *Kaiserin Elisabeth und ihre Männer* (München, 2000)

Groß- Hofinger, Anton J., *Die Schicksale der Frauen und die Prostitution im Zusammenhang mit dem Prinzip der Unauflösbarkeit der katholischen Ehe und besonders der österreichischen Gesetzgebung und der Philosophie des Zeitalters* (Leipzig 1847)

Groß- Hofinger, Anton J., *Die Schicksale der Frauen und die Prostitution im Zusammenhang mit dem Prinzip der Unauflösbarkeit der katholischen Ehe und besonders der österreichischen Gesetzgebung und der Philosophie des Zeitalters* (Leipzig 1847)

Hamann Brigitte (Hrsg.) *Kronprinz Rudolf. „Majestät ich warne Sie ...“ Geheime und private Schriften* (München, 1998)

Hamann Brigitte, *Elisabeth. Kaiserin wider Willen* (München, 1997)

Hamann Brigitte, *Kronprinz Rudolf. Ein Leben* (Wien, 2006)

Hamann Brigitte/ Hassmann Elisabeth (Hrsg.), *Elisabeth. Stationen ihres Lebens* (Wien, 1998)

Hausen Karin, *...eine Ulme für das schwankende Efeu. Ehepaare im deutschen Bildungsbürgertum*
In: Frevert Ute, *Bürgerinnen und Bürger* (Göttingen 1988)

- Hayn Hans, *Der Kriminalhund seine Leistungen* (Augsburg, 1927)
- Hediger, H., *Wildtiere in Gefangenschaft. Ein Grundriss der Tiergartenbiologie* (Basel, 1942)
- Hegel, G.W.F., *Die Vernunft in der Geschichte* (Hamburg, 1955)
- Heinsius Carmen A., *Mischlingshunde* (Köln, 1982)
- Hempelmann Friedrich, *Tierpsychologie vom Standpunkt des Biologen* (Leipzig, 1926)
- Herkner W., *Einführung in die Sozialpsychologie* (Bern, 1975)
- Herre, W./Röhrs, M., *Die Umweltbedingungen der Haustiere in: Illies, J./Klausewitz, W., (Hrsg.) Unsere Umwelt als Lebensraum; Grzimeks Buch der Ökologie* (Zürich, 1973)
- Heyer Franz, *Hunde gegen den Weißen Tod. Von großen Lawinenunfällen, der Abrichtung und den Leistungen alpinen Rettungshunde* (Zürich, 1966)
- Hieronimus Rorarius, *Quod animalia bruta saepe ratione utantur melius homine* -Hsg. Naude Gabriel (Paris 1648) zit. In Lewinson Richard, *Eine Geschichte der Tiere* (Hamburg 1952)
- Holler Gerd, *Mayerling: Die Lösung des Rätsels. Der Tod des Kronprinzen Rudolf und der Baroness Vesera aus medizinischer Sicht* (Wien, 1980)
- Hönel Alexander/ Tschachler Karin, *Das österreichische Militärveterinärwesen 1850-1918.*
- Horn Ralf, *Intelligenz* (München 1993)
- Horn Ralf, *Stichwort Intelligenz* (München, 1993)
- Howe, Lorna and Waring Geoffrey, *The Labrador Retriever. Popular Dogs Publishing Co., Ltd., 1975, revised version of The Popular Labrador Retriever by Countess Howe*
- Hoyos Graf Josef, *Denkschrift anlässlich des Hinscheidens Sr. Kaiserl. Und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Kronprinzen Erzherzog Rudolf am 30. Jänner 1889* In: Mitis Oskar, *Kronprinz Rudolf* (Leipzig, 1928)
- Ilgner Emil, *Kynologische Erinnerungen* (Heilbronn, 1925)
- Ilgner Emil, *Gebrauchs- und Luxushunde* (Magdeburg, 1902)
- Ilgner Emil, *Kynologische Erinnerungen* (Mannheim 1924)
- Internationales Kynologisches Symposium. *Mensch und Hund. Heute und Morgen* (Wien, 1986)
- Kant Immanuel, *Die Vernunft innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft* (Hamburg, 1966)
- Kant Immanuel, *Metaphysik der Sitten* (Hamburg, 1966)
- Keller Georg, *Pointer und Setter* (Schloß Bleckede/ Elbe, o.J.)
- Koch W., *Abstammung und Rassengeschichte des Hundes. Vortrag anlässlich des Weltkongresses der Kynologie* (Dortmund, 1956)
- Kurzmann Rupert, *Der Hund im Kriegsdienst* (Bielefeld, 1918)
- Laichmann Michaela, *Hunde in Wien. Geschichte des Tieres in der Großstadt*
- Landmann M., *Das Tier in der jüdischen Weisung* (Heidelberg, 1959)
- Langheinrich Franz, zit. in Kurzmann Rupert, *Der Hund im Kriegsdienst* (Bielefeld, 1918)

Laughton Nancy, *A Review Of The Flat Coated Retriever* (London, 1980)

Lewinson Richard, *Eine Geschichte der Tiere* (Hamburg 1952)

Lexikon der Pädagogik Band IV (Freiburg, 1962)

Löhneysen W. Freiherr von(Hrsg.), *Schopenhauer Arthur, Gesammelte Werke* (Frankfurt 1987), Band V

Lorenz Konrad, *Die Treue und der Tod In: So kam der Mensch auf den Hund* (München, 1965)

Macchiavelli Niccolo, *Der Fürst* (Stuttgart, 1963)

Magenknecht Martin, *Zucht und Dressur des Polizeihundes* (Leipzig, 1911)

Mann Thomas, *Herr und Hund* (Frankfurt, 1955)

Marr Waldemar, *Englische Vorstehhunde- Setter und Pointer* (Oppenheim/ Rhein, 1964)

Martha Paul, *Wolf, Fuchs und Hund bei den Germanen. Wiener Arbeiten zur germanischen Altertumskunde und Philologie ; 13* (Wien, 1981)

Menger Carl/ Kronprinz Rudolf, *Der Österreichische Adel und sein constitutioneller Beruf. Mahnruf an die aristokratische Jugend. Von einem Österreicher* (London, 1879)

Meyer Heinz, *Der Mensch und das Tier. Anthropologische und kultursoziologische Aspekte.* (München , 1975)

Meyer Laurenz (Hofburgpfarrer und Lehrer des Kronprinzen), zit.in: *Aus Ist der Mensch ein Tier? Mommsen Wolfgang J., Preußen/ Deutschland im frühen 19. Jahrhundert und Großbritannien in der Viktorianischen Epoche. Eine komparative Betrachtung In: Viktorianisches England in deutscher Perspektive* (München, 1983)

More Hannah, *Coelebs auf der Suche nach einer Frau* (London, 1807)

Morus Thomas, *Utopia* (Darmstadt, 1964)

Most Konrad, *Leitfaden für die Abrichtung des Diensthundes* (Berlin, 1922)

Most Konrad, *Verhängnisvolle Fehler in der Handhabung des Diensthundewesens* zit.in: *Der Hund* Nr.18, 25.09.1926

Murner Thomas, *Narrenbeschwörung. Hsg.v.M.Spanier* (Berlin/Leipzig, 1926)

Musulin Janko/ Dobschova Friedrich, *Das große Buch der Jagd* (Wien, 1977)

Nagel Annerose, *Der Pudel* (Köln, 1980)

Narr D./Narr R., *Menschenfreund und Tierfreund im 18. Jahrhundert* In: *Studium Generale* 20.Jg. Heft 5

Neugebauer, Karl- Volker (Hsg.) *der deutschen Militärgeschichte, Band 2* (Freiburg/Breisgau, 1993) Bd.1, zit. in: *Spannagel Phillip Von Friedrich II. zu Graf Wolf von Baudessin. Betrachtung der Leitbilder deutscher Offiziere als Erzieher und Ausbilder* (Regensburg, 2006)

Neugebauer, Karl- Volker (Hsg.), *Grundzüge der deutschen Militärgeschichte, Band 2* (Freiburg/Breisgau, 1993) Bd.1

Niederkofler Helga, *Motive der Hundehaltung. Eine psychologische Untersuchung über den subjektiven Wert von Hunden für ihre Besitzer* Innsbruck, Univ., Dipl.-Arb., 1995

Nietzsche Friedrich, *Menschliches, Allzumenschliches. Erster Band*, Nr.247 in: von Gunnar Tilander, *Werke I, Cygenetica XVIII* (Karlshamm, 1971)

Nitzsche Friedrich, *Der Wille zur Macht. Nietzsches Werke Bd.9* (Leipzig, 1923)

Offray de la Mettrie Juilien, *L'Homme machine* (Paris, 1748)

Papst Leo XIII, *Enzyclica Rerum Novarum* n.420

Perrot Michelle, *Geschichte des privaten Leben, Band 4*

Pester Lloyd, 5.2.1889

Plutarch, *Von der Ruhe des Gemütes und andere philosophische Schriften* (Zürich, 1948)

Prof. Dr. R. Klett& Dr. L. Holthof *Der Hund* (o.J.) Nr.1375

Protokolls der Delegierten- Konferenz (Wien, 1883)

Publius Vegetuis Renatus zit. in Kitt Theodor, *Der Tierärztliche Beruf und seine Geschichte* (Stuttgart, 1931)

Richters C.E., *Die Tiere im chemischen Krieg* (Berlin, 1939)

Riedl Hedwig, *Setter und Pointer. Irish Setter- English Setter- Gordon Setter* (Köln, 1984)

Ritvo Harriert, *The Animal Estate: The English and other Creatures in Victorian Age* (London, 1887), Duffy Maureen, *The Hijacking of the Humane Movement* (London, 1992)

Rosebeck Kurt, *Der deutsche Schäferhund* (Hamburg, 1938) Band 4 der Reihe *Freund Hund*

Rossacher Karlheinz, *Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstrassenzeit in Wien* (Wien, 1992)

Roth Hans, *Die Entwicklung der Sanitätshundeführung und ihre volkswirtschaftlichen und rechtlichen Beziehungen* In: *Deutscher Verein für Sanitätshunde, Jahresbericht 1915/1916 und 1916/1917*

Rousseau Jaques, *Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen* in: Rousseau Jaques, *Schriften zur Kulturkritik* (Hamburg, 1955)

Rousseau Jean J., *Emil oder über die Erziehung* (Paderborn, 1963)

Rousseau Jean Jaques, *Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen* in: Rousseau Jaques *Schriften zur Kulturkritik* (Hamburg, 1955)

Rousseau Jean Jaques, zit. nach Hackenesch Christa, *Bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur* (Hamburg, 1984)

Rühe Ernst, *Schriftenreihe über die ärztliche Sonderfürsorge für Schwerverwundete Heft3* (Stuttgart, 1943)

Schad Martha und Horst (Hrsg.) *Von Österreich Marie- Valérie, Das Tagebuch der Lieblingstochter von Kaiserin Elisabeth 1878-1899* (München, 1998)

Schmid Bastian, *Das Seelenleben der Tiere* (Wien, 1926)

Schmidt- Dengler, Wendelin (Hrsg.) *Heimito von Doderer, Die Erzählungen* (München, 1972)

Schnabel Franz, *Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Band 3*

Schnürer Franz (Hrsg.), *Briefe Kaiser Franz Josephs I. an seine Mutter 1838- 1872* (München, 1930)

Scholz Herbert, *Der Hund in der griechisch-römischen Magie und Religion* (Berlin, 1937)

Schopenhauer Arthur, *Die Welt als Wille und Vorstellung* 2.Bd in Schopenhauer Arthur, *Sämtliche Werke* 2. Bd (Wiesbaden, 1961)

Schopenhauer Arthur, *Sämtliche Werke* (Wiesbaden, 1961)

Schopenhauer Arthur, *Sämtliche Werke*. 5 Bände , Hrsg. Von Frh. von Löhneysen, W. (Frankfurt, 1987)

Schranka Eduard Maria, *Buch berühmter Hunde* (Frankfurt/ Main, 1913)

Schreiber Josef/ Professorenkollegium der Tierärztlichen Hochschule (Hrsg). *Festschrift. 200 Jahre Tierärztliche Hochschule in Wien* (Wien 1968)

Schubart Artur, zit. in: Kurzamann Rupert, *Der Hund im Kriegsdienst* (Bielefeld, 1918)

Schütze Yvonne, *Mutterliebe- Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts* In: Frevert Ute (Hrsg.), *Bürgerinnen und Bürger* (Göttingen, 1988)

Schultes Joseph August, *Reise auf den Glockner*, zit in : Almstädter Rainer, *Gesellschaftsgeschichte des Alpinismus* (Diss., Wien 1995)

Schultze Ilse, *Greyhound und andere Windhunderassen* (Köln, 1984)

Sellert Wolfgang, *Das Tier in der abendländischen Rechtsauffassung*, in: *Studium Generale. Vorträge zum Thema Mensch und Tier*. Bd.2

Sieber Ilse/ Aldington Eric H.W., *Hundezucht naturgemäß -mit Liebe und Verstand* (Weiden, 1984)
Sieder Reinhard, *Sozialgeschichte der Familie* (Frankfurt 1987)

Sokop Brigitte, *Jene Gräfin Larisch. Marie Louise Gräfin Larisch – Wallersee. Vertraute der Kaiserin- Verfemte nach Mayerling* (Wien, 1988)

Sommer Oscar P.W., *Hunde als Helfer im Weltkrieg* In: *Der Hund. Zeitschrift für praktische und wissenschaftliche Kynologie* , Nr.4 vom 28.Februar 1934

Spannagel, Phillip Von Friedrich II. zu Graf Wolf von Baudessin. *Betrachtung der Leitbilder deutscher Offiziere als Erzieher und Ausbilder* (Regensburg, 2006)

Spinoza Baruch, *Ethik*. Teil 4, 37. Lehrsatz, 1. Anmerkung (1677)

Stern Willian Louis, *Methodensammlung zur Intelligenzprüfung von Kindern und Jugendlichen* (Leipzig, 1912)

Stockmann Friederun/ Aldington Eric H.W., *Das Gangwerk des Hundes* (Weiden, 1985)

Symonds, *Treatise on Field Diversions*, A. By a Gentleman of Suffolk London, 1825/ Erstaussgabe 1776)

Szepts Julius (Hrsg.), *Kronprinz Rudolf. Politische Briefe an einen Freund 1882- 1889* (Wien/München/Leipzig, 1922)

The National Geographic Society (Hsg.) *The book of dogs. An intemate study of mankind's best friend* (Washington D.C., 1927)

Titus Maccius Plautus, *Asinaria II*

Tramiz Angelika, *Nach dem Zapfenstreich in Breymeyer/ Ulrich/ Wieland, Willensmenschen. Über deutsche Offiziere* (Frankfurt/ Main, 1999)

Trumler Eberhard, *Hunde ernst genommen* (München, 1989)

Tschudy W., *Geschichte des Hundes. Abstammung und Rassendifferenzierung* (Bern, o.J.)

Turner James, *Reckoning with the beast- Animals, pain and humanity in the Victorian Age* (Baltimore/London, 1980)

Valente Marion, *Hund und Katze in Redewendungen, Redensarten und Sprichwörtern* (frz.-dt.) Innsbruck, Univ., Dipl.-Arb. 1985

Vegetius, Liber 1, 17 zit. in: Eichbaum Friedrich, *Grundriß der Geschichte der Thierheilkunde* (Berlin, 1885)

Veldhuis Christina A., *Der Mops* (Köln, 1985)

Vernon Stokes G./ Townend Barton F., *My book of little dogs* (London, o.J.)

Von einem Österreicher, *Der Österreichische Adel und sein constitutioneller Beruf* (München 1878),

Von Knigge Adolph, *Über den Umgang mit Menschen* (Darmstadt 1976) S. 132 zit in: Hausen Karin, *...eine Ulme für das schwankende Efeu. Ehepaare im deutschen Bildungsbürgertum* In: Frevert Ute, *Bürgerinnen und Bürger* (Göttingen 1988)

von Otto E., *Der deutsche Schäferhund in Liebhaberhand* (Berlin, 1925)

von Stephanitz Max, *Der deutsche Schäferhund als Diensthund* (Augsburg, 1910)

von Stephanitz Max, *Der deutsche Schäferhund in Wort und Bild* (Jena, 1932)

Weissensteiner Friedrich, *Die rote Erzherzogin. Das ungewöhnliche Leben der Tochter des Kronprinzen Rudolf* (Wien, 1993)

Wertheim Zacharis, *Versuch einer medizinischen Topographie von Wien* (Wien, 1810)

Wiblishauser Hans, *Der Dobermann* (Köln, 1980)

Wiener Geschichtsblätter : Beiheft ; 1998,1 auch als: Wiener Stadt- und Landesarchiv:

Wild Rosemarie/ Yaussi Yvonne, *Flatcoated Retriever. Das große Rassehandbuch* (Cham, 2005)

Woolf Virginia, *Flush. A Biography* (London, 1933)

Woolf Virginia, *Flush. Eine Biographie* (Frankfurt, 1993)

Zell Thomas, *Ist das Tier vernünftig? Neue Einblicke in die Tierseele* (Stuttgart 1904)

Zelmanek Michaela, *Motivation zur Heimtierhaltung* (Diss. Wien, 1981)

Ziemen Erik, *Der Hund. Abstammung- Verhalten- Mensch und Hund* (München, 1988)

Wir sind einander so vertraut. Die Sentimentalisierung der Beziehung zum Rassehund im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert

Der status quo der Beziehung zum (Rasse)Hund ist in West- und Mitteleuropa zum gegenwärtigen Tage relativ klar definiert. Schwenkt das emotionale Pendel auch zwischen großer Sympathie und (weit seltener) offener Abneigung (meist aus persönlich negativer Erfahrung) so zeigt doch die Situation deutlich, dass die Beziehung (Rasse)hund in den vergangenen 150 Jahren eine Entwicklung durchgemacht hat, die zuvor in dieser Form nicht denkbar war. Ausgangspunkt dieser Entwicklung ist der Rassehund als treuer Jagdgefährte des (männlichen) Adligen hin über ein edles Assecoire der Salons des Fin de Siècle, hin zu einem anfänglichen Luxusgut des gehobenen Bürgertums bis zur allgemeinen Popularität in allen Gesellschaftsschichten. Dieser beachtenswerte Weg vom hochgeschätzten Gebrauchshund zu einem sentimentalisierten Partnerersatz steht im Zentrum dieser Arbeit. Im zeitlichen Rahmen vom frühen neunzehnten Jahrhundert bis ins erste Drittel des Zwanzigsten Jahrhunderts, liegt der geographische Schwerpunkt zwischen Mitteleuropa und den Britischen Inseln, je nach Bedeutung der jeweiligen Entwicklung.

Von besonderer Bedeutung ist die zeitliche Nähe der Entwicklung einer Sentimentalisierung der Mann Frau Beziehung, die in wiederkehrenden Reflexionen diese Arbeit begleitet.

In einer Annäherung an die regional unterschiedlichen Gesellschaftsmodelle der Hunde besitzenden und -züchtenden Gesellschaftsschichten soll die Nähe der Entwicklung skizziert und die Begründung für eine sehr spezielle Bezugsform im Verhalten zu des „Menschen besten Freunde“ aufgezeigt werden.

Ausgewählte Hunderassen, die in dieser Arbeit Modellcharakter besitzen und historische Persönlichkeiten, die sich in direkten Zusammenhang mit der Thematik dieser Arbeit, nicht umgehen lassen helfen das Bild einer durchaus synchron verlaufenden Entwicklung zwischen Mensch und Hund zu festigen.

Das neunzehnte Jahrhundert als große Zeitenwende in der Naturwissenschaft erweist sich auch im Sinne der Thematik als Zeit es Umbruchs. Unzählige Hunderassen werden in diesem Jahrhundert in Form und Standard festgelegt oder haben ihren züchterischen Ursprung in diesem Jahrhundert. Der Weg vom ursprünglichen Zuchtziel – meist in der direkten Notwendig der Hunde für Jagd, Schutz- oder Hütearbeit benötigt zu werden – gerät bereits zu Gegen Ende des Jahrhunderts aus den Fugen, spätestens zur Zeit der Jahrhundertwende als Internationale Rassehundeausstellungen ein breites Publikum an die Hunde heranführt, deren Erwerb nicht mehr an exzellente Verbindungen gesellschaftlicher Natur gebunden ist.

Die spektakulären Entwicklungen in der Naturwissenschaft lassen den Hund auch in veterinärmedizinischen wie Fragen der Verhaltensforschung ins Zentrum des Interesses treten.

Tierschutzorganisationen propagieren im neunzehnten Jahrhundert von England ausgehend den Hund als schützenswertes Lebewesen und bringen somit einschneidende Veränderung in der Einstellung zum Gebrauchshund mit sich.

Der Hund in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, emotionalisiert, sentimentalisiert, als Hauptperson der zu erzählenden Geschichte trägt zu einem nicht unbedeutenden Anteil dazu bei, sich dem Lebewesen Hund mit völlig geänderten Vorzeichen zu nähern.

Einen emotionalen Höhepunkt der Beziehung zeigt die im neunzehnten Jahrhundert beginnende Bestattung von Hunden in liebevoll angelegten Friedhöfen nach adeligem Vorbild englischer Hundegrabstätten.

Den Rassehund des Neuzehnten Jahrhunderts auf seinem (relativ kurzen) Weg vom ursprünglichen Zuchtziel in die sentimentale Umklammerung sozialhistorisch zu begleiten soll einerseits Einblick in die Ähnlichkeit von Mensch und Hund geben, zum Anderen Verständnis wecken für einen Art, die zum heutigen Tage oftmals fern ihrer Bedürfnisse und Lebensraumes ihr sentimentalisiertes Dasein fristet.

Feeling so close... the sentimentalisation of the human- canine relationship in the 19th and early 20th century

The human- canine relationship is more or less clearly defined in Western- and Central Europe these days. Nevertheless we have to state some kind of emotional ambivalence, immense empathy contrasting with mere rejection (mostly based on personal experience). The astonishing development of a unique relationship between man and its (pedigree) dog within the last 150 years is in the centre of this thesis.

The process of emotionalisation started with the relationship of male aristocrats towards their canine hunting companions. In the course of the nineteenth century these hounds became more and more a kind of luxurious attachment within to a lovely scenery. Step by step these dogs turned out being available for nearly all social classes. This remarkable development from an admired hunting companion towards a sentimentalised partner substitute is in the centre of this thesis.

The work is set within a limited time frame starting from the early nineteenth century until the first third of the twentieth century located between the British Isles and Central Europe, depending on the local stage of development.

Of major importance is the timely closeness to the development of a sentimentalised relationship between man and woman which is constantly reflected during this work.

Trying to find access to the regional distinctions in several dog owning classes there is the focus on finding explanatory statements for the very close and intimate relationship towards mankind's best friend.

Selected breeds showing somehow model character and historical persons, being closely connected with their dog affinity support the thesis of a quite homogenous development.

Stating a tremendous lot of breeds being established within the 19th century or at least their standards being written down. This century is presented as turning point not only in natural sciences but also as a rebound in matters of the relationship between man and his dog. The process from the breeder's ideal to breed a dog exactly for a very special purpose like gundogs, cattledogs, or for matters of security starts to get out of balance with the upcoming popularity of dog shows at the end of the century exposing the dogs to a broad variety of social classes stripped off any social barriers and territorial needs being able to possess a pure bred dog.

The 19th century is also the formation period of societies protecting the health and welfare of animals. Starting from the British Isles the dog was announced being a protectable animal which caused severe problems in matters of the relationship towards the dog being used as a utility animal.

Taking a look to nineteenth century literature we find a emotionalised and somehow sentimentalised view of dog in prose as well as in lyrics. Putting an animal into the focus of story – obviously differing to former tales becoming an important factor in a changing relationship and accelerated a new approach towards the animal dog.

A remarkable emotional highlight is the creation of dog graveyards in Western Europe following the model of noble burial grounds for beloved dogs in Britain.

The development of the emotional relationship towards pure bred dogs is a rather short development from the original breeders intention towards pure sentiment in the course of about 100 years. Looking from the social historical point of view this thesis is designed to give an idea how closely man and dog have developed in matters of a changed relationship towards their partners. Furthermore we have to state that mankind created a designed, sentimentalised animal stripped off its purpose these days and how to cope with this product.

Curriculum vitae

Mag. Katja H. Wolf, wurde am 14. März 1970 in Wien XIX., geboren. Grundschulausbildung von 1976 bis 1980. 1980 bis 1988 Besuch des BRG Franklinstrasse 26. Matura im Jahr 1988. Im Anschluss an die Reifeprüfung Studienreise durch die Vereinigten Staaten von Amerika. Im Jahre 1989 Beginn des Studiums der Geschichte & einer Fächerkombination aus Psychologie, Politikwissenschaft und Anglistik. Im Verlauf des Studiums mehrfache Auslandsaufenthalte u.a. Afrika, USA und Asien. Abschluss des Diplomstudiums im Jahr 2000 mit ausgezeichnetem Erfolg, Einreichung der Diplomarbeit zum Thema „Die hohe Kunst des Müßiggangs- von Kurgästen und Erholungsreisenden im Franzisko-Josephinischen Österreich“ im Frühjahr 2001.

Mit Herbst 2001 Beginn der Arbeit an der Dissertation zum Thema “Wir sind einander so vertraut. Die Sentimentalisierung der Beziehung zum Rassehund im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert“ im Bereich Wirtschafts- und Sozialgeschichte.

Von Herbst 2003 bis Ende 2005 ordentlicher Hörer der Veterinärmedizinischen Universität.

Von 1994 – 2005 hauptberuflich im General Motors Konzern (GM Fiat WWP Purchasing Opel Austria GmbH) beschäftigt, seit 2005 Pressesprecherin des Österreichischen Kynologenverbands.